



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

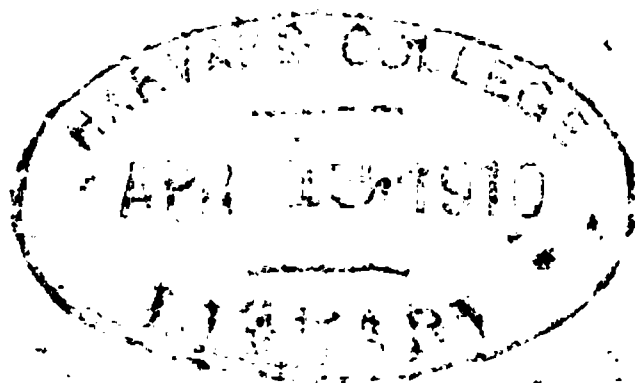
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Briefe,
die
Neueste Litteratur
b e t r e f f e n d.

X^{ter} Theil

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai

BP 362.2.3



G. F. Parkman fund.

Inhalt der Briefe des zehnten Theils.

Hundert und fünf und sechzigster Brief. Ueber Herrn
von Balthasar flüchtigen Entwurf des gelehrten
Schweizerlandes. S. 239

Hundert und

J. Rouss

Rousseau

handelt

et, ist es

Hundert und

dieses Ro

und hat keine auserord

entliche Situationen die Charaktere sind mittel

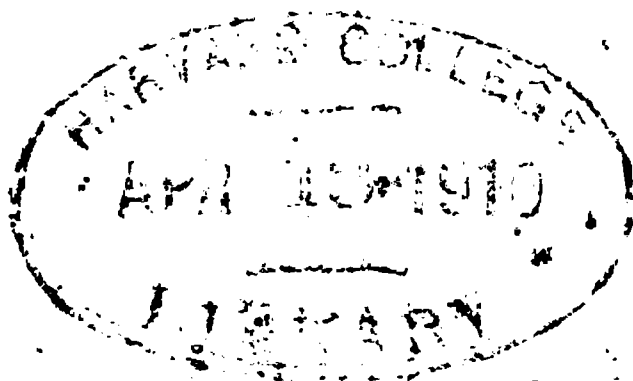
mäßig und zum Theil falsch gezeichnet, die Affekten

sprache ist spitzsündig, affectirt, und voller Schwulst.

S. 260

Hundert

BP 362.2.3



G. F. Parkman fund

Inhalt der Briefe des zehnten Theils.

- Hundert und fünf und sechzigster Brief.** Ueber Herrn von Balthasar flüchtigen Entwurf des gelehrten Schweizerlandes. S. 239
- Hundert und sechs und sechzigster Brief.** Ueber J. J. Rousseau neue Heloise; Die Briefe in welchen Rousseau als Weltweiser einzelne Materien abhandelt sind vorzuziehen, aber als Roman betrachtet, ist es ein elendes Buch. S. 245
- Hundert und sieben und sechzigster Brief.** Der Plan dieses Romans ist sehr mager und hat keine ausserordentlichen Situationen die Charaktere sind mittelmäßig und zum Theil falsch gezeichnet, die Affektensprache ist spitzfindig, affectirt, und voller Schmutz. S. 255
- Hundert** S. 260

- Hundert und acht und sechzigster Brief.** Nähere Betrachtungen über die Affektensprache, Beispiele davon aus der neuen Heloise. Abendtheuerlichkeiten des St. Preux. S. 275
- Hundert und neun und sechzigster Brief.** Wiederauslegung der Gedanken des Rousseau von der Affektensprache. S. 288
- Hundert und siebenzigster Brief.** Unwahrscheinlichkeiten bey der letzten Krankheit der Julie. Es ist Herrn Rousseau mehr um seine philosophische Materien, als um den Roman zu thun gewesen. S. 292
- Hundert und ein und siebenzigster Brief.** Unverzeihliche Fehler in der deutschen Uebersetzung der neuen Heloise. S. 297
- Hundert und zwey und siebenzigster Brief.** Youngs Gedanken über die Originalwerke, werden wieder dem Verfasser des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit vertheidiget. Eine kleine Anmerkung wegen eines den Herrn Heinz und das Neueste betreffenden Briefes. S. 310
- Hundert und drey und siebenzigster Brief.** Von Herrn Zacharia Uebersetzung des verlohrnen Paradieses in Hexameter; Ursachen warum sich diese Uebersetzung nicht lesen läßt. S. 327
- Hundert und vier und siebenzigster Brief.** Fehler in der Uebersetzung an sich selbst. S. 333
- Hundert und fünf und siebenzigster Brief.** Abweichungen von Miltons eigenthümlicher Schreibart, allerhand Auslassungen und Vertauschungen der Begriffe und Redensarten. S. 349
- Hundert und sechs und siebenzigster Brief.** Hexameter die von aller Harmonie entbloßt sind; falsche Daktylen; hart zusammenstossende Consonanten; Aehnlichkeit der Ausgänge, Abschnitte und Füße, Beständige Endungen in en. Hexameter die auf zweyerley Art und niemals richtig können scandiret werden. S. 354
- Hundert und sieben und siebenzigster Brief.** Die Cäsur ist selten beobachtet, und von dem poetischen Perioden ist gar keine Spur. S. 369

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

Zehnter Theil.

11110

11110

11110

11110

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

XIII. Den 7. May, 1761.

Hundert und acht und funfzigster Brief.

Lesen Sie immer des Herrn Flögels dickes Buch, das Ihnen unser gnter D. empfohlen hat. Lesen Sie es mit Aufmerksamkeit; Baumgartensche Vorlesungen, sind es werth: denn diese schenkt Ihnen Herr Flögel und ist großmüthig genug davon kein Wort zu erwähnen. Er will nicht haben, daß wir ihm unsere Dankbarkeit dafür bezeugen sollen. Herr Baumgarten hat ehemals in Halle eine Encyclopädie gelesen, und hat sie einer grosse Anzahl gelesen. Ich weis nicht, ob Herr Flögel unter dieser Anzahl gewesen ist; aber das Manuscript hat er, wie wir aus seinem Buche wissen. Unser D. hat einige Aehnlichkeit mit dem Manuscripte, welches er selbst besitzt, gefunden.

den und doch auch Abweichungen; mich wundert, daß ihn diese irre gemacht haben. So gewiß, als sich dergleichen Vorfälle machen lassen; — Herr Flögel hat dieses Manuscript in sein Buch von der Erfindungskunst eingerückt. Hier sind meine Beweise:

1) Baumgarten hat von dem Mathematischen Wissenschaften nur eine Tabelle ohne beygefügte Erklärungen gegeben. Herr Fl. wollte noch diesen Mangel ersetzen, und hat die jämmerlichen Fälle gethan, die Sie schon aus der ersten Recension kennen. Nachdem er die Rechnungen der Fluxionen mit so vieler Unwissenheit beschrieben hat, setzt er noch hinzu: „Beyder Verbindung (der Differenzial- und Integralrechnung) heißt die Exponentialrechnung.“ — Daß dis eigentlich non sence sey, muß doch hoffentlich jeder sehen.

2) Baumgarten hat dieses ganz eigen gehabt, daß er die philosophiam instrumentalem über die Philologie hinaus ausgedehnet, um diese
auch

auch darunter zu begreifen. Herr H. folgt ihm.

3) Was unser D. bey Baumgarten und Flögel für eine gemeinschaftliche Grille gehalten, daß sie nehmlich die mantischen Künste in ihre Tabelle hineingebracht haben; ist ganz sicher bey dem letztern noch weniger als eine Grille; und mehr als eine Grille bey dem erstern. Baumgarten wollte alles in seine Encyclopädie bringen, was man auch ehemals unter dem Namen der Philosophie begriffen hatte; und so musie er der mantischen Künste zugleich erwähnen. Hr. Flögel will zeigen, auf welche Wissenschaften die Erfindungskünste sollen gerichtet werden, und zeichnet uns auch dazu die mantischen Künste aus. Hinten nach mag dieses freylich seine Absicht nicht seyn: aber wer kann der Versuchung widerstehen, etliche Bogen leicht anzufüllen, wenn man im Baumgartenschen Manuscripte den ganzen Stoff dazu findet?

Mit diesen drey vorangeschickten Gründen fangen Sie nun die Vergleichung des Manuscripts mit dem darauf antwortenden Theil des

Buches an; es soll nichts an ihrer Ueberzeugung fehlen, daß sie ein verdeutschtes Baumgartensches Collegium beſitzen.

Befürchtet Herr Stögel nicht, daß noch andere Pfauen kommen, um ihm Federn auszuraufen? Mir deucht, mir deucht, ich ſehe noch einige ſchimmern.

Von ſeinem 363 : 368. Paragraphen ſteht ein Auszug aus der bekannten Abhandlung in der Bibliothek über die Quellen und Verbindungen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Der Auszug iſt mager, und der Anfang beſonders ſchielend. Es iſt wahr, am Ende des §. 67. wo er von dem Unterſchied der Malererei und Baukunſt redet, verweiſt er auf den erſten Band der Bibliothek; aber ſollte man nicht denken, daß er bloß in dieſem Artikel darauf verweiſe, nachdem er mit unerröthender Stirne im 63ſten §. ſagt: „Damit man die Eintheilung der ſchönen Künſte überſehen kann; will ich kürzlich „ihre Natur unterſuchen?

Sie erinnern ſich vielleicht noch einer Stelle aus den vorigen Briefen, * darinn D. den

Sag

* S. die Briefe im 1ſten Th. p. 157.

Satz des nicht zu unterscheidenden beyne Cicero glaubt gefunden zu haben. Wenn D. Herrn Sl. Benfall dadurch erhalten hat; so hätte dieser Brief genannt werden sollen. Keinesweges! Mit einer Mine, welche anzeigt, daß Herr Sl. solche Kleinigkeiten seinen Lesern als einen Ueberfluß in Scholien mittheile, sag er p. 10 „man hielt anfänglich den Satz des nicht „zu unterscheidenden, den Leibniz wieder her- „für suchte, für eine neue Erfindung; aber er „war nichts weniger, als neu. Cicero mußte „diesen Satz schon.“ Und nun führt er die von D. gefundene Stelle an: Politiores physi- ci docent singularum rerum esse singulas pro- prietates. Es ist eine Kleinigkeit, aber wenn jemand so wichtige Stücke sich stillschweigend zugeeignet hat; so rechnet man ihm auch die kleinern an. Ein paar Umstände in dem ganzen Zusammenhang des Sen. benehmen dem Einwurf, daß Hr. Sl. die Stelle des Cicero eben so gut selbst könne entdeckt haben, seine Kraft. Herr Sl. hat auch einen Styl, der verdient angemerkt zu werden. Er scheint

ihn nach dem Styl eines deutschen Weltweisen gebildet zu haben, dem die gelehrten Zeitungs-
 schreiber vor 10 und 15 Jahren das Lob, Gott-
 weis warum, beylegten, daß er schön schreibe.
 Hier ist eine Probe von der Kopie, die mit
 dem Muster ziemlich übereinkommt. V. 33.
 „Ein Genie, welches die vortreflichste Anlage
 „hat, bleibt zwar niemals verborgen. Es ist wie
 „ein ungeschliffener Demant. Manche Stralen
 „brechen aus ihm herfür. Aber ohne Übung
 „bleiben die Schönheiten seiner Natur bey ihm
 „eingewickelt. Er kommt ohne Übung nie auf
 „den Gipfel, wozu er bestimmt war; sondern
 „er spielt die Rolle eines niedrigen Kopfes. Er
 „sticht zwar unter denselben herfür, aber nicht
 „sehr merklich. Aber setzt ihn in Bewegung,
 „reißt ihn an seine Bahn zu laufen; so wird er
 „bald glänzend am Ziel stehen.“ Man weiß
 nicht mehr, ob der Demant seine Bahn läuft,
 oder eine niedrige Rolle spielt, oder unter wel-
 chen Dingen er herfür sticht. Kurz, es sind
 verweltte Blümchen ohne Ordnung.

B.

Hundert

Hundert und neun und funfzigster Brief.

Der Verfasser, der die Sitten der Gelehrten unserer Zeit für eine kommende Welt, in einer lateinischen Hülle ansbewahrt, hat eine gleiche Einkleidung zu einer andern Schrift gewählt, die den Titel führt: *Genius Saeculi*. Eben die Mannigfaltigkeit in Erfindungen, eben der seine Spott, der aus der Unschuld des Herzens zu kommen scheint; aber auch beynahe eben die Art von Einschränkung auf eine gewisse Gattung von Gelehrten. Die Gemählde von der Bildung und Vollendung eines hochadelichen jungen Herrn; die Unterredung eines alten Juristen mit seinem Sohn, kommen zwar ziemlich mit den Rabnerischen Satyren überein; aber das lateinische Kleid giebt ihnen eine Neuigkeit, vermittelt welcher sie sich uns zu unserm Vergnügen darstellen. Was mag wohl die Ursache davon seyn? Liegt es an dem gedrängten der lateinischen Wendungen; an den Ausdrücken, die uns durch das Natürliche und durch einige ihnen anlebende Nebenbegriffe

Nebenbegriffe anreizen; oder entspringt dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken unsers Verfassers, in der Sprache der Römer fühlen? Ein Schriftsteller, der dieses ungezwungen erreicht, läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius hören, der sich über unsere Sitten in seiner Sprache ausdrückt. Wie wenige giebt es, die uns dieses Vergnügen verschaffen können! Das traurige Geständnis entwischt mir. Wir werden zu sorglos für unsern Ruhm bey der Nachwelt. Bey der schwachen Hoffnung, daß unsere Sprache und die besten Schriftsteller in derselben von thronenden Mäcenaten — jene befördert, diese aber werden aufgemuntert werden; was für ein Weg bleibt uns wohl offen, um hinunter zur Nachkommenschaft gebracht zu werden, außer der römische Weg? Wir werden alsdann freylich nicht von dem schönen Geschlechte des 20ten und 21ten Jahrhunderts gelesen werden. Vielleicht trösten wir uns darüber; — aber andere werden unsere Gesellschaft suchen, wenn wir nur nicht zu ihnen, deren

Ohren

Dhren der Wohlklang eines Cicero geschmeichelt hat, allzu rauh reden.

Ich komme wieder zu unserm Schriftsteller. Er hat nicht immer die Sprache der Satyre geredet; er hat einige Wahrheiten ganz nackt vorgetragen. Sie verdienen deutsch nachgesagt zu werden; so lange nachgesagt zu werden, bis sie zu den Dhren dringen, die sie eigentlich hören sollen. Ich nehme sie aus dem Briefe von den Ursachen der eindringenden Barbarey. „Nichts ist schädlicher, nichts verderblicher für „die Republik der Gelehrten, als das lächerliche „Gesetz wodurch alle Gelehrsamkeit in gewisse „Klassen gebracht wird. Warum müssen denn „alle Theile derselben in 4 Facultäten gezwungen „werden? — Dich zieht die Dichtkunst durch „ihren Reiz an sich

Frangere miser calamos, vigilataque praelia dele.
„zu einer von den 4 Facultäten, wenn du nicht „hungern willst. Ein anderer widmet sich „der Kritik und der Erklärung alter Schrift- „steller. Ich bedaure sie, mein Herr, wenn „sie

„sie weder Theologe noch Juriste, weder Me-
„diciner noch Philosoph sind. Laß den dritten
„die Alterthümer wissen, laß ihn Meister in der
„Mahler- und Bildhauerkunst seyn: umsonst;
„er wird nicht als Gelehrter versorgt, wenn er
„sich nicht zu einer von den 4 Klassen kennt.
„Sie sehen die traurigen Folgen. Die besten
„Köpfe werden durch zuviele Nebendinge zer-
„streut: sie lernen mit Widerwillen, was sie
„niemals zu lernen gedacht hatten; kommen,
„(wie sie leicht denken) nicht weit, man naht
„sich manchen Dingen, bleibt aber am Fusse oder
„an der Mitte des Berges stehen; und den Gi-
„pfel der Wissenschaft, zu dessen Erreichung uns
„die gütige Natur geschickt gemacht hatte, wor-
„nach wir uns hätten bestreben sollen, diesen er-
„reichen wir niemals. Ich bin überzeugt, daß
„auch unter uns einige einem Horaz, einem Vir-
„gil, einem Livius den Vorzug streitig machen
„würden, wenn sie dem Haug ihres Genies fol-
„gen, und die Belohnung ihrer Bemühungen er-
„warten könnten. Wahrhaftig, der vortrefliche
„Geist dieser Alten würde nicht mit solchen
„Vorzu-

„Vorfügen glänzen, wenn der eine im Kapi-
 „tolium bey den Opfern, und der andere auf
 „dem Forum bey den Processen beständig
 „wäre beschäftigt gewesen. Es ist ein lächer-
 „licher Wahn des Pöbels, (und Prinzen, die
 „wie Pöbel denken, können nicht fordern, da,
 „von ausgenommen zu seyn,) daß nur der Be-
 „lohnungen verdiene, welcher ein öffentliches
 „Amt zum Unterricht für die Jugend bekleidet.
 „Gerade, als ob alle die Gaben des Vortrags
 „hätten; oder als ob es nicht durch die Erfah-
 „rung so vieler Jahrhunderte ausser Zweifel gesetzt
 „worden, daß nur diejenigen den Vorzug in der
 „Wissenschaft, zu der sie die Natur geschickt ge-
 „macht, erlangt haben, die von Nahrungsfor-
 „gen frey, ein ruhiges Leben erwählen konn-
 „ten. — Ein einziges Beyspiel aus den neuern
 „Zeiten. Das Genie eines Klopstocks ist
 „groß, ist göttlich. Glauben sie aber wohl,
 „daß er sein vortrefliches Gedicht würde ge-
 „schrieben, so viele Schönheiten, so viel Erhabe-
 „nes, so viel Anmuth darein würde gelegt haben,
 „wenn ihn nicht die Freygebigkeit des dani-
 „schen

„schen Monarchen aufgemuntert und unterstützt
„hätte.“

Warum fallen mir so viele Beyspiele zu diesem Texte ein? Auch Ihnen unstreitig. Lassen Sie uns schweigen.

Noch eine andre Ursache der eindringenden Barbarey, bey der unser Verf. nicht mehr die finstre Ernsthaftigkeit beybehält, welche die erste verdiente.

„Lassen sie mich eine andere Krankheit oder
„eigentlicher Raserey nennen, die gleich andern
„Ehrheiten aus Frankreich zu uns herüber gekommen ist. Seit einigen Jahren giebt es Leute,
„die den rasenden Rißel haben, den ganzen Umfang der Wissenschaften in Perica zu bringen.
„So bald ein Mann, der eben nicht gelehrt ist,
„sondern nur einen grossen Ruf vor sich hat,
„dessen Vermögen erschöpft ist, der von Gläubigern belagert, oder vom Geiz gemartert wird;
„so bald ein solcher Mann Lust bekommt, Geld zusammen zu scharren; so läßt er einige seiner
„Schüler zu sich gekommen. Gelehrt dürfen sie nicht seyn, diese Schüler, nicht Wiß, nicht
„reinen

„reinen Geschmack haben; aber verwegen, stark
 „vom Körper, fleischichte Finger und grosse Ue-
 „bung im Schreiben: die sind ihre nöthigsten
 „Eigenschaften.

Tollite cuncta, inquit, coeptosque auferte labores
 Lexica sunt scribenda mihi, nunc viribus usus,
 Nunc manibus rapidis, omni nunc atre magistra,
 Præcipitate moras. Nec plura effatur, ut illi
 Ocius incumbuere omnes, pariterque laborem
 Scruti.

„Jedem werden einige Artikel zum ausarbeiten
 „vorgelegt; jedem die Bücher, woraus sie ihre
 „Materie nehmen sollen, ausgetheilt. Was es
 „für Bücher seyn? gute gewis nicht. Wenn
 „einer von der Redekunst etwas schreiben soll; so
 „werden ihm nicht Aristoteles, nicht Cicero,
 „nicht Longin, nicht die andern vorgeschlagen;
 „deutsche Anweisungen zur Redekunst einiger
 „Halbgelehrten empfiehlt man ihm. Und eben so
 „verfährt man mit den andern Wissenschaften.
 „Jedem endlich, was das vornehmste ist, wird
 „ein gewisser Preis für den Bogen angesetzt.
 „Und nun wünschte ich, daß sie den Eifer
 „sehen

„sehen möchten, mit dem diese vortrefliche Köpfe
„ihre Arbeit ausführen.

Ali inter sese multa vi brachia tollunt.

„Mit anhaltender Arbeitsamkeit und unglaube-
„licher Gedult schmieren sie Tag und Nacht zu-
„sammen, und ehe man sich es versiehet, kommt
„das wohlausgesonnene Werk zu Stande.
„Nichts liegt diesen Schriftstellern mehr am
„Herzen als daß sie täglich recht viel versertigen
„mögen; nichts hassen sie mehr als die Kürze.
„Ob das, was sie ausschreiben, wahr oder
„falsch sey, ob sie es verstehen oder nicht —
„Kleinigkeiten. Der Kopf hat nichts, die Feder
„alles dabei zu thun. Bald darauf bringt jeder
„seinen Antheil; man setzt einen ungeheuren
„Titel vor, das Buch wird verkauft und —
„gelobt.

Der Beschluß folgt.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XIV. Den 14. May, 1761.

Beschluß des hundert und neun und funfzigsten Briefes.

Es mag unserm Verfasser schwer geworden seyn, hierüber keine Satyre zu schreiben; aber mir wird es noch schwerer, keine einzelne Fälle dabey zu denken, und am schwersten sie nicht zu nennen. Und doch soll es nicht geschehen.

Unter den übrigen Stücken habe ich die feinste Satyre in dem Briefe an die Vertheidiger der reinen griechischen Sprache im neuen Testamente gefunden. Es ist eine Art von Parodie, die zwar schon von andern gebraucht worden, aber deren Ausführung allemal viel Wiß erfordert, und wenn sie glücklich ist, die vollständigste Wirkung unter allen Satyren thut.

Zehnter Theil.

D

Jch

Ich werde Ihnen nun weiter nichts sagen. Sie müssen selbst lesen, und auch die dritte Schrift: *Somnium, in quo præter cætera, genius sæculi, cum moribus eruditorum, vapulat*, überlasse ich ihnen ganz: Sie können die Wendung schon aus der Aufschrift errathen. Noch eins. Sie werden ein paar Briefe in dem Geschmacke der *Epistolarum obscurorum virorum* darin antreffen. Ich weiß nicht ob sie Ihnen gefallen werden. Der Verfasser stellet sich, als ob er sie selbst abgeschmacket fände. Es mag Ernst oder Scherz bey ihm seyn. — Ein Theil des Lächerlichen, wenn ja in der Sprache etwas davon liegen soll, fällt immer auf den lateinischen Übersetzer.

B.

Hundert

Hundert und sechzigster Brief.

Unsre braven Männer haben einen Geschichtschreiber, oder, wenn Sie auch wollen, eine Art von Lobreden erhalten, den Sie schon dem Namen nach kennen müssen, ohne daß ich ihn nenne. * Herr Pauli hat die besondre Gabe eine bey uns übliche Standrede zu halten; eine Gabe, die Gott den besten Köpfen aus allen Jahrhunderten versagt hat, in so grosser Vollkommenheit gezeigt; daß Sie ihn, von dieser Seite, unstreitig bewundern werden, wenn Sie auch von der andern so viel würdige Männer bedauern, die eines der härtesten Schicksale, auch noch nach ihrem Tode, verfolgt — — von einem schlechten Schriftsteller gelobt zu werden.

Der Einfall, das Leben einiger unserer besten Officiere zu beschreiben, ist vortreflich; aber er mußte nicht in dem Kopfe eines

D 2

Mannes

* Leben grosser Helden des gegenwärtigen Krieges
gesammelt von Herrn Prof. Pauli. 6 Bände
in groß Octav.

Mannes zum Vorschein kommen, der acht oder
 oder vielleicht gar mehr Bände damit anfüllen
 wollte. Freylich würde man mit einer sehr
 strengen, Wahl manchen zu beleidigen scheinen,
 und doch könnte man sich bey Vernünftigen im-
 mer rechtfertigen. Wollten z. E. unsre adeli-
 chen Häuser alle ihre Verwandte bekannt ge-
 macht wissen, die in dem Dienst des Königs
 Wunden empfangen, oder das Leben verloren
 haben? Gut! dann wurde ich nach alphabeti-
 scher Ordnung dieser Häuser jeden Officier nen-
 nen, der sich auf diese Art (vielleicht manch-
 mal ohne die diesen Vorsatz zu haben) um den
 Staat verdient gemacht hat. Dies würden
 Familien: oder auch Nationalnachrichten seyn,
 und eben dadurch ihren Werth erhalten; aber
 Lebensbeschreibungen? dies ist freylich eine
 andre Sache. Das Leben eines grossen
 Mannes ist das Eigenthum aller folgenden
 Jahrhunderte. Er vermacht ihnen sein Bey-
 spiel, und ihre Bewunderung wird ihnen
 durch den Nutzen, den sie daraus ziehen,
 bezahlt. Ist dieses Vermächtnis zu arm-
 selig:

selbig: gehet es erst durch die Hände eines schlechten Geschichtschreibers, der ihm seinen besten Werth entziehet: — so verwirft es die Nachwelt und lacht über den Todten, oder ist erbittert auf den Besieger. Wenn Herr Pauli daran gedacht hätte; so würde er nicht so ofte auf eine lächerliche Art gesagt haben: „er half als Jähwirth diesen Sieg erschauen.“ Aber Herr Pauli denkt an nichts, was die Zahl seiner Bogen verringern könnte. Alles was Tausende unter gleichen Umständen in gleichem Grade verrichten können, manchemahl gar verrichten müssen; alles dieses fällt außer das Gebiete der Geschichte; wenn nicht die Art es zu verrichten, etwas besonders hat. Daher hat Plutarch die kleinen Reden seiner Helden, so sorgfältig gesammelt, um das, was bey vielen Menschen ganz einfärbig ist für seinen Helden durch einen einzigen aber merkklichen Nebenzug zu erheben. So lange ein Officier nicht das grosse Genie zeigen kann, das, fruchtbar an Erfindungsmitteln, allezeit gegenwärtig in dem größten Tumulte, eine Menge von Ge-

genständen mit einemmale umfaßt, und die rühmlichen Beschäftigungen anderer, deutlich und geschwinde erzeugt; so lange hat er noch kein Recht als General die Aufmerksamkeit der Nachkommen zu fordern; gesetzt, daß er auch diesen Titel führte. Nennen Sie mir die tapfern Tribunen, welche unter Cäsar die Gallischen Siege erfechten halfen? Die Geschichte schweigt, und der Leser denkt weiter nichts als; die braven Römer! Auch viele unsrer Officiere können, müssen, zufrieden seyn mit dem Gedanken: die braven Preussen! Der Ruhm einzelner Männer, ergießt sich in den Ruhm der ganzen Nation.

Hundert und ein und sechzigster Brief.

Wenn der Biographe seinen Standort weiß: so kann es ihm nicht schwer werden, die Wahl seiner Materialien und seines Ausdrucks anzustellen. Ich glaube wenigstens, daß sich daher die meisten Regeln für ihn herleiten lassen. Er steht gleichsam über den Gräbern und ruft die Todten hervor; aber die Todten ohne Titel, ohne Gefolge, ohne den Pomp, der sie in ihren Leben umgeben hatte; und diese Todten ruft er vor eine Versammlung, die von ihnen nichts zu fürchten und nichts zu hoffen hat, die sie mit einem bald gleichgültigen, bald richtenden Auge betrachtet; und das Wichtige, in Absicht auf sich, und nicht in Absicht auf den Helden, beurtheilet. Von ihm selbst, dem Biographen, erwartet sie nichts weiter, als die Zusätze, die in dem Plan einer grossen Geschichte nicht konnten gebracht werden; keinesweges aber die Erzählung grosser Begebenheiten, die er als längst bekannt

bekannt voraussetzen muß. Er schiebt seine Nachrichten in den grossen Entwurf hinein, aber er macht ihn nicht selbst; und die Biographie traut sich gleichsam nicht vor den folgenden Zeitaltern zu erscheinen, als in dem Gefolge der grossen Geschichte.

Hieraus muß sich nun auch der Styl des Biographen bestimmen lassen. Er hat nur in so ferne das Feyerliche des grossen historischen Styls, als die Begebenheiten, die er vorstellt, mit den grossen Begebenheiten verknüpft sind. Weil sich aber der Biographie schon in der niedrigeren Sphäre befindet, bey ihm nicht Volk zu Volk, sondern Mann zu Mann redet: — weil er das Privatleben beschreibt, das ein näheres Muster für eine grosse Menge werden kann; so ist es ihm schon erlaubt, sein Werk mit mehreren moralischen und andern Betrachtungen anzufüllen, und folglich auch alsdann seinen Styl zu schmücken. Niemals aber muß der Biographie im Zeitungsstyle kriechen, noch im schlechten Predigtstyl sich elend brüsten; am wenigsten aber nach einer Gottschedischen Redekunst

bekunſt Schulreden halten. Der Styl kann
 ſogar durch die verſchiedenen Zeiten beſtimmt
 werden. Dies iſt eine Anmerkung, die ich dem
 Gordon aus ſeinen Betrachtungen über den
 Tacitus abborge. Einige Zeiten können eine
 ſtarke braune Farbe über die meiſten Ge-
 mählde verbreiten, wenn andre Zeiten ein hö-
 heres und brennenderes Colorit geben. Gar-
 don erklärt daraus den Unterſchied zwiſchen
 dem Styl des Livius und Tacitus. Viel-
 leicht würde ſich auch in den gegenwärtigen
 Zeiten der Styl mehr dem Tacitus als Livius
 nähern dürfen. Unſre Sprache, die ohnehin
 viel weitchweifiger iſt, als die lateiniſche, for-
 dert dieſes mit deſſo ſtärkerem Rechte. Man
 hat den hiſtoriſchen Styl mit einem ſanften Bach
 verglichen, der ohne Geräuſche ſeinen gleichen
 Lauf fortmurmelt; aber man muß nur dabey
 bedenken, daß dieſer Bach immer ſeine gehörige
 Tiefe behalten muß; weil ſich ſonſt das Auge
 nicht mehr an der Durchforſchung vergnügt
 und alſo keine Schönheiten mehr findet.

Wo soll ich nun mit meinem Biographen anfangen; mit Herrn Pauli, der gegen alle Regeln des historischen Stils, des Stils überhaupt frevelt, gerade, als ob die lächerlichsten Fehler seine Grundsätze wären. Ich sehe die Sklavenarbeit des Abschreibens vor mir. Lassen Sie mich erst ein wenig ausruhen.

Hundert und zwey und sechszigster Brief.

Kein Zeitungsschreiber kan pünktlicher bey den Titeln seyn, die er seinen Generalen giebt, als es Herr Pauli ist. Allenthalben zeigt er sich als einen Mann, der die genaueste Rang- und Titelordnung versteht: nur Schade, daß es jetzt die Pflicht eines Biographen erforderte, sich als den Mann zu zeigen, der (wenn ich mich so ausdrücken darf) sich seiner historischen Würde bewußt, zu der Nachwelt und nicht mehr zu des Herrn Generalmajors Hochwohlgeborn, oder zu des Herrn Generallieutenants Excellenz redet. Herr Pauli könnte durch seine lächerliche Beobachtung der Titel selbst einen würdigen Mann lächerlich machen. Ich muß also ein Beyspiel wählen, wo es ganz — *tota mole sua* — auf ihm ruhet. Schwerin, den die Nachwelt nicht mehr unter dem Namen Gr. Hochgräfl. Excellenz, sondern unter dem Namen Schwerin alleine noch kennen wird, wenn viele hundert andere Excellenzien von ihr vergessen

vergesen liegen werden; Schwerin brauchte dieses Gepränge am wenigsten. Nun sollen Sie ihre Lust an meinem Herrn Pauli haben.

„Nach dem Ableben des Generallicutenants von Schwendy erhielt unser Herr Generalmajor von Schwerin dessen Regiment, nebst verschiedenen andern Begnadigungen. Lauter überzeugende Proben von der Gnade und Zufriedenheit des Königes, von der Treue und untadelhaften Betragen in Staats- und Kriegsgeschäften Sr. Excellenz.“ 1 Theil, p. 72.

Sehen Sie nicht den Mann gelauffen kommen, der jetzt eben gehöret hat, daß der Herr Generalmajor, Generallicutenant geworden sey. — Er ist noch außer Athem — aber doch ein feiner Mann. Die Titulatur ist seine Sache; da laßt ihn nur machen. Wie geschickt bringt er nicht gleich die Excellenz am Schlusse der Perioden an?

Andere Exempel spare ich Ihnen und mir; ich habe ohnehin noch so viele Striche vor mir. Und allenfalls ließe sich Herr Pauli auch noch

ent-

entschuldigen. Es giebt den Personen, was ihnen gehört, wer kann ihm das übel nehmen? — So soll es denn auch gelten, aber was werden Sie dazu sagen, wenn Herr Pauli Sie zwingt, Sie mögen wollen oder nicht, mit ihm gesellschaftliche Verbeugungen und Komplimente zu machen. Wer hat dem Manne diese Tyranney über seine Leser zugestanden? Unter zwanzig Ehrenpelen nur eins. Bey der Rothenburgischen Genealogie 4 Theil, p. 286. nennt er einen Grafen von Rothenburg und seine Gemahlinn eine Baronin von Rnyphausen; und setzt dazu: „Wir bitten im Namen unserer Leser vor dieses hohe Paar alles hochgräfliche Wohl und beglückte Nachkommenschaft.“ Der natürliche Schutrector, der im Namen seiner Schüler an ihrer Spitze das Compliment her sagt, wobey sie sich alle ehrerbietig hinten nachbücken. Wir wollten allensals den Herrn Pauli auch wohl doch unter gehöriger Auswünschung beständigen Wohlergehens, bitten, seine Complimente, wenn er es ja aus Dankbarkeit nöthig findet, alleine abzustatten, und

und es seinen Lesern zu überlassen, die übrigen auch nach Gelegenheit anzubringen.

Was meinen Sie, ob wohl unter den Griechen und Römern, Franzosen und Engländern Parallelstellen anzutreffen wären? Denn für einige deutsche Biographien wollte ich nicht gut seyn.

Herr Pauli vergiebt nicht nur sich und seinen Lesern die Würde, welche beyden zukommt, indem er sich von seinem wahren Standort entfernt; er vergiebt sie auch seinen Helden. Wie kann der Mann groß scheinen, dessen größte Thaten unter einem Haufen der elendesten Kleinigkeiten versteckt liegen? Ein Hercules, dem jemand ein französisches Kleid anzieht, einen kleinen Hut unter den Arm und ein schwarzes Band um den Hals giebt! Wollen Sie Beispiele? 1 Th. p. 74. „Unser Herr General-„lieutenant (Schwerin) mußte sich folgenden „Winter, wie fast gewöhnlich, in Berlin auf-„halten, wo er an den Lustbarkeiten des Hofes, „sonderlich an den Schlittfahrten den 2ten, „3ten

„3ten und 23sten Jan. 1739 Antheil nahm.
 „Den 23sten May 1739 ward er zum Ge-
 „neral en Chef der Infanterie erklärt, da
 „ihm den Tag vorher die Stelle eines königl.
 „Drosten über die Pfandämter im Mecklenburg-
 „Schwerinischen Antheil anvertrauet worden.
 „Den 8ten Februar 1740. ward mit 52 Schlit-
 „ten, die in 4 Quadrillen vertheilt waren, in
 „Berlin eine prächtige Fahrt angestellt; unser
 „Herr General führte als Chef die 2te Qua-
 „drille an, die roth, mit Silber besetzt, geflei-
 „det war. Auch Mars vergönnet seinen Söh-
 „nen eine sanftere Lust, und ich führe solches
 „nur als einen Beweis an, daß unser Held
 „auch Vergnügungen geliebt, und dabey einen
 „sehr feinen Geschmack anzubringen gewohnt
 „gewesen. Doch es ist alles eitel.“ —

In dem Leben eines Schwerins, solche
 Kleinigkeiten! die er selbst sogleich wieder muß
 vergessen haben! und dabey seinen Geschmack
 rühmen! Warum? weil er roth mit Silber
 hatte! Ich sage Ihnen noch, daß die Beschrei-
 bung

bung des Juges mit Schwerins Leiche ebenfalls zwei Seiten füllet. Und Herr P. ist dreiste genug, seiner Leser Erlaubniß darzu zu erbieten. Wahrhaftig, mein Herr!

Non Dii, non concessere columnæ.

Aber was machen sie sich aus der Erlaubnis? sie bitten nur, dem Scheine nach, darum.

Die Fortsetzung folgt.

B r i e f e ,

Die neueste Litteratur betreffend.

XV. Den 21. May 1761.

Beschluß des hundert und zween und
sechzigsten Briefes.

Weil ich doch einmal bey diesen Beschreibungen
gen bin, darinn der Biographie seine wah-
re Stärke hat; so muß ich Ihnen melden, daß in
Keiths Leben (4 Th. p. 70 und 71.) abermals
eine Beschreibung des Reichenbegägnisses von 2
Seiten, und wieder (2ter Th. p. 46 und 47.)
in des Höchstseligen Prinzen von Preussen Leben
vorkommt. Eine kleine Probe von seiner Genauig-
keit! „Zu Anfang des Julii lies man den
„Prachtfarg dieses Prinzen in seinem Palaste zu
„Berlin öffentlich sehen. Er war mit Silber-
„stuck überzogen, sehr reich mit goldenen Treppen
„besetzt, auch mit grossen goldenen Quasten und
„mit dreyßig Gold gekrönten schwarzen gewirkten
Zehnter Theil. ¶ „Ablern.

„Adlern. Unter dem Sarge lag eine sammetne:
 „mit Hermelin ausgeschlagene Decke. Ueber
 „dem Sarge befand sich ein Thron von schwarzen
 „Sammet, an dessen Rückstuhle des Prinzen Bild
 „mit einer vergoldeten Krone zu sehen. Auf dem
 „Sarge selbst lag ein Kissen und auf solchem eine
 „zierlich verfertigte Krone. Das Zimmer war
 „schwarz ausgeschlagen, mit einer silbernen Krone,
 „vielen silbernen Wand- und stehenden Leuchtern,
 „auch mit silbernen Zindeln prächtig ausgeschmückt.
 „Eben auf diese Art war auch das Vorzimmer
 „ausgezieret. Nachdem endlich die Leiche — —
 Vermuthlich haben Sie nicht bis hierher gelesen.
 Ich will also nichts hinzusetzen. Es ist unter der
 Kritik.

Eben jetzt fällt mir eine andere Beschreibung
 in die Augen; nemlich der Trauungszeremonie
 des Prinzen von Preussen; (2 Th. n. 15. u. f.)
 auch diese fällt nicht bloß zwey, sondern über vier
 Seiten: denn Herr P. hat für nöthig befunden,
 auch die den andern Tag gehaltene Strohkranzre-
 de mit einzurücken. Wie können wir ihnen dieses
 gewig

Genug verdanken, mein Herr Pauli? Die alten
 Bolber der Nachwelt sollen diese Schuld abtra-
 gen, wenn sie einmal noch hier und dar einen Bo-
 gen ihres Werkes, der post varios casus in ihre
 Hände gerathen ist, lesen werden.

In dem Leben des hochsel. Prinzen Franz von
 Braunschweig (3. Th. p. 34. u. f.) kommt wieder
 ein Reichengepränge von sechs Seiten vor, dessen
 ich nicht einmal erwähnen würde, wenn ich Ih-
 ren nicht zugleich eine Probe von der elenden De-
 clamation des Herrn P. und wie groß in seinen
 Augen jeder kleiner Umstand ist, geben könnte.
 Er spielt seiner Beschreibung folgendermassen vor:
 „Der Prinz hat des Herzogs von Bayern
 „Durchlaucht davor zu sorgen, daß sein Leich-
 „nam in das Herzogl. Erbbegräbnis nach Braun-
 „schweig gebracht würde. O du Stadt der Heb-
 „den! sey stolz auf das Vermächtnis dieses dich
 „liebenden Prinzen. Sich selbst, seine Gebeine
 „schenkt er seinem Vaterlande zum Andenken der
 „stärksten Liebe, die er zu demselben jederzeit ge-
 „tragen. Damit die Sammlung seiner Helden
 „ nicht

„nicht zerrissen werde, damit du durch seine Thaten
 „beweisen könntest, auch dieser, der vor die ge-
 „rechte Sache und die Freyheit Deutschlands
 „gestorben, gehöre dir zu; darum verordnet die-
 „ser würdige Welphe, seine Gebeine nach Braun-
 „schweig zu bringen. Sein hohes Haus soll se-
 „hen, wie bemüht er gewesen, das Blut zu be-
 „weisen, das in seinen Adern gewallet; wie wüt-
 „dig er sey, daß er zu der Reihe seiner Herren
 „Brüder gehöre. Sein zerschmettertes Haupt ist
 „mit einer Krone der Ehre umlaubt. In diesem
 „Aufzug wilk er sich noch den Seimigen zeigen,
 „und dieser soll der stumme Zeuge seyn, wie ge-
 „recht ihre Klagen sind. Endlich wußte er auch,
 „daß er noch seine Frau Mutter Durchlaucht am
 „Leben hatte. — — Ob also gleich unsers Prin-
 „zen Leben der Freyheit gewidmet, und auch dar-
 „vor aufgeopfert war: so gehörte doch der entseel-
 „te Leichnam nach Braunschweig, um der Frau
 „Mutter Durchlaucht zu beweisen, wie ruhmvoll,
 „wie angenehm es sey, vor das Vaterland sein
 „Blut versprühen. „ Hierauf folgt nun die Be-
 „schreibung des Leichenzuges. Ich wollte wohl
 weilen

wetten, daß sich Herr Pauli auf diese ganze Stelle recht viel zu gute thut, und sie wol gar sehr schön hält. Der einzelnen Ausdrücke und Wendungen jezt nicht zu gedenken, die kaum in einem schlechten Lebenslauf erträglich sind: so halten Sie dieselbe einmal gegen die Stelle, womit Tacitus das Leben des Agricola beschließt. Sehen Sie erst voraus, daß Tacitus ein Schwiegersohn des Agricola gewesen, daß er vermuthen konnte, einen so würdigen Vater durch geheime abscheuliche Künste verlohren zu haben, daß folglich sein Schmerz und der Ausbruch desselben natürlich gewesen: so wird sich ohngefähr daraus eine Regel für dergleichen pathetische Stellen, im historischen Styl, folgern lassen. Aber wie verschieden sind die Bilder, die sich Tacitus und Pauli durch ihre Affecten schaffen! Der eine sieht nichts als ein Erbbegräbniß: der andere betrachtet das Vermächtniß eines Geistes, der unter den schlimmsten Regierungen mit standhaften Muth das Gute gewirkt hat. Jener findet darin, bey seinen Vätern zu schlafen, ich weiß nicht was grosses und rührendes: diesen sucht die Stütze der erlang-

ten Ehre in dem Kolosse des Nachruhms. *Quidquid ex Agricola amavimus, quidquid mirati sumus, manet, mansurumque est in animis hominum, in æternitate temporum, fama rerum.* Jener verläßt sich auf die Gruft, die von seinem Helden zeugen werde; dieser auf das Leben, daß er von ihm geschrieben hat. Agricola posteritati narratus & traditus superstes erit. Freylich kann P. seinen Lebensbeschreibungen diesen Erfolg nicht versprechen. Ein ganzes Zeitalter würde sich dagegen auflehnen. Welche dem, dessen Ruhm nicht ohnehin genug gesichert wäre!

Ich habe mit Fleiß einige der größten Leute genommen, die in diesen Lebensbeschreibungen vorkommen, um Ihnen die Armseligkeit zu zeigen, die bey Herrn P. allenthalben herrscht, und die ihn zwingt zu solchen elenden Ausfüllungen seine Zuflucht zu nehmen. Nirgends ist einer von seinen Helden von dem andern genau unterschieden; nirgends leuchtet das Besondere, was sie gethan haben, hervor.

Er mag grosse oder kleine Umstände von denen-
 selben erzählen wollen. — Allenthalben wider-
 steht ihm sein Kopf; das grosse wird klein, und
 das kleine wird lächerlich. Z. E. in Keiths Le-
 ben sucht er einen kleinen Nebenzug anzubringen
 Th. 4. p. 50. „Selbst der Oesterreichische oberste
 „Feldherr Broun hatte vor ihn ausnehmende
 „Achtung. Solche bewies er auch dadurch, daß
 „er ihn in diesen Winterlagern mit dem vortrefli-
 „chen Ungarischen Wein beschenkte. — Was
 nun Herr Pauli? Wir tadeln nicht, daß sie einen
 kleinen Umstand anführen. Nepos, neben den
 Sie sonst niemals sollen zu stehen kommen, hat
 etwas ähnliches in dem Leben des Agesilaus vor-
 gebracht; aber um alles kurz zu sagen als Nepos
 und nicht als Pauli. „Hujus de adventu fa-
 ma cum ad regios esset perlata: celeriter mu-
 nera eo cujuscunque generis sunt allata. His
 quærentibus Agesilaum vix fides facta est,
 unum esse ex his qui tum accubabant. Qui
 cum regis verbis, quæ attulerant, dedissent:
 ille præter vitulina & hujusmodi genera opso-
 ni, quæ præsens tempus desiderabat, nihil

accepit; unguenta, coronas, secundamque mensam servia dispertit, cætera referri iussit. Sie merken doch wohl, was für einen Vortheil Nepos aus diesem sonst unerheblichen Umstand zieht; es wird ein Zug in den Karakter seines Helden; bey Ihnen, mein Herr aber, ist es eben so viel, als ob sie ein Glas Ungarischen Weins neben das Portrait mahlten.

Ich würde nicht ein Wort von den Karakteren sagen, die Herr P. am Ende jeder Lebensbeschreibung zu schildern für gut befunden hat, und die größtentheils unter der Kritik sind, wenn er nicht in der Vorrede zum zweyten Theil unter andern Vorzügen seiner Schrift, die ihn den Beyfall erworben haben, seine Schilderungen der Charaktere setze. Lassen Sie mich nichts davon erwähnen, daß es um alle Schilderungen der Charaktere, in Lebensbeschreibungen sowol, als Geschichten, immer sehr zweydeutig aussieht, wenn man nicht annehmen kann, daß der Verfasser seinen Helden entweder ganz genau gekannt, oder Geschicklichkeit genug besessen habe, aus den Handlungen den
Karakter

Karakter abzuheben. Ueberzeugt von dem meisten, daß sie uns ihre idealischen Wesen mahlen, lassen wir uns durch die Geschicklichkeit und durch die Feinheit ihres Pinsels schadlos halten. Herr Paull aber hat sicher nicht alle diese Generale genau gekannt; er kann uns also für die Ähnlichkeit seiner Portraits nicht stehen, und die Ausführung. — Wann Sie Lust haben, selbst davon zu urtheilen, so lesen Sie das Buch; ich müßte sonst ins Unendliche abschreiben.

Hundert und drey und sechszigster Brief.

Uebrigens kann sich der Biographe in moralische Betrachtungen, und häufiger als der Geschichtschreiber, einlassen, wenn es nur Anmerkungen werden, die nicht jedem Leser in dem Augenblicke selbst einfallen. Oder auch, wenn wir viel zugeben; gesetzt, daß sie sonst gewöhnlich und bekannt genug sind, wenn er sie alsdann nur kurz anzubringen weiß. Das politische Feld, ich wage es zu sagen, ist für ihn schon mehr eingeschränkt, weil nicht, wie aus der Geschichte, ein ganzer Staat sich von ihm Lehren hohlt, sondern nur einzelne Personen für ihr eigenes Leben Regeln sammeln. Wenn Sie aber auch aus des Herrn P. Lebensbeschreibungen, ausser den Nachrichten von den Leichenzügen, noch die politischen und moralischen Betrachtungen wegnehmen wollten: der arme Mann! wie würden seine sechs oder sieben Theile in einander fahren! Darauf machen Sie sich nur gefast,

fast, daß, wenn er anfängt, sich in die Moral
 einzulassen, alles gleichsam vom Himmel fällt,
 aber auch so lange von ihm auf der Erde her-
 umgeschleppt wird, bis jeder Leser, nur er nicht,
 die Gedult darüber verlihet. Wehe mir! ich
 habe sie gelesen, und muß sie nochmals lesen,
 weil ich doch ohne einige abuschreiben nicht los-
 komme. In dem Leben Winterfelds (5ter
 Theil p. 169.) fängt er an: „Der Herr
 „Obriste von Winterfeld hat aber die Gnade
 „seines Königes nicht allein durch Kriegesver-
 „richtungen, sondern auch durch Staatsangele-
 „genheiten verdienet. Sowol, im vorigen als
 „diesem Jahre hat ihn der Monarch nach
 „Rußland abgeschickt, um daselbst die Entwär-
 „se des österreichischen Hauses, die Preussen
 „den Russen auf den Hals zu bringen, zu
 „hintertreiben. Der Erfolg des Krieges und
 „der Staatsunterhandlung unterscheiden sich
 „wie der Donner und das Erdbeben. Ein
 „Gewitter tödtet Menschen und Vieh, zer-
 „schmettert die festesten Körper, dringt bis in
 „die tiefsten Gewölber, und sein Brand legt

öfters

„öfters die besten Gebäude in die Asche
 „Jedoch, alle diese erfolgten Zufälle kann
 „man mehrentheils voraus schliessen. Nach
 „und nach thürmet sich das finstere Gewölke
 „zusammen, man höret von weitem den
 „Donner daher rollen, und diese Vorhersehung,
 „nebst der Vorstellung dessen, was der Don-
 „ner auszurichten vermag, macht das vor-
 „hergehende Schrecken oft stärker, als nöthig
 „gewesen, wenn man voraus gesehen hätte,
 „daß das Gewitter fürchterlicher geschehen,
 „als es sich gezeigt. Die Naturlehrer
 „haben uns die Ursachen und besondern
 „Theile des krachenden Donners, des
 „blitzenden Blitzes, erwiesen, und wir
 „können daraus auf die Möglichkeit des
 „fürchterlichen Erfolgs eines Gewitters
 „schliessen. Der Krieg ist eben so fürch-
 „terlich, er kann eben so schrecklich wer-
 „den, aber niemals kommt er unvermu-
 „thet. Heere machen erst grosse Anstalt-
 „ten, ehe sie ins Feld rücken, und so üble
 „Folgen der Krieg auch hat, so ist er in der
 „Ents-

„Entfernung doch noch fürchterlicher als in
 „der Nähe selbst. Die Kriegsführenden Mäch-
 „te sind auch gewohnt, die Ursachen, welche
 „ihnen die Waffen in die Hände gegeben,
 „der Welt in öffentlichen Schriften kund zu
 „machen. Ein Erdbeben hat eben diese fürch-
 „terlichen Erfolge. Es macht, daß unter
 „uns der Boden bebet, über uns die feste-
 „sten Gebäude wanken, einstürzen und un-
 „ter ihren Schutt alles vergraben. Die Er-
 „de thut sich auf und verschlingt das was
 „darüber steht. Berge und Inseln und ganze
 „Gegenden versinken, und andere Fontänen
 „zum Vorschein, das Trockene wird unter
 „Wasser gesetzt, wenn andernwärts das Was-
 „ser sich verschleicht, und trockner Boden zum
 „Vorschein kommt. Der Erfolg des Erdbe-
 „bens kann also noch fürchterlicher, als der
 „Erfolg des Donners seyn. Jenes kommt
 „unvermuthet, und wenn gleich ein Sturm,
 „ein Brausen vorübergeht; so erfolgt doch die
 „Erschütterung so geschwind darauf, daß
 „selten noch Zeit dazwischen übrig ist, sich
 „mit

„mit der Flucht zu retten, Bis jetzt haben
 „sich die Naturkundige über die Ursachen der
 „Erberschütterung nicht vergleichen können.
 „Man kennet sie bloß aus ihren Wirkungen,
 „ohne ihre Ursachen einzusehen. Staatsverän-
 „derungen sind oft erheblicher und fürchterlicher,
 „wenn sie bloß durch heimliche Handlungen
 „bewirkt werden, als wenn sie eine Folge des
 „Krieges sind. Wenn der Soldat mit flingen-
 „dem Speere und fliegender Fahne unter dem
 „Wiehern der Rosse mit drohender Mine das
 „Seine thut: so ist ein einziger geschickter
 „Staatsmann mit heiterer freundlicherer Mine
 „in aller Stille oft mehr auszurichten im Stan-
 „de, als die größten und fürchterlichsten Heere
 „thun können. Der Erfolg seiner Bemühun-
 „gen erscheint, ohne vorher gesehen zu seyn,
 „und bey den wenigsten Staatsveränderungen,
 „die von der Staatskunst herrühren, wird die
 „Welt von den eigentlichen wahren Ursachen
 „und Triebfedern belehrt. Ein Kriegesheld hat
 „große Eigenschaften nöthig, aber ein Staats-
 „mann braucht eben, so große Eigenschaften,
 „die

„die sich auf andere Art beweisen.“ Nun wäre ich endlich am Ende, aber wahrhaftig, ich bin außer Stande ein Wort dazu zu sagen. Wenn mir ein Schüler dieses Ehre über Blitz und Donner vorlegte; so würde ich ihn stillschweigend ansehen und seine Arbeit aus der Hand legen. Nichts destoweniger will ich, weil vielleicht Herr P. von dieser Seite sich am liebsten zeigt, noch ein paar Proben hersetzen. Schlagen sie in eben diesem 5. Theil Driesens Leben auf S. 41. „Er hatte sich vorgesetzt, „die Gottesgelahrtheit zum Hauptvornwurf seiner akademischen Beschäftigungen zu machen. „Es ist in der That heutiges Tages was seltsames, wenn sich in unsern Evangelischen „Kirchen Personen vom Stande den Weinberg „des Herrn zu bauen widmen, da doch sowohl „bey ältern Völkern, als auch noch heutiges Tages in der Römischen Kirche das „ehrwürdige Amt eines Gottesdieners weit „vornehmer, als das vornehmste Hof- „oder Landesamt gehalten wird. Zu älteren Zeiten gehörte es zu dem Segen der „Erst

„Erstgeburt, nicht nur der Oberste im Reich,
„sondern auch der Oberste im Opfer zu seyn.
„Kubon verlobt solchen, wegen seiner Waffe
„that, u. s. w.

Die Fortsetzung folgt.

D r i t t e s

die neueste Litteratur betreffend.

XVI. Den 28. May 1768.

Beschluß des hundert und drey und sechzigsten Briefes.

Ähnliche Stellen finden Sie — in der
größten Menge. Z. E. Th 6 p 99. ist
eine Abhandlung von der väterlichen Gewalt.
In eben diesem Theile p. 8 und 9. wird der
B. erbaulich. Auf der 63. S. wird der Nach-
zug der starken und grossen Körper rührend
dargethan. Im 4ten Theile, in Reiths Be-
sen steht unter vielen messen. Abminderungen,
die gedehnt und immer nur halbrecht vor-
getragen sind, eine Stelle, die ich noch her-
setzen muß. Diese Stelle allein — Doch
Sie sollen gleich sehen. Reith war in
Spanischen Diensten und konnte, wie es
schien, sein Glück nicht höher treiben, als
ein öffentliches Glaubensbekenntnis zu thun.
Zehnter Theil. — Q bern.

bern. Man gab ihm dieses selbst am Hofe durch den königl. Beichtvater zu erkennen. „Dieser (nun redet Herr P.) fleibete solches so mein: Sr. Cathol. Majestät wünschten ungerne, daß der Herr Obriste es ihnen möglich machen möchte, demselben die Achtung, die Sie für ihn hätten, zeigen zu können.“ Jeder andrer Schriftsteller hätte der Einsicht seiner Leser die Auslegung dieser Worte überlassen. Aber wir sind nichts in den Augen eines P. — die Möglichkeit dieses, ohne seine Umschreibung, recht einzusehen! Er setzt sie also gütigst hinzu, und fährt fort: „Der Hof gestand, er habe Achtung für ihn. Ein Lobspruch, der seine bisherigen Verdienste und Aufführung in Spanien vollkommen zu verstehen giebt. Der Hof gesteht, er erkenne, wie würdig er sey, daß man durch fernere Beförderung seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lasse; daß man diese Achtung werththätig beweise. Der Hof bezeugte, wie er auch den Willen habe, solches zu thun, er wünsche es ungerne, es thun zu können. Aber es sey dem Hofe

„Hofe nicht möglich. Und warum nicht? Er
 „verdiente es zwar; bey diesem allem war es
 „dem Regenten nicht möglich. Er wollte gern,
 „aber es war ihm nicht möglich. Beweiset die-
 „ses nicht, das in den papistischen Reichen ein
 „Staat in dem andern sey, so weiß ich nicht,
 „was wol erwiesen werden könne, u. s. w.“
 Blättern sie dazu noch des General Meyers
 Leben im 3ten Theil p. 146. 147 156. durch:
 so — Sie werden allenthalben den Hrn. p.
 antreffen.

Hundert und vier und sechzigster Brief.

Nirgends ist Herr Pauli unausföhrlicher, als
 wenn er sich einen Eingrif in das grösste Feld
 der Geschichte erlaubt; die Rechte des Königs
 vertheidigt, und verlorrne Schlachten nicht ver-
 lohren geben will. Plutarch und Nepos ha-
 ben sich in dem Leben ihrer Helden begnügt zu
 sagen: „In dem bürgerlichen Kriege, im pelo-
 ponessischen Kriege, erhielt er die Stelle eines

Feldherrn, schlug er sich in dieser Parthey: „ohne die Ursachen dieser Kriege zu erzählen, besonders wenn ihre Helden nicht Hauptpersonen darinn waren. In den Schlesiſchen Kriegen iſt gewiß keiner unſerer Generale die Hauptperſon, und dieſe Urſachen können alſo nirgends, als in dem Leben des Königs angegeben werden. Dieſes Leben aber macht einen wichtigen Theil der groſſen Geſchichte unſerer Zeiten aus. Der Antipode hingegen von Plutarch und Nepos erzählt bey jedem Leben eines Generals die Veranlaſſung des Krieges, wozu noch der Beweis für die Rechtmäßigkeit kommt; und wird dadurch, wie Sie leicht denken können, mehr als eckelhaft. Ich kann weder Zeit noch Papier genug verſchwenden, um Ihnen Proben ſeines Vortrags auch in dieſem Stücke zu geben; merken Sie ſich nur ſo viel, daß er allemal weit ausſcholet und die gehörigen Schülervariationen anbringt.

Ein Beyſpiel von ſeinen Rettungen verlorbrner Schlachten muß ich Ihnen doch geben, weil es verſchiedenes auf einmal beweist. In dem Le-
ben

ben des Fürsten Moriz zu Anhalt kommt er auf die Schlacht bey Collin. Wenn er kurz davon gesagt hätte: „Dis ist die erste Schlacht, „welche die Preussen gegen die Oesterreicher ver- „lohren haben;“ so würde diese Anmerkung erhaben und bey nahe noch zu prächtig für den historischen Styl gewesen seyn. Aber er, Herr P. — sich unter die Würde des Geschichtschreibers erniedrigend, sucht Einwendungen zu machen, die nichts bedeuten, und für die ihm niemand Dank weis. 6 Th. p. 43. „Der Feind „rühmt, daß er hier zum erstenmal gegen Preuss- „sen den Platz erhalten. Aber war dieser Platz „nicht eine unersiegbliche Anhöhe, die fast ohne „Mühe nicht einzunehmen? Sein Sieg war „ein abgeschlagener Sturm, der mehr seiner „Stellung als seinem Widerstande zuzuschreiben „war. Hat das Preussische Fußvolk hier nicht „so viel gethan, als jemals nur von einem Hau- „sen Fußvolks zu fordern ist? Der meiste Theil „vom linken Flügel der Preussischen Rent- „rey, brachte den ganzen feindlichen rechten „Flügel zum Weichen. Man blieb, bis es „finster

„finster wurde, ruhig! auf dem Schlachtfelde
 „stehen. Die Reiteren schloß sich endlich an
 „den noch vorhandenen Ueberrest des Fußvolks,
 „der auf dem Wahlplatz gesammelt wurde. Zo-
 „gen sich nicht die Preussen mit Ordnung, auf
 „erhaltenen Befehl, zurück? Hat sie der Feind
 „zu verfolgen sich getrauet?“ u. s. w. Es ist
 mir niemals möglich, ganz abzuschreiben, weil
 ich mitleidig gegen sie und mich zugleich bin.
 Eines kann ich noch mit wenigen Worten sagen,
 daß nemlich in der Stelle, * wo er den Ruhm
 der Preussen am Tage bey Kunersdorf ver-
 thendigt, die Ausdrücke: die Gebürge er-
 steigten, die Gebürge verlassen, sehr ofte
 vorkommen. Herr P. redet nemlich von den
 Kunersdorfschen Anhöhen. Denkt er denn,
 daß die Thaten unsrer braven Männer,
 solcher Schulhyperbeln bedürfen? Erlau-
 ben Sie mir noch ein paar Seiten, und ich
 schliesse.

Von

* S. das Leben des Generals von Ingenblig.

Von dem Styl unsers Verf. haben Sie schon manche Proben gesehen, die ich leider habe anführen müssen. Und sie sind gewis nicht gesucht, diese Proben. Eine Anmerkung aber dabey ist doch noch zu machen, das nemlich der falsche Geschmack gleichsam alle Andern durchschleicht, und sogar bis auf die Vorstellung der gemeinsten Gedanken seinen Einfluß hat. Herr Pauli will z. E. im 3ten Theil p. 57. sagen, daß ein ganzes sächsisches Regiment zu Grunde gerichtet worden sey, und giebt es auf seine Art folgendergestalt: „Der „Graf von Rothenburg hatte an der Spitze „des Regiments Prinz von Preussen gefochten. „Es fiel auf das Schönbergische Regiment Sach- „sen, und die Vernichtung desselben stand „mit der Tapferkeit derer, die es angriffen, „im gehörigen Verhältnis.“ Ist. dis nicht ohngefehr die Gottschedische Wendung: „Unser „Freyherr von Wolf durfte sich nicht schämen, „daß seine Mutter Anna eine gebohrne Gille- „rin gewesen.“

So sind nun die Lebensbeschreibungen beschaffen, welche wir den Herrn H. Pauli zu verdanken haben, und mit deren Fortsetzung er uns noch drohet. Die Wahrheit der Nachrichten kann ich nicht untersuchen. Wenn man sich auf diese verlassen kann; so hat wenigstens dieses Buch den Nutzen einer Chronik, von der ebenfalls die Ginfleidung nichts tangt. Nehmen Sie aber einmal eine solche Schrift und halten Sie dieselbe gegen die Fodsprache, mit denen so viele den ausgebreiteten guten Geschmack in Deutschland complimentiren. Doch wir wissen es lange, was wir davon denken sollen. Leben Sie wohl.

B.

Hundert

Hundert und fünf und sechzigster Brief.

Nationen die aus politischen Ursachen geneigt seyn, einander zu hassen, scheinen selten geneigt zu seyn, sich um die gegenseitigen Vorzüge zu bekümmern, und da die Unwissenheit die Mutter des Stolzes ist, so wird die Nation, die sich am wenigsten um die Vorzüge der andern bekümmert, die andere eben deswegen mit stolzer Verachtung behandeln. Wenigstens war bis noch vor gar kurzer Zeit der Fall zwischen Frankreich und Deutschland. Der natürliche Leichtsinn der Franzosen trug vielleicht auch eben so viel bey, daß sie, um alles was Deutschland vorzüglich macht, unbekümmert, und für halbe Barbaren hielten. Da ihnen endlich viele Proben der deutschen Gelehrsamkeit aufstark in die Augen leuchteten; so glaubten sie, Deutschland den Ruhm der Gelehrsamkeit lassen, und hingegen den einem Franzosen weit wichtigeren Ruhm des Wises abprechen zu dürfen. „Großartige Epischändigkeit! sagt ein neuerer Schriftsteller,

D. 5

Haller,

„stiller, * um die Ehre eines Volkes zu ver-
 „mindern, welches man aus Gewohnheit zu
 „verachten pflegte. Wie will man den Witz
 „von der Gelehrsamkeit sondern, da man sich
 „des einen wie eines Werkzeuges bedienen muß,
 „um das andere zu erlangen.“

Dieser Schriftsteller unternimmt, die Gelehr-
 samkeit der Schweizer gegen die Franzosen zu
 vertheidigen. Man weiß, daß bey dem französi-
 schen Pöbel die Wörter Schweizer und Dum-
 kopf, beynähe einerley. Und eben dieser Pöbel,
 der sich vielleicht durch alle Stände vom Lohn-
 kutscher bis zum Herzoge erstrecken kann, hält
 sich überzeugt, daß ein Schweizer schwerlich
 mehr zu thun fähig ist, als seinen steinigten Bo-
 den zu umackern, oder wann es hoch kommt sein
 Leben, zum Dienste Frankreichs, zu verkaufen.

Man können dergleichen ungegründete Vor-
 urtheile durch nichts besser, als durch eine kurze
 Vor-

* S. v. Balchazar Sendschreiben an einem Fran-
 zosen, enthaltend einen künftigen Entwurf des
 gelehrten Schweizerlandes. Basel 1761. in 8.

Vorstellung dessen was die Schweizer, in allen Theilen der Gelehrsamkeit geleistet haben, widerlegt werden. Der Herr Verf. hätte noch mehr thun können, die Verdienste einzeln, aber und durch ihre Verdienste unsterblicher schweizerischer Gelehrten, würden für die Fähigkeit und den Ruhm der ganzen Nation gleichsam stärker gesprochen haben, wenn sich der Herr Verf. darauf hätte einlassen wollen. Sollte nicht der Herr V. mehr zum Vortheil seiner Nation bewiesen haben, wenn er die Verdienste eines Bernoulli und Euler, um die Mathematik; eines Hallers um die Arzneygelehrsamkeit; eines Bodmers und Breitingers um die Kritik; eines Sedlingers, Frey, Thurneisers und Merians um die schönen Künste etwas mehr erhoben hätte, als da er bloß ihre Namen vermengt, mit dem Namen mittelmäßiger, obgleich nicht unverdienten Männer, her erzählt hat.

Doch ich weiß, daß die schweizerische Nation wieder Sie keine Vertheidigung bedarf; also darf ich weiter nichts thun, als Ihnen die vornehmsten

vornehmsten Züge aus des Herrn B. Gemälden vorlegen. Sie werden Ihnen zum Theil nicht unbekannt seyn, aber Sie werden Ihnen Vergnügen machen.

Nach einigen Anmerkungen von der Gelehrsamkeit der alten Helvetier, kommt der Verf. auf den neuen Stand, in welchem die Gelehrsamkeit in Anfänge des sechzehnten Jahrhunderts allenthalben und auch in der Schweiz, zu gänzen anfing. Der Herr B. gesteht, daß die Reformation dazu Gelegenheit gegeben habe.

Die Ehre des ersten Gebrauchs der Buchdruckerei gehört, nach des Herrn B. Meinung, nicht der Stadt Basel, wo man vor dem Jahre 1474 nicht gedruckt hat, sondern dem Flecken Münster im Ergau, Zürcher Gebiets. Dasselbst ließ ein Eborherr, Namens Gelyus Helie von Laufen, zuerst im Jahr 1470 ein biblisches Wörterbuch unter dem Titel: Mamotrectus, drucken. Eben derselbe ließ auch zwei Jahr darauf das bekannte *spectaculum vitae humanae* drucken. Im Jahre 1475 war ein Buchdrucker in der Stadt Burgdorf, Berner Gebiets

Gebiets. Im Jahr 1431 ward in der Gesellschaft Gruiere, und in Sursee, einem Lucernischen Städtgen, im Jahr 1500 gedruckt. Der Herr B. bemerkt als etwas besonders, daß die Buchdruckerey in der Schweiz, eher in den kleinen Städten, als in den Hauptstädten, geblühet habe. Denn in Zürich hat man erst 1508, und in andern Städten noch später zu drucken angefangen, ausser in Genf, als woselbst bereits 1472 eine Druckerey war. Der Herr B. vergiebt nicht bey dieser Gelegenheit die Namen der vielen gelehrten Buchdrucker, welche die Schweiz hervorgebracht hat, anzuführen.

Nun kommt der Herr B. auf die Schulen und Univerfitäten; die zu St. Gallen und Zürich, sind die ältesten; die zu Basel und seit der Reformation die zu Bern, die berühmtesten.

Es fehlet auch der Schweiz nicht an gelehrten Gesellschaften, worunter die Helvetische zu Basel, welcher man die Acta Physico-Mathematico-Anatomico Medica zu danken hat, wohl die wichtige ist.

Bey

Zeit des Concilii in dieser Stadt an der Pest starben, sollen ihre mitgebrachten Manuscripten hier gelassen haben, und daher soll der grosse Schatz von Manuscripten kommen, der bey dieser Bibliothek befindlich ist. Neben dem Büchersaale ist die Naturalien und Kunstkammer befindlich, auf welchen auch verschiedene Gemähle, von Holbein, zu sehen sind.

Der Beschluß folgt.

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

XVII. Den 4. Junii 1761.

Beschluß des hundert und fünf und sechzigsten Briefes.

Der Herr Verf. redet noch von einigen Bibliotheken, und auch von Kunst und andern Kabinettern. Nun kommt er auf die Gelehrten selbst, die er nach allen Theilen der Wissenschaften nahmhaft machet. Hier ist es, wie ich schon gedacht habe, wo er, sonderlich über berühmte Männer, am weitläufigsten hätte seyn sollen. Es ist wahr, Universitäten und Bibliotheken können beweisen, daß in einem Lande die Wissenschaften nicht ganz fremde sind. Sie sind Beweise von der Vorsorge der Obrigkeit und anderer vermögender Leute: aber sie beweisen ganz und gar nicht, daß sich ein Land in den Wissenschaften besonders hervorgethan habe. Selbst der Herr V. verräth dieses in seiner

Zehnter Theil. D eig

eigenen Erzählung; Er findet in den Cantons Lucern und St. Gallen eben so viel Schulen und Bibliotheken, als in den Cantons Basel, Bern und Zürich; aber woher sind ein Bernoulli, Euler, Haller und Sulzer gebürtig?

Die Namen der gelehrten Schweizer, die der Herr B. anführet, kann ich Ihnen ohnmöglich alle hersehen. Die Namen, die wissenschaftlich sind, sind Ihnen bereits bekannt, die übrigen verlangen Sie vielleicht nicht zu wissen, weil Ihnen diejenigen, welche diese Namen geführt haben, ganz unbekannt seyn. Was würden sie z. E. sagen, wenn ich Ihnen unter den Schweizerischen Dichtern neben einem Bodmer, Gesner und Haller auch einem Peter Businus, Gabriel Gerber, Joh. Gulde, Grobinus, Jod. Molitor, Joh. Kellian u. d. gl. anführte. Wann ich Ihnen aus des Hrn. B. Buche vorläse: Beat Amryn, Joseph Binner, Bernard Baldinger, Lorenz Forrer, Joh. Feer, Joh. Geiler, Peter Hug, Gerald Jost, Heinr. Lamparter, Franz Pfiffer u. s. w. wahrhaftig, Sie würden eher

cher glauben, Sie hörten die Musterrolle einer Compagnie Soldaten abrufen, als daß Sie diese Namen, für Namen von Gelehrten halten sollten, die der Herr Verf. für berühmt angiebt.

§

Hundert und sechs und sechszigster Brief.

Wissen Sie denn nicht, daß wir uns vorgenommen, Sie bloß von der deutschen Litteratur zu unterhalten? Die Ausländische war für unsern Plan zu weitläufig, und da wir nicht genug davon sagen konnten; so war unsere Abrede, lieber gar nichts davon zu sagen. Diese Abrede ist Ihnen nicht unbekannt, und Sie fordern gleichwohl eine Nachricht von der neuen Heloise * des Herrn Rousseau? Gut! da Sie es verlangen; so soll für diesmal eine Ausnahme geschehen.

St 2

Daß

* Julie, ou la nouvelle Heloise, 2. Amsterd. 1761.

Daß ich dieses Werk gelesen habe, konnten Sie mit Recht voraussetzen. Einen philosophischen Roman, eine zweyte Heloise, davon Rousseau der Verf. oder doch wenigstens der Herausgeber ist; ein Werk, das in Paris Aufsehen macht, das man sich in Deutschland aus den Händen reißt, und wovon man allhier in allen Gesellschaften spricht; konnte ich dieses wohl ungesellen lassen? Sie wissen, mit welcher Begierde ich sonst zuzugreifen pflege, so bald ich nur den Namen des Genfer Bürger auf der Stirne eines kleinen Aufsatzes glänzen sehe.

Aber hätte Rousseau lieber philosophische Aufsätze, als eine Roman geschrieben! Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich in meiner Erwartung betrogen fand. Es hat mir nicht wenig Ueberwindung gekostet, alle sechs Bücher dieses Romans, mit ununterbrochener Aufmerksamkeit durch zu lesen. Man trauet sich Anfangs selber nicht. Seiner eigenen Empfindung zum Troste, zwingt man sich, gewisse Dinge schön zu finden, die ein allgemeiner Beyfall dafür erkannt hat. Durch das Ansehen des
Verfassers

Verfassers und des Publicums getäuscht, lieft man, ermüdet die Gedult, und macht sich noch immer Hoffnungen, bis man endlich am Rande ist, und sich betrogen sieht. — Sie finden zwar in dieser Sammlung hier und da vor-
 treffliche Briefe, die eines Rousseau würdig sind; Aber was sind es auch für Briefe? Solche, in welchen Rousseau, als Weltweiser, einzelne Materien abhandelt. Ueber das Lesen der Bücher, über den Zweykampf, über den Selbstmord, über die Musik, über die Erziehung, über die Vergnügungen eines arbeitsamen Landlebens. Sie wissen, was man sich von einem Rousseau über diese Materie versprechen kann! Wo es auf Beredsamkeit und Gründe ankommt, da hat sich dieser Weltweise schon als Meister gezeigt. Allein wie selten hat der Romanendichter Gelegenheit, diese Talente anzu-
 bringen, und wie wenig ist der Schriftsteller, der diese Talente allein, obgleich im höchsten Grade besizet, zum Romanenschreiben aufgelegt! Eine fruchtbare und unerschöpfliche Dichtungskraft; Kenntniß des menschlichen Herzens, die sich

N 3

nicht

nicht sowohl bey allgemeinen moralischen Betrachtungen verweilet, als in das Eigenthümliche eines jeden Charakters eindringt; die grosse Gabe zu erzählen, und die noch grössere zu Dialogiren; die ächte Sprache der Leidenschaften die in dem Herzen des Lesers ein sympathetisches Feuer anzündet, und nicht eher schwärmet, als bis die Einbildungskraft des Lesers vorbereitet ist, mit zu schwärmen. Dieses sind die Eigenschaften, die man an einem Richardson bewundert, in dem Werke des Rousseau aber vergebens suchen wird. Seine Dichtungskraft hat er in diesem Werke in keine grosse Unkosten gesetzt; seine Kenntnis des menschlichen Herzens ist mehr speculativisch, als pragmatisch; die Erzählungen sind sich ungleich, bald schleppend, bald in vollem Galoppe; die Gabe zu dialogiren, möchte man ihm fast ganz absprechen, und seine Leidenschaften überjagen die Einbildungskraft des Lesers. Sie sind schon in den Wolken, ehe der Leser noch die geringste Lust verspühret, sich mit ihnen zu vertheilen.

Am Ende der Sammlung hat der Verf. oder wie er sich lieber nennen will, der Herausgeber der Briefe, eine Vorrede nachgesetzt, die er *Preface de la nouvelle Heloise, ou entretien sur les Romans, entre l'editeur & un homme de lettres*, betitelt. Hier scheint er die Fehler seines Werks offenherzig genug anzuzeigen, und mit der ihm gewöhnlichen Schärfsinnigkeit, von sich abzulehnen. Was er von der guten Absicht eines Romanenschreibers, und von der Läuterkeit der Moral sagt, die in seinen Briefen gepredigt wird; das lasse ich dahingestellt seyn. Aber die magern Erfindungen und der unnatürliche Vortrag lassen sich durch keine gute Absichten entschuldigen. Ist es eine wahre Geschichte, und haben die einsiedlerischen Schweitzer wirklich so geschrieben, als sie der Sammler ihrer Briefe schreiben läßt; so ist er außer Schuld, der Leser aber nichts desto weniger befugt, sein Mißfallen zu erkennen zu geben.

K.

Hundert und sieben und sechzigster Brief.

Sie sind nicht gewohnt, mit einem allgemeinen Urtheile zufrieden zu seyn, und ich nicht, es dabey bewenden zu lassen. Hier sind die Gründe, die mein vermessenæs Urtheil über die Zeloise des Herrn Rousseau veranlasset haben! — Was die Erfindung betrifft? Urtheilen Sie selbst, ob folgender Plan eine sonderliche Fruchtbarkeit verräth! — Julie von Etange und ihre Nichte Clare, zwö liebenswürdige Fräulein, werden von einem jungen Menschen, der unter den Namen St. Preux vorkommt, in den Wissenschaften unterrichtet. Der Vater der Julie ist abwesend, und ihre allzugütige Mutter vertrauet die beyde Schülerinnen einem jungen wohlgebildeten Weltweisen, ohne von dieser gefährlichen Vertraulichkeit das geringste zu besürchten. Clare ist ein flüchtiges Mädchen, das zum Verlieben nicht gemacht ist. Sie verehret ihren Lehrmeister, ohne

ohne ihn zu lieben, und kennet keine andere Neigung, als Freundschaft für ihre Julie. In der Folge heyrathet sie einen gewissen von Orbe, ohne Neigung; in dem Ehestande liebt sie ihn ohne Zärtlichkeit, und nach seinem Tode beweint sie ihm aus Pflicht. Kurz! die Eindrücke berühren nur die Oberfläche ihrer Seele, und sie ist zu leichtsinnig, jemals eine grosse Thorheit zu begehen. Julie aber ist von einem weit fühlbarern Wesen. Die zärtlichen Neigungen treiben in ihre Seele so tief Wurzeln, daß sie sich ihrem Wesen gleichsam einverleiben, und über alle ihre Fähigkeiten ausbreiten. Ihr Lehrmeister ist so zärtlich als sie, aber weit ungestümer in seinen Gemüthsbewegungen. Solche empfindungsreiche Seelen sind zu allem, was groß und erhaben ist, aber auch zu grossen verliebten Thorheiten aufgelegt. Sie begehen wirklich eben nicht die kleinsten, und wenn ich Fräulein Julie nicht schmeicheln soll; so verführt sie mehr, als sie verführt wird. Die beyden Verliebten reden mit Entzückung von der Tugend, indem sie sich am meisten

von ihr entfernen, und predigen in allen ihren Thorheiten nichts als Weisheit. Der Baron von Etange, ein Mann von alten Adel und stolz auf seinem Pergamente, kommt nach Hause, und will sein Fräulein von keinem geringen Bürger, ohne Entgelt unterrichten lassen. — Die Mutter merkt endlich die geheime Veranlichtheit ihrer Tochter mit ihrem Lehrmeister, und da sie weiß, daß der Baron unbeweglich seyn wird; so verzehret sie sich in ihren eigenen Kummer und stirbt. Der Vater, der nicht lange hernach gleichfalls hinter das Geheimnis kommt, nöthiget seine Tochter einen Herrn von Wolmar zu heyrathen, der ihm in den letzten Feldzuge sein Leben gerettet hat. St. Preux erfährt es, geräth in Verzweiflung und will sich entleiben; doch ist er vorsichtig genug, seinem Freunde Sir Edward Bonston, der gleichsam von den Wolken herunter gefallen ist, um ein Freund des Sanct Preux zu werden, diesen verzweifelten Entschluß zu melden, und seine Meynung darüber zu verlangen. Diese Briefe und die Ant-

wort

wort des Sir Edwards, sind die vortreflich-
 sten in der ganzen Sammlung. Es ist wahr,
 sie hängen mit dem Reste der Geschichte
 nicht zusammen, und St. Preux scheint sich
 nur ermorden zu wollen, um den Sir Edu-
 ard Gelegenheit zu geben, den Selbstmord
 so unnachahmlich zu bestreiten; den in dem
 nächsten Briefe darauf, ist alles wieder
 vergessen. Indessen sind die Briefe an und
 für sich voll von der erschütternden Beredsam-
 keit, die wir an dem Genfer Bürger gewöhnt
 sind, und der nichts, die verstockteste Verzweif-
 lung selbst, nicht widerstehen kann. „Bedenke
 „es wohl, Jüngling! spricht Bomston unter
 „andern; was sind zehn, zwanzig, dreyßig
 „Jahre für ein unsterbliches Wesen? Schmerz
 „und Vergnügen vergehen wie ein Schatten;
 „das Leben verfliehet in einem Augenblicke; an
 „und für sich ist es nichts, sein Werth hängt
 „von dem Gebrauche ab, den man davon macht.
 „Das Gute, das man gestiftet hat, verge-
 „het nicht, und macht, daß das Leben et-
 „was wird. — — Hast du im Innersten
 „deines

„deines Herzens noch die kleinste Empfin-
 „dung von Tugend; so komm und laß dich
 „unterrichten, wie man das Leben lieben
 „kann. So oft dir die wilde Lust ankömmt,
 „es zu verlassen, sprich zu dir selbst? Noch
 „eine gute Handlung will ich vor meinem
 „Tode ausüben. Sodann gehe hin, suche
 „einen Dürstigen, der Hülfe; einen Unglück-
 „lichen, der Trost; einen Bedrängten, der
 „Vertheidigung bedarf. Führe mir die Un-
 „glücklichen zu, die zu schüchtern sind, mich anzus-
 „sprechen. Nimm meine Börse und meinen Cre-
 „dit. Nimm hin und mache glücklich, so bin
 „ich desto reicher. Kann dich diese Betrachtung
 „heute zurück halten; so wird sie dich auch mor-
 „gen, übermorgen, so lange du leben kannst,
 „zurück halten. Kann sie aber das nicht; so stirb,
 „du bist nichts mehr, als ein Bösewicht. —“

Ich komme zur Geschichte zurück. Wol-
 mar ist ein tugendhafter heiterer Mann,
 der gut denkt, und wenig empfindet. Er ist
 bey Jahren, hat sich eine grosse Kennt-
 nis des menschlichen Herzens erworben, ist
 ein

ein Menschenfreund aus Grundsätzen, nicht aus Empfindung, und liebt eine stille und arbeitsame Lebensart. Das Seltsamste in seinem Charakter ist, daß er das Unglück hat, von dem Daseyn eines höchsten Wesens nicht überzeugt zu seyn. Er begreift sehr wohl, daß dieses ein Unglück für ihn sey; allein die Ueberzeugung hängt nicht von dem Willen ab.

Dieser einzige Umstand quälet Julien. Im übrigen ist sie glücklich, findet Geschmack an der stillen Landwirthschaft, versorgt ihre ländlichen Geschäfte mit der größten Ordnung und Gemächlichkeit, und wird aus einem schwachen Mädchen, die tugendhafteste Frau von der Welt. St. Preux ist bey ihnen auf dem Lande, und der Anblick ihres ruhigen Lebens und fleißigen Wirthschafts Wesens besänftiget seine Gemüthsbebewegungen, und heilet ihn von der heftigen Leidenschaft, die ihn verzehret hatte. Er thut eine Reise nach Italien, um allda einen Liebeshandel des Lord Eduard Bompston zu schlichten. Unterdessen stirbt Julia, und die Geschichte hat ein Ende.

Eie

Sie sehen, daß in in dieser Anlage keine außerordentliche Situationen Platz finden, und Rousseau selbst macht keinen Anspruch auf Situationen. Nehmen Sie diesen geringen Vorrath von Begebenheiten, dehnen Sie ihn aus, so weit Sie können, und füllen Sie die Lücken mit langen moralischen Predigten, und verliebten Spißsündigkeiten aus; so haben Sie ohngefähr die Geschichte der neuen Zeloise, die Briefe ausgenommen, in welchen Rousseau besondere Materien, nach seiner Art abhandelt, und die, wie ich ihnen schon gemeldet, vorzüglich sind.

Und nunmehr sind sie einigermaßen im Stande auch von den Charaktern zu urtheilen. Was ist der sogenannte St. Preux? Er soll der Abelard in der Geschichte seyn, und sie nennen ihn alle den Weltweisen. Den Weltweisen! Ich möchte wissen, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, dadurch er diesen Namen verdienet? In meinen Augen ist er der albernste Mensch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit

heit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringsten Funken davon besitzt. In seiner Liebe ist er abentheuerlich, schwülstig, ausgelassen, und in seinem übrigen Thum und Lassen finden Sie nicht die geringste Spur von Ueberzeugung. Er setzt das stolzeste Zuvorsetzen in seine Vernunft, und ist dennoch nicht entschlossen genug den kleinsten Schritt zu thun, ohne von seiner Schülerin, oder von seinem Freunde, an der Hand geführt zu werden. Er trinkt sich einst einen Rausch. Julie macht ihm Vorwürfe, und er verschmährt sich den Wein. Sie billiget auch diese Uebereilung nicht, und er trinkt wieder, aber nicht mehr als ihm die beyden Schülerinnen reichen wollen; weil er sich selbst nicht zutrauet, Maas halten zu können. Und so kindisch unschlüssig ist er in seinem ganzen Wesen. Soll das Beyspiel des St. Preux den Stolz der Weltweisen demüthigen? O, er müßte ihnen ähnlicher seyn, wenn sie sich seiner schämen sollen.

Lord Eduard Bomston ist ein Engländer, das zeigt sein Name an. Aber sein Charakter?

In

In Paris wird ihn vielleicht jedermann für englisch halten; aber ganz gewiß in London nicht. Großmuth, Aufrichtigkeit, übermäßiger Stolz auf ihr Vaterland, und etwas rauhes und trockenes im Aeufferlichen; dieses sind die Züge, die man der englischen Nation überhaupt zuschreibt. Machen sie aber den Engländer insbesondere aus? Gewiß nicht! Jeder Engländer hat, wie Muralt sehr wohl bemerkt, etwas vorzüglich Eigenthümliches, das ihm nicht nur von allen Menschen, die ausser der Insel wohnen, sondern auch von allen andern Engländern unterscheidet; und dieses Unterscheidungszeichen macht erst den einzelnen Engländer aus.

Der Beschluß folgt.

B r i e f e ,

Die neueste Litteratur betreffend.

XVIII. Den 11. Junii 1761.

Beschluß des hundert und sieben und sechzigsten Briefes.

Man muß die Engländer in England studiren, um diese eigensinnige Leute zu fassen und gehörig nachahmen zu können. Ich glaube, daß sich auf diesem besondern Unterscheidungszeichen diejenige Art von Wiß oder Scharfsinnigkeit gründet, die von den Engländern Humor genannt wird, und sich so schwer erklären läßt. Jeder Einsall, jede Handlung, die aus diesem individuellen Zuge eines Karakters fließt, scheint sonderbar, aber sie wirft ein vortheilhaftes Licht auf den Charakter desjenigen, den sie zugeschrieben wird; sie giebt uns diesen Menschen in individuo zu erkennen, und dieses sind, wo ich nicht irre, die Eigenschäften.

Behnter Theil. S

schaften des Humors. — Doch ich verliere mich in Betrachtungen —

In dem Karakter des Edwards finde ich nichts, als das Allgemeine, das man mit den Namen eines tugendhaften Engländers zugleich zu denken gewohnt ist; und auch dieses Allgemeine hat sich der Verf. nicht mit dem besten Vortheil bedienet; denn überhaupt ist Eduard eine episodische Person in dieser Geschichte, von der man sich weit mehr verspricht, als sie in der That zu bedeuten hat.

Der Karakter des Wolmars ist vortreflich und machet dem Herrn Rousseau Ehre. Die Erfindung durch den Umgang mit einem ruhigen, etwas kalt sinnigen, aber äußerst tugendhaften Manne, die ungestümen Leidenschaften jener Verliebten zu besänftigen, diese Erfindung sage ich, gehört dem Herrn Rousseau ganz eigen, und ist seiner würdig. Wie das Getöse jenes aufrührerischen Pöbels sich Anfangs in ein leises Murmeln und dann in einer tiefen Stille verlor, so bald der ehrwürdige Greis seinen

Mund

Mund aufthat; eben so verlieret sich das wilde Brausen der Leidenschaft erst in dem Herzen der Julie, und sodann auch in dem Herzen des St. Preux, durch das Beispiel einer so gelassenen und ruhigen Gemüthsbeschaffenheit, wie des Wolmars. Die Beschreibung, die St. Preux von den Leben der beyden Eheleute macht, ist überaus reizend. Nur schade! daß er öfter zu sehr ins Kleine verfällt, und durch die Weitläufigkeit etwas ermüdet.

Julie ist eigentlich der Philosoph in dieser Geschichte. Sie philosophirt unaufhörlich, nicht wie eine Schülerin des Sanct Preux, sondern wie ein Rousseau, mit demselben Feuer, und mit derselben Einsicht. So oft sie den Sanct Preux ihren Lehrmeister nennet, so schien mir es immer, als wollte sie seiner spotten. In der That ist sie ihm an Vernunft, Wissenschaft und Weisheit weit überlegen, und sie kann von ihm nichts anders gelernt haben, als etwa die Anfangsgründe der Liebe. — Im übrigen spielt sie in dieser Geschichte eine zweysache Rolle.

Rolle. Sie ist Anfangs ein schwaches, und sogar etwas verführerisches Mädchen, und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das als ein Muster der Tugend, die man jemahls erdichtet hat, weit übertrifft. Herr R. erklärt sich in seiner Unterredung mit einem Homme de lettres, öffentlich wider die allzuvollkommenen Muster, und glaubt, daß sie zwar zur Bewunderung, aber nicht sehr zur Nachahmung reizen. Ich mag jetzt nicht untersuchen, wie weit der Karakter der Julie mit diesem Urtheile übereinstimmt. Sie hat Schwachheiten begangen, allein sie ist desto vollkommener; sie war weniger, und wird mehr als ein tugendhaftes Frauenzimmer; sie wird ein Engel. Es kann seyn, daß die Erinnerung ihrer vorigen Fehler sie noch immer in unsern Augen etwas heruntersetzt, und auf die Stufe zurückführet, die für die Nachahmung nicht zu hoch ist. — Die übrigen Karaktere sind von keiner sonderlichen Erheblichkeit.

Was soll ich aber zu der Affektensprache des Herrn Rousseau sagen? Sie wird von
allen

allen Seiten mit der größten Lobeserhebung aufgenommen; man nennet sie erhaben, begeistert, göttlich. — Und ich, zu meiner Schande muß ich es gestehen, ich finde sie spitzfindig, affectirt und voller Schwallst. Herr K. der zum Entzücken schön schreibt, so oft er die Sprache der begeisterten Vernunft zu reden hat, scheint über die Natur der Leidenschaften raisonnirt sie selbst aber niemals gefühlt zu haben, daher es ihm denn so schwer wird, ihre ächte Sprache zu reden. Er will sie durch Auszuschweifungen und Hyperbolen in einen Zustand von Empfindungen zwingen, die ihm durch die Erfahrung nicht bekannt genug sind, und dieser Versuch muß allemal misslingen. Wer eine Empfindung nicht kennt, der trifft schwerlich von ungefähr die rechte Seite des Herzens, die dieser Empfindung zusagt. Durch Ausrufungen und Hyperbolen wird man heftig und ausgelassen, aber nicht herzerührend. Und ich muß gestehen, daß mein Herz bey allen verliebten Klagen des St. Preux eiskalt geblieben ist. Ich könnte sie sogar ohne Widerwillen nicht lesen;

denn was auf Empfindung Anspruch macht, muß entweder Empfindungen erregen, oder es wird abgeschmactt.

Ich kann Sie hiervon durch kein Beyspiel überzeugen. Sie müssen nicht einzelne Stellen, sondern ganze Briefe lesen, um hievon richtig urtheilen zu können. Lesen Sie also z. B. die Briefe des verliebten Weltweisen, und sagen Sie mir, ob Ihnen der Jüngling nicht mehr geschaubten Wiß und wilde Einbildungskraft, als eine wahre Leidenschaft zu verrathen scheint? — Sie können auch der Julie verliebte Briefe hinzuthun. Sie sind leidlicher, als des Jünglings eine, aber immer noch unnatürlich genug.

R.

Hundert und acht und sechzigster Brief.

Die Frage hatte ich nicht erwartet. Ob ich mit der Sprache der Zärtlichkeit so vertraut bin, daß ich alle Farben kenne, die sie in der Natur bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der Karakter anzunehmen fähig ist? Nein! Es theuer möchte ich die Befugnis zum Kunstrichter nicht erkaufen. Doch diese Ausflucht rettet nicht. In der Natur kann vieles seyn, das in der Nachahmung unnatürlich ist. Ehe die Natur den Virtuosen zur Richtschnur dienen kann, muß sie sich erst selbst den Regeln der ästhetischen Wahrscheinlichkeit unterwerfen. Lassen Sie uns also sehen, in wie weit Ihre Gründe, die Sie zur Vertheidigung des Koußeau vorbringen, die Wahrscheinlichkeit retten!

Ich räume Ihnen die allgemeine Grundsätze ein, daß die Leidenschaften die Natur des Bodens annehmen, aus welchen sie hervordachsen, und nach der verschiedenen Beschaf-

fenheit der Charaktere ihre Farben verändern; daß dieselbe Gemüthsbewegung diesen nieder-
geschlagen, jenen geschwätzig; diesen sanft, jenen
ungestüm machen kan; daß auch die Grund-
sätze, die ein Mensch eingefagen, in der Na-
tur seiner Gemüthsbewegungen vieles verändern.
Ein junger Mensch, wie der St. Prox in
der neuen Heldise, der mit einer platonischen
Sittenlehre groß geworden, der mehr gelesen,
als sich umgesehen, und seine vorgefaßten Schul-
begriffe durch den Umgang noch nicht gemil-
dert hat, ist gleichsam ein Mensch aus einer
andern Welt. Seine hochtrabende Gesinnun-
gen mischen sich in alle seine Empfindungen mit
ein. Was er fühlet, fühlet er mit Entzücken.
Was er liebet, ist in seinen Augen göttlich,
und über der Sphäre der gemeinen Natur hin-
weg. Er schwärmet mit einem Anscheine der
Vernunft, und weiß seinen Grillen selbst einen
Firmis von Erhabenheit anzustreichen, der sie in
seinen Augen der göttlichen Eingebung gleich
macht. Er wird also von seiner Leidenschaft
mit einer Begeisterung reden, die der Schwär-
mercy

meren nahe kommt. Alle seine Ausdrücke werden einen Schwung annehmen, der sie über die gemeine Denkungsart hinweg setzt. Allein seine Begeisterung ist ansteckend, sie reißt die Einbildungskraft des geringsten Lesers mit sich fort, und erhebt sie auf den Gesichtspunkt, von welchem er selbst den Gegenstand seiner Leidenschaft zu betrachten gewohnt ist. — Es kommt also bloß darauf an. Ist die verliebte Sprache des Sanct Preux von dieser Beschaffenheit; so habe ich mit Unrecht getadelt.

Allein nunmehr haben Sie mich in die Nothwendigkeit gesetzt, Exempel anzuführen. Gut! Ich werde nicht lange wählen. Hier sind einige! — Der Weltweise giebt der Justie in einem Sendschreiben die Klammen zu erkennen, die ihn heimlich verzehren, und die Verurtheilung, in welche sie ihn zu stürzen drohen. Sie thut einigen Widerstand. Endlich entdeckt sie ihm in dem vierten Briefe, daß sie seit langer Zeit ein gleiches Feuer in ihrer Brust nähre, und der Weltweise antwortet: „Nach-

„te des Himmels! Ich hatte eine Seele für
 „den Schmerz, verleihet mir nur eine für die
 „Glückseligkeit. Liebe! Leben der Seele! kommt!
 „unterstütze die meinige, die bereit ist in Ohn-
 „macht zu sinken. Unausprechlicher Reiz der
 „Tugend! Unüberwindliche Kraft der Stimme
 „des Geliebten! Glück, Vergnügen, Entzückun-
 „gen, wie tief dringen eure Pfeile! Wer kann
 „ihren Angriff erdulden? O! wie kann ich den
 „Strom von Entzückungen aushalten, der mein
 „Herz überschwemmet! Wie soll ich für die
 „qualende Besorgnisse einer furchtsamen Lieb-
 „ten büßen! Julie — nein; meine Julie auf
 „den Knien! meine Julie vergießt Thränen! —

„Erlaube, erlaube, daß ich das unerwartete
 „Glück, geliebt zu seyn, recht koste — geliebt
 „zu seyn, von ihr — Thron der ganzen Welt
 „wie tief erblick ich dich unter mir! Ich will
 „ihn tausendmal überlesen, den anbetenswürdi-
 „gen Brief, in welchen deine Liebe und deine
 „Empfindungen mit feurigen Buchstaben aufge-
 „zeichnet sind. —“

Sind

Sind nun dieses Empfindungen? frage ich. Nach allen Grundsätzen einer platonischen Liebe! ist dieses eine Sprache des ächten Affekts? oder sind es nicht vielmehr frostige Ausrufungen eines Menschen, der sich eine Zärtlichkeit erzwingen will, die ihm die Natur versaget hat. — Doch weiter! In dem zehnten Briefe spricht er:

„Alles, was sie mir von der Glückseligkeit
 „unsers gegenwärtigen Zustandes sagen, ist
 „nicht zu läugnen. Ich fühle es, daß wir
 „glücklich seyn sollten, und ich bin es dennoch
 „nicht. Die Weisheit mag immer durch
 „ihren Mund reden, die Stimme der Natur
 „redet lauter. Wie kann man ihr widerstehen,
 „wenn sie sich mit der Stimme des Herzens
 „vereinigt? Unter ihnen sehe ich nichts auf
 „dieser irdischen Wohnung, das meine Seele
 „und meine Sinnen zu beschäftigen würdig
 „wäre; nein, ohne sie achte ich die ganze Na-
 „tur nicht; aber ihr Reich ist in ihren Augen
 „und nur da ist sie unüberwiegend — (welche
 „kindische Epijsündigkeiten!) Was für unaus-
 „sprechliche Widersprüche liegen in den Em-
 „pfindungen,

„pfundungen, die sie mir einflößen! Ich bin zu
 „gleicher Zeit unterwürfig, und verwegen, un-
 „gestüm, und zurückhaltend. Ich kann die
 „Augen nicht zu ihnen erheben, ohne einen in-
 „nerlichen Kampf zu empfinden. Ihre Blicke,
 „ihre Stimme senden in mein Herz, mit der
 „Liebe zugleich, die rührende Unnehmlichkeit der
 „Unschuld, einen göttlichen Reiz, den man ohne
 „Bedauren nicht auslöschen kann. Wenn ich
 „mich noch zu wünschen unterstehe; so geschieht
 „es niemals anders, als in ihre Abwesenheit.
 „Meine Begierden, die sich zu ihnen nicht hin-
 „wagen, wenden sich indessen zu ihrem Bilde
 „und an ihm räche ich mich für die Hochach-
 „tung, die ich ihnen zu bezeigen genöthiget bin.

„Indessen verschmachte ich, und verzehre
 „mich. Das Feuer fließt durch meine Adern,
 „nichts kann es auslöschen, oder mildern; ich
 „fühle es nur mehr an, indem ich es zwün-
 „gen will. Ich sollte glücklich seyn, ich bin
 „es auch, das gestehe ich. Ich beklage mich
 „keinesweges über mein Schicksal; so wie es
 „ist,

„ist möchte ich mich allen Königen der Erde
 „nicht tauschen. Indessen quält mich ein
 „wirkliches Uebel, und ich suche umsonst ihm
 „zu entkommen; ich möchte nicht gern sterben,
 „und dennoch sterbe ich. Ich möchte für sie
 „leben, und sie geben mir den Tod.“

Wie gefällt Ihnen diese Stelle? Nicht
 wahr? Kaum mittelmäßig. Stellen Sie sich
 aber vor, daß der junge Mensch eine Menge
 von verliebten Briefen in diesem Tone fort-
 leyert, daß die Geschichte öfters in einem
 ganzen Buche nicht von der Stelle kommt,
 und man nichts anders, als dergleichen gekün-
 stelte Empfindungen, geschraubte Gedanken,
 und zärtliche Antithesen zu lesen hat.
 Stellen Sie sich dieses alles vor, denn ich
 müßte alles abschreiben, wenn ich es Ihnen
 beweisen wollte, und nun sagen Sie mir, ob
 der geduldigste Leser nicht endlich über einen
 solchen Vortrag ermüden, und das Buch
 mehr als einmal aus den Händen werfen
 muß?

Ich muß noch eine Stelle ausschreiben.
Den Anfang des vierzehnten Briefes:

„Was hast du gethan? Ach! was hast du
„gethan, meine Julie? Du wolltest mich beloh-
„nen, und du hast mich hingerichtet. Ich bin
„trunken, oder vielmehr rasend. Meine Sin-
„nen sind außer sich, alle meine Fähigkeiten
„hat der tödtliche Kuß in Verwirrung gebracht.
„Du wolltest meine Schmerzen lindern?
„Grausame, du hast sie nur heftiger gemacht.
„Gift habe ich auf deinen Lippen gesammelt.
„Es gähret, es entzündet mein Blut, es tödtet
„mich, und dein Mitleiden bringt mich um.

„O unsterbliches Andenken jenes Augen-
„blicks der Verblendung, der Raserey und
„der Bezauberung, niemals, niemals wirst
„du in meiner Seele verlöschen, und so lange
„die Reizungen der Julie in derselben einge-
„prägt sind, so lange mein bewegtes Herz
„mir noch Empfindungen und Seufzer darrei-
„chet, wirst du die Strafe und das Glück
„meines Lebens ausmachen.“ Er schließt die-
sen heftigen Brief mit einer Antithese,
„O Ju-

„O Julie! ich kan in dem Zustand nicht länger leben, in welchem ich mich befinde. Ich fühle es, daß ich sterben muß zu deinen Füßen — oder in deinen Armen.“ —

Er bekommt in einer Entfernung einen Brief von der Julie, und antwortet; „Was habe ich ich ausgestanden, indem ich ihn bekam, den so feurig gewünschten Brief! Ich erwartete den Postreuter im Posthause. Kaum wird das Paket eröffnet, so nenne ich meinen Namen, werde ungestüm; man sagt mir, es sey ein Brief da; ein Schauer überfällt mich: ich fordere ihn, getrieben von einer tödenden Ungeduld; ich bekomme ihn endlich. Julie, ich erblicke die Züge deiner angebeteten Hand. Meine zittert indem ich sie ausstrecke den kostbaren Schatz anzunehmen. Ich hätte die geheiligten Buchstaben gern tausendmal geküßt. O wie vorsichtig ist eine furchtsame Liebe! Ich getraue mich nicht vor so viel Zeugen, den Brief an den Mund zu bringen, oder zu öffnen. Ich entwische schleunig.
„Die

„Die Knie zittern unter mir. Meine zunehmende innerliche Bewegung läßt mich kaum auf den Weg Achtung geben. Bei dem ersten Umwege öffne ich den Brief —“ Dem Himmel sey Dank! Was glauben Sie, daß nun endlich in diesem Briefe gestanden? Die Wiederholung dessen, was St. Preux so oft von seiner Geliebten gehört, und der Leser schon mehr als zu oft hat lesen müssen. Ich glaube, daß alle diese Unruhen in der Natur möglich sind. Wer wird aber alles beschreiben, was in der Natur möglich ist?

Der Beschluß folgt.

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

XIX. Den 18. Junii 1761.

Beschluß des hundert und acht und
sechszigsten Briefes.

Endlich wird St. Preux ganz abentheuerlich.
In der strengsten Jahreszeit hält er sich auf
freyen Felde zwischen ungeheuren Gebürgen auf.
Er kann allda von einem Hügel, vermittelst eines
Telescopß, die Stadt zu entdecken, wo Julie
wohnet, und hier bringt er, wie er seiner Julie
schreibt, den ganzen Tag zu, die beglückte
Mauren zu betrachten, die die Quelle seines
Lebens einschließen. „Ich schütze mich für die
„außerordentliche Kälte, schreibt er sever, durch
„Laufen, und durch trockene Blätter und Reiser,
„die ich anzünde; der wilde Ort gefällt mir so
„sehr, daß ich mir Papier und Dinte hergetra-
„gen habe, und hier schreibe ich auf einem Felsen-
„stücke. —

Zehnter Theil.

I

D Ju

„O Julie! Julie! fährt er fort: Wir sollen
 „also nicht vereinigt seyn? Unsere Tage sollen
 „nicht zusammen hinfließen? Wir sollten auf ewig
 „getrennet seyn können? Nein! niemals stelle sich
 „dieser entsetzliche Begriff meinem Geiste vor. Er
 „verändert in einem Augenblicke meine erweichte
 „Zärtlichkeit in Raserey. Die Wuth treibt mich
 „von Höle zu Höle. Wider meinen Willen ent-
 „fahren mir laute Seufzer und Wehklagen. Ich
 „brülle, wie ein aufgebrachtter Löwe. Ich bin zu
 „allem aufgelegt, nur nicht dir zu entsagen.
 „Nichts, nichts in der Welt weigere ich mich zu
 „thun, um dich zu besitzen, oder zu sterben.,,
 Er beschließt diesen wilden Brief auf eine eben so
 seltsame Weise: „Ich habe ihnen nur noch ein
 „Wort zu sagen, spricht er. O Julie! Sie
 „wissen den uralten Gebrauch des Leucadischen
 „Felsen, der letzten Zuflucht unglücklicher Liebha-
 „ber. Dieser Ort gleicht ihm in vielen Stücken.
 „Der Felsen ist steil, das Wasser tief, und ich
 „bin in Verzweiflung.,, Für einen Menschen,
 „der so hezhaft drohet, möchte ich wohl schwö-
 ren, daß er lieber durchs Telescop gucken, als
 sich

sich ins Wasser stürzen wird. Hätten Sie sich wohl zu einem Rousseau versehen, daß er zu solchen abgenutzten romanenhaften Touren seine Zucht nehmen wird? Finden Sie mir ein solches Abenteuer in allen Romanen des Richardsons; so will ich die Julie eine Schwester der Pamela nennen. Dieser Engländer soll in einem Schreiben an einem seiner Freunde in Deutschland zu erkennen gegeben haben, es wäre ihm unmöglich, die Julie des Herrn Rousseau zu lesen. Ich glaube es, und mich dünkt, es wäre ihm noch weit unmöglicher gewesen, sie zu schreiben.

Ich habe bereits mehr als einmal gesagt, und muß es nochmahls wiederholen, daß die besondere Materien, die Herr Rousseau in diesem Romane abhandelt, vortreflich ausgeführt sind. Nur der Roman, dünkt mich, ist seiner unwürdig; und verdient den Beyfall nicht, den er erhalten hat.

R.

Hundert und neun- und sechzigster Brief.

Herr Rousseau hat wohl eingesehen, daß die Schreibart seiner 2. Liebten zu tadeln sey. Der Gelehrte mit dem er sich unterredet, spricht in der Vorrede; „Wollen Sie denn das Briefe nennen? Ist das ein Briefensstyl? Wie voller Ausdrückungen! Voller Würze! Wie viel emphatische Hestigkeit gemeine Dinge herzusagen! Mit was für große Worte werden die kleinsten Bemaunfgründe vorgetragen! Wahrer Sinn und Richtigkeit ist selten; Feinheit, Kraft und Gründlichkeit aber nirgend darinn anzutreffen. Der Ausdruck ist beständig in den Wolken und die Gedanken kriechen. Sind es anders würfliche Personen; so gestehen Sie, daß ihre Schreibart sehr unnatürlich sey.“

Aus der Antwort des Herrn R. aber werden Sie ersehen, daß sich dieser Weltweise von der Natur der Affectensprache gar seltsame Begriffe machet. „Glauben Sie, spricht er unter andern, daß

„daß die wahren Leidenschaften so lebhaft, so stark, so farbenreich sprechen, als ihr in euren Schauspielen und in euren Romanen bewundert? Keinesweges, die Leidenschaften sind so voll von sich selber, daß sie sich mehr mit Ueberfluß, als mit Kraft ausdrücken.“ Das dünkte ich nicht. Meines Erachtens sind die zärtlichen Leidenschaften nichts weniger als schwachhaft. Zorn und Verzweiflung pflegen, indem sie Erleichterung suchen, sich mit Ueberflusse zu ergießen; aber wahre Zärtlichkeit ist zu schächtern mit Worten zu prahlen, und ihren Ueberfluß auszustrahlen. Wenn ihr die Empfindungen zuströmen, so drückt sie solche zwar nicht farbenreich, aber auch durch keinen Schwall von Worten aus, der mehr Ueberfluß als Kraft anzeigt.

Rousseau fährt fort; „Ein Brief, den die wahre Liebe dictirt, den Brief eines Liebhabers, der echte Leidenschaft empfindet, wird weiterschweifig, ausgedehnt, voller Unordnungen, Wiederholungen und langen Reden seyn. Sein Herz, das von einer überströmenden Empfindung voll
I 3 „ist,

„ist, wiederholet beständig eben dasselbe und wird
 „niemahls fertig, wie eine reiche Quelle, die un-
 „aufhörlich fließt, und sich niemahls erschöpft.
 „Nichts slicht hervor, nichts ist merkwürdig,
 „man behält weder Worte noch Wendungen,
 „noch Redensarten; man bewundert nichts,
 „wird von nichts frappiret. Indessen wird man
 „gerührt, und weiß nicht warum. „ Was von
 der Weitschweifigkeit der Affectensprache gesagt
 wird, begreiffe ich nicht. Ich glaube, es sey
 nichts unerträglicher, als wenn das Pathetische
 weitschweifig wird. — Die Unordnungen und
 Wiederholungen aber müssen in der Natur der Le-
 denschaft ihren guten Grund haben, und nicht
 auf Gerathewohl angebracht werden. Die Un-
 ordnung muß sogar nur anscheinend seyn. Es
 fehlen schulmäßige Uebergänge und Verbindungen
 der Begriffe; allein wer Gefühl hat, wird sie
 nicht vermissen, und in dieser scheinbaren Unord-
 nung eine weit höhere Ordnung, die Ordnung
 der Empfindungen wahrnehmen. Die Wieder-
 holungen sind nur bey solchen Empfindungen er-
 laubt, die in dem Zustande, worinn wir sind,
 alle

alle übrige an Lebhaftigkeit übertreffen.* Hier sind die Wiederholungen natürlich und hier thun sie die beste Wirkung. Aber ohne Ursache wiederholen, ohne Maas weitschweifig seyn, und die Ordnung der Gedanken zerstören, ohne sich eine wichtigere Ordnung, die Ordnung der Empfindungen leiten zu lassen, beweiset mehr einen mäßigen Schwächer, als einen tiefgerührten Liebhaber.

Rousseau sagt ferner: „In dieser Art von Briefen werden die Gedanken gemein, und die Schreibart dennoch nicht alltäglich seyn. Die Liebe ist eine Verblendung; sie schaffet sich, so zu sagen, eine andere Welt; sie umgiebt sich mit Gegenständen die nicht vorhanden sind, und da sich alle ihre Empfindungen in Bilder verwandeln, so wird ihre Sprache bilderreich seyn. Aber diese Bilder werden keine Richtigkeit, keine ordentliche Folge haben; ihre Beredsamkeit bestehet in der Unordnung; sie beweiset mehr, je weniger sie schließt.“ Sie können sich leicht vorstellen, was aus diesen Grundsätzen für eine

Sprache der Leidenschaften hat entstehen müssen? Sie ist, wie wir gesehen haben, bilderreich, weitschweifig und unordentlich geworden.

K.

Hundert und siebenzigster Brief.

Der letzte Brief des Herrn von Wolmar, in welchem er dem St. Preux den Tod der Julie meldet, sagt man, sey ein Meisterstück. Ich räume es ein, wenn von den Grundsätzen, wenn von den philosophischen Betrachtungen die Rede ist, die in diesem Briefe vorkommen. Soll ich aber die Staudhaftigkeit der Julie, und ihren mehr als sokratischen Muth bewundern, mit welchem sie in ihren letzten Stunden den Tod erwartet; so muß sich Julie als eine Sterbende zeigen. Sie muß noch eine starke Seele in einem vom Fieber entkräfteten Körper blicken lassen; ich muß das Leiden ihres Geistes und seinen Triumph über die Plagen des Körpers wahrnehmen, wenn ich

Ich jene vollstättige Empfindung genießen soll,
 die von Mitleiden und Bewunderung zusam-
 men gesetzt ist, und durch diese Zusammen-
 setzung jenes erhabener und diese sanfter macht.
 Julie aber übersteigt die Sphäre der Mensch-
 heit. Das Fieber verzehret ihren Körper,
 und gleichwohl ist sie in ihrem Thun und
 Lassen, als wenn sie die vollkommenste Ge-
 sundheit genösse. Ihr Sterben ist ein sanf-
 tes Hauptneigen, wie das Sterben auf der
 Schaubühne. Einige Stunden vorher macht
 sie ihr Zimmer rein, besorgt ihren Nachttisch,
 kleidet sich mit Wahl und Sorgfalt an.
 „Geschmack und Annehmlichkeit zeigten sich in
 „ihrem nachlässigen Puz. Man hätte
 „sie eher für eine Staatsdame ansehen sollen,
 „die Gesellschaft erwartet, als für eine Land-
 „edelfrau, die den Tod erwartet. „Sie ge-
 het zu Tische, sie genießt etwas, trinkt ein
 Glas Wein, und beredet ihre Freunde zum
 Essen. „Kurz! sagt K. eine Hausfrau, die
 „den Gästen ihre Aufwartung zu machen
 „beflissen ist, kann in gesunden Tagen sich
 L 5 „nicht

„nicht höflicher, verbindlicher und liebenswerther
 „gegen ihre Fremden betragen, als die sterbende
 „Julie gegen ihre Familie.“ Den ganzen Tag
 ist ihr Geist in einer unaufhörlichen Wachsamkeit.
 Sie philosophirt, sie vermahnt, sie tröstet, sie
 beweiset und widerlegt. Ich sehe allenthalben
 Rousseau, nirgend ein sterbendes Frauenzimmer,
 und bin alle Augenblicke geneigt zu zweifeln, ob
 Julie auch krank sey.

So gehets mit den übermäßigen Verschönerun-
 gen des Ideals. Man will die Bewunderung
 höher treiben, und wird unglaublich. Einen
 Sokrates, der bey munterm Leibeskräften den
 gewissen Tod mit Sonnenuntergang erwartet,
 bewundert man, daß er den letzten Tag seines Le-
 bens noch in dem Schoosse der Weltweisheit hin-
 bringen kann, und über alle Zerstreuungen hinweg
 ist, die einem gemeinen Sterblichen in seinen Um-
 ständen alles Nachdenkens unfähig gemacht haben
 würden. Allein das Urtheil eines Arztes ist so
 unwiderruflich nicht, als das Urtheil der Athe-
 nienser, und wenn wir sehen, daß der Kranke
 selbst

selbst seine Schwachheit verleugnen, und nach langen ermüdenden Unterredungen noch vier oder fünf Seiten in einem Oden wegphilosophiren kann; so glauben wir ihm mehr als dem Arzte, und die Bewunderung verschwindet. Ja die Julie ist allen Anwesenden an Munterkeit und Kräften weit überlegen. Sie belehrt ihren Prediger, überzeugt einen Wolmar, tröstet die Frau von Orbe, entwirft einen Plan zur Erziehung ihrer Kinder, und disputirt über den Zustand der abgeschiedenen Seelen, ohne daß sie das Fieber jemals erinnert; sie habe genug geredet. Wolmar erinnert sie einst daran, und sie antwortet sinnreich genug; ja für eine Kranke rede ich vielleicht „zu viel, aber nicht für eine Sterbende. Ich „werde bald gar nicht mehr reden.“ Sie setzt hinzu, um das Vermögen zu philosophiren zu entschuldigen, daß einem Sterbenden vielleicht nicht geziemet; „Ich mache jetzt „keine Vernunftschlüsse mehr, aber ich habe „welche gemacht. Ich wußte in gesunden „Tagen gar wohl, daß ich sterben müsse.“ „Ich

„Ich habe oft über meine letzte Krankheit nachgedacht, und jetzt mache ich mir meine Vorhersehung zu Ruhe. Ich bin nunmehr weder zum Denken noch zum Entschliessen aufgelegt. Ich sage nur was ich gedacht, und thue was ich beschlossen habe.“ Eine feine Distinction, mit der sich allensals der Herr von Wolmar, aber gewiß das Fieber nicht abweisen läßt.

Man siehet gar deutlich, daß es dem Herrn R. mehr um seine philosophische Materien, als um den Roman zu thun gewesen. Er hat keinesweges den Plan zur Geschichte zu erst entworfen, und sodann überlegt, welche Materien wohl als Episoden darinn Platz finden könnten; sondern die Materie waren abgehandelt, und um sie zu verbinden, und ein Ganzes daraus zu machen, erfand er eine Geschichte, die aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, zwar sinnreich genug ist, aber in der That mehr einer beständigen Kette von Episoden, als eine wohlgeordnete Geschichte genannt werden kann. — So ist es, und deswegen denke ich gar schön für des Herrn Rousseau Roman, und

und lesen hingegen die schönen Abhandlungen, die ausser der Verbindung, in welcher sie stehen, vorzüglich sind!

R.

Hundert und ein und siebenzigster Brief.

Man hat auch schon angefangen von der neuen *Geloise* eine deutsche Uebersetzung, sauber gedruckt und mit einem Titelfupfer gezieret, zu liefern. * Daß sie übersezt werden würde war zu vermuthen; Man kennet das rüstige Volk unserer Uebersetzer und die heißhungrige Begierde, mit welcher sie über ein Werk wie die *Julie* herfallen mußten. Daß man sie aber mishandeln würde? Auch dieses war nicht unerwartet. Die gekünstelte und an sehr vielen Stellen dunkle Sprache des *Rousseau* erfordert Zeit und Aufmerksamkeit, und unsern gewöhnlichen Uebersetzern fehlt gemeiniglich beides. Sie übersezen ohne zu lesen, und arbeiten mit einer Eilfertigkeit.

W304

* Leipzig in der Weidemannischen Handlung, 1761.

Wogegen Zeit und Schall und Wind.

Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind.

Sie übersetzen einen Gedanken ohne zu wissen, was für einer darauf folgen wird. Wie können sie sich also um Deutlichkeit, Zusammenhang und Schönheit des Styls bekümmern? Kommt noch die Unwissenheit der Sprache hinzu; so muß nothwendig die vortreflichste Urschrift in ein solches Geschmiere verwandelt werden — wie unsere meisten Uebersetzungen zu seyn pflegen. Man kann sagen, unsere elenden Uebersetzer machen den Originalschriststellern der Nation Ehre, denn wer die Schriften der Ausländer nur aus Uebersetzungen kennt, der wird immer lieber unsere mittelmäßigen Originale lesen, weil doch wenigstens Menschenverstand darinnen ist!

Die deutsche Uebersetzung der Geloise ist in dem Hamburgischen Correspondenten ungemein gelobt und ungemein getadelt worden. Ich glaube dieses Räthsel leicht auflösen zu können. Die Ungleichheit der Uebersetzung zeigt gar deutlich, daß verschiedene ganz ungleiche Hände daran gearbeitet haben müssen. Daher sind manche

Briefe

Briefe gut, manche erträglich übersezt, und in manchen zeigt sich die elendste Unwissenheit von der Welt. Es ist sich zu verwundern, wie ein Mensch, der die gemeinsten französischen Redensarten nicht versteht, so unverschämt seyn kann, sich an eine so schwere und undankbare Uebersetzung zu wagen. Der angeführte Recensent hat eine Menge von groben Schnitzern angezeigt, die er hier und da im Durchlesen bemerkt hat. Daß aber der Uebersetzer ja nicht glaube, das wären sie alle! Ich habe nur wenige Briefe mit dem Originale verglichen, denn die Arbeit ist gar zu eckelhaft, und hier ist eine kleine Nachlese, darüber Sie erstaunen werden. Ich könnte mich sicher darauf verlassen; wo ich im Deutschen gar zu groben Non-Sense, gar zu plumpe Ungereimtheiten bemerkte, da könnte ich zuversichtlich auf einen Uebersetzungsfehler Jagd machen, und mir eine gewisse Beute versprechen. Z. E. der Uebersetzer sagt (im vierten Briefe.) „Wie sollte dieses „Herz, das nichts verbergen kann, dir seine übrige Schwachheit verbergen? Ach! den ersten Schritt, der das meiste kostet, den sollte es „nicht

„nicht thun.“ — — Das Herz soll den ersten Schritt nicht thun? So schreibt kein Rousseau. Ich schlug auf und fand, *le premier pas, qui coute le plus, étoit celui, qu'il ne faisoit pas faire* — — Doch Kleinigkeit! Hören Sie weiter! — „Du weißt es, und deine Reue wird es bestärken.“ Tu le fais, sagt das Original, *et tes remords en augmentent.* — — „Ich sehe, ich fühle allzuwohl, heißt es im Deutschen, wohin der erste Schritt verleitet, und doch suchte ich gar nicht mein Unglück zu vollenden, sondern ihm zu entgehen.“ Welcher Unverstand! Ich suche nicht mein Unglück zu vollenden, sondern ihm zu entgehen! Je ne cherchois pas à préparer ma ruine, mais à l'éviter, sagt Rousseau, und aus dem préparer ist in der Uebersetzung vollenden geworden.

Der Beschluß folgt künftig.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XX. Den 25. Junii 1761.

Beschluß des hundert und ein und
siebenzigsten Briefes.

Noch immer in demselben Briefe — —
„Denke jedoch nicht, daß es mir unbe-
„kannt wäre, daß es mir gehöre Bittschriften
„anzunehmen, und daß ich, um mir Gehorsam
„zu verschaffen, nichts thun darf, als mich aus
„List verächtlich machen.“ Verstehen Sie
das? Unmöglich! pour me faire obeir, sagt
K. je n'avois qu'a me rendre avec art im-
prisable. Nun ist der Verstand deutlich. Durch
Verstellung sich eine Herrschaft über der Gelieb-
ten anmassen, nennen Julie sich mit Kunst ver-
achtungswürdig machen.

Der fünfte und sechste Brief sind erträglich.
Im siebenden sagt der Uebersetzer „daß sie uns
„doch fehlet, diese geschickte Frau, deren Ver-
Zehnter Theil. U lust

„lußt du für unsern Vortheil hält! Er wäre es
 „gewesen, wenn wir gleich Anfangs in sichere-
 „re Hände gerathen wären; allein jetzt, da wir
 „aus ihren Händen kommen, sind wir zu wohl
 „unterrichtet u. s. w.“ Welche Vermirrung!
 Ich schlug nach und fand einen ganz andern
 Gedanken. „Vielleicht wäre es besser gewesen,
 „heißt es in der Urschrift, statt in ihre Hän-
 „de zu kommen, gleich Anfangs in sicherere
 „Hände zu gerathen. Allein il l'eut été, was
 kan das anders heißen, als Et wäre es ge-
 wesen?

Das der Uebersetzer etourderie sehr einfältig
 durch Einfalt gegeben, hat bereits der Ham-
 burgische Recensent erinnert, allein er hat in
 eben demselben Briefe raisonneuse, wo es offen-
 bar Vernünftlerin heißen soll, durch Schwä-
 cherin gegeben, und macht durch diesen Schu-
 lter die ganze Stelle unverständlich.

Sie haben genug. O noch lange nicht! Die
 listigen Schmeichler werden erst noch kommen.

Et.

Et. Preux beklagt sich, die Julie sehe für
 eine schwächende Liebhaberin zu munter aus
 und er wünscht mehr Kennzeichen einer verlieb-
 ten Genußsucht in ihrer Gesichtsbildung anzu-
 treffen. Sie singet diese Klage seltsam, com-
 ptes vous fragt sie, de me respecter aussi long-
 temps que je serois peur, & de vous retra-
 ter quand je deviendrois supportable. D. i.
 „Dachten Sie etwa, mich so lange zu verehren,
 „als ich schrecklich ausfähe, und zurück zu we-
 „then, so bald mein Gesicht erträglich würde?“
 Nun hören Sie, wie unser Uebersetzer die Ste-
 le versteht! „Ober machten Sie sich vielmehr
 „die Rechnung, mich so lange zu verehren, als
 „ich furchtbar wäre, und wenn ich verträ-
 „glich würde, ihre Ehrfurcht zurück zu nehmen?“
 Wenn sich doch unsere Uebersetzer wenigstens
 die Mühe geben wollten, die Wörterbücher
 nachzuschlagen! Faire peur, furchtbar seyn,
 und supportable, verträglich; solche grobe
 Schnitzer würden ihnen doch unmöglich ent-
 gehen können.

Je vous dirai, sagt St. Preux zur Julia, ce que les autres auront pensé, vous me direz sur le même sujet, ce que vous pensez vous même, & souvent a près la leçon j'en sortirai plus instruit que vous. Und oft werde ich in der Lehrstunde mehr gelernt haben als Sie.“ Unser Uebersetzer sagt: „und oft werde ich noch gelehrter aus der Lehrstunde kommen als Sie.“ So! und also macht sie ihn in der Lehrstunde noch gelehrter, als sie selbst ist?

On s'exerce à voir, comme à sentir, ou plutôt une vue exquise n'est qu'un sentiment délicat & fin. Diese Sentenz muß dem Uebersetzer anfangs paradox geschienen haben. Er kam also auf den unglücklichen Einfall zu verbessern, nahm das Sehen alhier in uneigentlichen Verstande, und setzte: „Man übt sich im Denken, wie im Empfinden; oder vielmehr, eine vortrefliche Kenntniß ist nichts als ein zärtliches und feines Gefühl.“ Auf derselben Seite kommt der Gedanke s'exercer à voir, comme à sentir zum zweyten mahl vor. Dasselbst merkt der Uebersetzer endlich, daß seine

Ver-

Verbesserung unschicklich sey, und läßt es beyne natürlichen Verstande bewenden; allein, was einige Zeilen vorher geschrieben war, blieb stehen.

Julie schickt ihrem Liebhaber Geld zu Reiseskosten. Als er sich weigert es anzunehmen, giebt sich ihm deswegen Verweise, und spricht unter andern: *entre deux coeurs unis, la Communauté des biens est une justice & un devoir, & si je me trouve en arriere de ce qui me reste de plus qu'à vous, j'accepte sans scrupule ce que je reserve, & je vous dois ce que je ne vous ai pas donné.* Der Gedanke ist nichts außerordentliches, allein, nach Gewohnheit dieses pretiosen Verliebten, seltsam gewendet. Julie will sagen, sie habe zwar mehr behalten, als sie ihrem Liebhaber geschickt hat, allein sie trüge kein Bedenken den Ueberschuß anzunehmen, und wolle ihm so viel schuldig bleiben. Unser Uebersetzer aber, der gut genug übersezt zu haben glaubt, wenn er, die Stellen, die er im Französischen nicht versteht, im Deutschen eben so unverständlich macht; verdeutscht:

„Wenn ich dem, was ich mehr als Sie befiß,
 „einen Ueberfluß habe, so nehme ich gleichsam
 das, was ich zurückhalte, ohne Bedenken an,
 „und bleibe ihnen nicht das schuldig, was ich
 „ihnen nicht geben könnte.“ Können Sie sich
 etwas Unsinnigeres vorstellen? Man siehet, daß
 der Mann im Finstern tappet, und um sicher
 zu gehen, sich an seinen Vorgänger fest anschließt;
 allein er gehet so ängstlich, daß jeder Schritt ein
 kleiner Fall wird. —

Sagen Sie mir doch, was das heißen soll?
 „Niemals habe ich deutlicher bemerkt, was
 „für ein innere Zug mich nöthiget, unser ge-
 „meinschaftliches Daseyn nach dem Zustande
 „meiner Seele auf verschiedene Arten einzurich-
 ten.“ Der unglückliche Mann. Er hat sich
 abermals an seinen Führer festgehalten. Er hat
 Wort für Wort nachgelacht, was die Urschrift
 saget, und gleichwohl versteht ihn kein Mensch.
Je n'ai jamais mieux remarqué, sagt der
schwärmerische St. Preux, avec quel instinct
je placé en divers lieux notre existence com-
 mune

mune selon l'état de mon ame. Der Gedanke ist entsetzlich gekünstelt, aber doch zu verstehen, „Ich habe, niemals so deutlich bemerkt, wie sehr mein Gemüth geneigt ist, unser untrennliches Daseyn bald hieher bald dorthin zu versetzen, nachdem der Zustand meiner Seele so, oder anders beschaffen ist.“ Die Folge macht den Gedanken deutlicher, allein nach der deutschen Uebersetzung ist gar kein Menschenverstand hinein zu bringen.

Was heißt das? das Schlimmste ist, das alle diese Uebel mein ärgstes unaufhörlich vergrößern, Wort zu Wort! Le pis est que tous ces maux empirent sans cesse mon plus grand mal. Die Uebersetzung ist getreu. Wer kann dafür, daß mon plus grand mal hier nicht durch mein ärgstes gegeben werden muß! Wenn die Arbeit fördern soll; so kann man unmöglich auf solche Kleinigkeiten sehen.

Ah que ne me trahissois-tu? „Ich warum verriethst du mich doch? sagt der Uebersetzer.— Werden sie nicht bald müde seyn? höre ich Sie

fragen. O ja! ich bin es schon. Doch ich will den sechs und dreyßigsten Brief in der Uebersetzung nicht umsonst gelesen haben. Sie müssen ein paar Stellen daraus hören. Baise cette lettre, hebt Julie an, & sante de joye pour la nouvelle que je vais t'apprendre; mais pense que pour ne point sauter & n'avoir rien à baiser, je n'y suis pas la moins sensible. D. i. „Küsse diesen Brief und tanze für Freuden, über die Neuigkeit, die ich dir zu melden habe.“ Du kannst aber glauben, daß ich, die nicht tanzen und nichts zu küssen hat, deswegen nicht weniger vergnügt darüber sey. „Unser elender Uebersetzer sagt: „Küsse diesen Brief, und springe vor Freuden über die Neuigkeit, die ich dir erzählen will; wisse aber, wenn du nicht springst, und ihn nicht küssen willst, so bin ich die Allerunempfindlichste.“ Ist eine so armselige Uebersetzung nicht tief unter der Kritik?

Je ne jugeai pas à propos, ich hielt es nicht für dienlich. Der Uebersetzer meynet, à propos heißt allenthalben die rechte Zeit.

Il fal-

Il falloit feindre de la tristesse, & le faux
 folle que j'en me voir contrainte à jouer m'en
 donne une si véritable, que le remord m'a
 presque dispensé de la feinte. Der Uebersetzer
 sagt gerade das Gegentheil: „Die falsche Rolle,
 „die ich zu spielen genöthigt bin, erweckt mir
 „eine so wahre Betrübnis, daß mein Gewissen
 „mich beynahe von der Verstellung frey:
 „spricht.“ Freylich! dispenser heißt auch
 freysprechen, aber hier spricht das Gewissen
 die Julie nicht frey; sondern es überhebt sie
 der Mühe, sich zu verstellen.

Sie werden leicht glauben, oder Sie sollten
 mir den Unglauben theuer bezahlen müssen, daß
 einem solchen Uebersetzer tausend kleine Unrichti-
 gkeiten entwisphen, die man ohne Eitel zu
 erregen, nicht aufmucken kann; daß man ihm
 unnatürliche Redensarten, französisch-deutsche
 Wortfügungen und überhaupt den Mangel
 der Zierlichkeit gern übersieht, und nur da ein
 wenig stutzt, wo man unmöglich einen Mei-
 sehensverstand herausbringen kann. Und gleich-
 wohl werden solche Uebersetzungen von unsrer

nachrichtvollen Publico gut aufgenommen, und es findet sich auch wohl noch hier und da ein Zeitungsschreiber, der das Herz hat sie anzupreisen.

X.

Hundert und zwen und siebenzigster Brief.

Sie kennen den Verfasser des *Leuesten* und auch seine Unverschämtheit, die gewiß in der gelehrten Welt kaum ihres gleichen hat. Er hat es mit allen elenden Köpfen gemein, daß er sich nie über die eingeschränkte Sphäre, in der er sich befindet, erheben kann. Er kriecht im Schlamm, verwehrt zu allen erhabenen Gedanken und richtigen Empfindungen. Bloß seine gewaltige Unverschämtheit muß ihn von andern elenden Schriftstellern unterscheiden. Vermöge derselben entblödet er sich nicht, die dreistesten Urtheile über Sachen zu sprechen, von denen er niemals nur einen Funken von Einsicht gehabt hat, z. E. von Poesie, Musik und Malerey.

Malerey. Vermöge derselben ist er unüberlegbar, und wiederholt ohne Schaam, die falschen Sätze, deren Ungrund ein jeder Mann vom Geschmack einseheth, und deren Falschheit ihm schon hundertmal unumstößlich bewiesen worden, mit eben der dreissen Stirne, als ob es die ausgemachtsten Wahrheiten wären. Wenn selbst ein Lauder roth wird, und seiner nichtträglichen Erbsichtung wegen, vor seiner ganzen Nation Abbitte thut; so kann er, mehr als Lauder, noch fortfahren, den unsterblichen Milton einen gelehrten Dieb zu nennen. Vermöge dieser Unverschämtheit thut er einigen der größten Männer des Alterthums und der neuern Zeiten die Ehre, sie mit sich in eine Klasse zu setzen; andern hingegen, die das Unglück haben, ihm zu missfallen, möchte er gerne, wenigstens bey der kleinen Anzahl seiner blinden Schüler, in die Reihe der elenden Schriftsteller setzen, in die er eigentlich von einem jedem Kenner gesetzt wird.

Die größten Geister der engländischen Nation sind bekanntermassen, seinen Unwillen ganz, insbesondere

insbesondere ausgesaget. Er möchte gar zu gern einen Shakespear, Milton und Young vernichten, oder vielmehr er möchte sie gern als die schlechtesten Köpfe, die nicht die geringste Achtung verdienen, ausschreien, wann nur sein ohnmächtiges Schreien bey Leuten, die etwas mehr als sein Neuestes zu lesen gewohnt sind, etwas helfen wollte.

Wider Young hat er sich neulich * wieder bey Gelegenheit der Gedanken desselben über die Originalwerke ganz entseßlich ungeberdig betruffen. Es wäre fast gar nicht zu begreifen, wie dieser Mann über das Youngsche Werk sogar ungesunde Urtheile zu fällen im Stande wäre; wann seine gewöhnliche Art zu urtheilen sich irgendwo verlängern könnte.

Sie wissen es, daß ich für den wahrhaftig großen Young, dennoch keinesweges partheiisch eingenommen bin; ich gehöre nicht zu denen enthusiastischen Bewundern desselben, die den Centaur, weil ihn Young geschrieben hat, benennen.

* C. das Neueste 1760 Herbstmonath oder No. 671.

nahe für das beste unter den menschlichen Büchern ausgegeben: ich halte ihn für eine sehr mittelmäßige Schrift. Von Youngs Prose halte ich überhaupt nicht viel; eine Anmerkung, die nicht seit gestern über viele Dichter gemacht worden!

Sie werden also auch leicht denken, daß mir an den Gedanken über die Originalwerke nicht alles gefällt. Hätten Sie dieses Werkgen auch noch nicht gelesen, so würden Sie doch leicht haben errathen können, wie Young diese Materie hätte bearbeitet haben. Er ist selbst einer der vornehmsten Originalschriststeller und schreibt an einem Richardson, der es noch mehr ist. Was können Sie wohl erwarten? Seine ängstliche Methode, selbst Erklärung, die ein gemeiner Leser nöthig haben könnte, waren bey einem Richardson voraus zu setzen. Allenthalben aber wird der Gegenstand in ein neues fremdes Licht gesetzt; allenthalben vor treffliche Züge, neue Bemerkungen, tiefe Gedanken, kühnste Urtheile, richtige Entscheidungen; viel Witz und noch mehr Humor; Sprünge von einer

stark Materie zur andern, die zuweilen in der Größe des Genies, zuweilen in dem Alter oder der Gewohnheit des Verfassers, ihre Ursache haben können. Eine etwas schwülstige Schreibart, so der eigentlichen Größe keineswegs angemessen ist, die auch keinen, der weniger als Young ist, zur Rathabmung anrathen wäre? Dies würden Sie ohngefähr erwartet haben, und ohne Zweifel haben Sie es gefunden!

Nun können Sie sich gar nicht vorstellen, was der Verf. des Neuesten, bei Gelegenheit dieses Werkes, für gar ungeräumtes Zeug hervor gebracht hat. Es ist fast unbegreiflich, wie es in dem Kopfe unsers Recensenten aussehen müsse! Die deutlichsten Sachen versteht er nicht, verwirret das, was sonnenklar ist; und macht selbst bey den vortreflichsten Stellen seines Verf. Anmerkungen, die an Albernheit gewiß alle, die noch jemals gemacht worden, übertreffen müssen.

Young sagt gleich im Anfange, da er von der Wichtigkeit seiner Materie redet: „Ob ich gleich fürchte, daß ich mich nicht durch das Eis des Alters

„Alters und durch die Wolke von Sorgen, die
 „schwer auf mir liegt, werde durcharbeiten,
 „noch zu dem Strome von Gedanken und dem
 „Glanze des Ausdrucks gelangen können, den
 „solche feine Materien erfordern, so will ich es
 „dennoch wagen. —“

Wie vortreflich passen hier alle Metaphern
 aufeinander. Das Eis des Alters hindert den
 Strom der Gedanken; eine Wolke von Sor-
 gen, den Glanz des Ausdrucks. Welcher Ver-
 münftiger kann wohl an diesem Perioden etwas
 anzusetzen finden? Freylich niemand als der B.
 des Menschen, der schreyet auf: „Ein solches
 „Phoebus und Galimathias ist unserm hitzigen
 „Greise noch nicht verbrauchet. Hätte er doch
 „den Werensfels de Meteoris, des Bouhours
 „Maniere de bien penser, oder seinem Lande
 „man Swift 1751. 82. 92. gelesen.“ Ey ja doch!
 Warum nicht lieber auch Gottscheds Frit-
 sche Dichtkunst für die Deutschen?

Wollen Sie noch ein deutlicher Beyspiel, von
 ungefunten Urtheilen über die vortreflichste Stel-
 len. Hier ist eins! Young saget, nachdem er

von

von dem Nutzen der Bücher überhaupt ge-
 handelt hat: „Mitten in den geräuschvollen
 „Labyrinth des öffentlichen Lebens, worinnen
 „wir umher schwärmen, verschaffen uns diese
 „Arbeiten des Geistes, wenigstens eine Ruhe
 „von Sorgen, eine angenehme Pause eine erqui-
 „ckende Erholung. Befinden wir uns durch un-
 „sere Wahl oder durch unser Schicksal auf dem
 „Felde, so bewahren uns dieselben vor der
 „Trägheit und Sinnlichkeit, welche gleich bösen
 „Insekten sich nach und nach unmerklich in die
 „anmuthige Laube, wohin wir geflohen sind,
 „einschleichen, und alle ihre Annehmlichkeiten
 „vergiften können. Das Bewußtseyn eines La-
 „stlers raubt der Rose ihren Geruch, der Lilie
 „ihren Glanz, und macht ein Eden zu einer
 „erstorbenen und schrecklichen Gegend.“ Nun
 hören Sie die unverkämpfte Anmerkung, die der
 Herbstmond über diese treffliche Stelle macht:
 „wahrhaftig, heißt es, hier ist mehr denn Lo-
 henstein!

Der Beschluß folgt.

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

XXI. Den 2. Juli 1761.

Beschluß des hundert und zwey und
siebenzigsten Briefes.

Bey Gelegenheit des nachsuldigen Wortes
Genie, dessen sich der deutsche Ueber-
setzer bedienet, hat den Herbstmont seinem
Schülerweise rechten freyen Lauf gegeben.
„Dieser Fremdling schreiet er, wird bey uns
„so ein alltäglicher Gast, daß wir ihn,
„wie vormahls einen Scapin und Garles-
„Pin auf allen Bühnen erblicken; daß
„ohne ihn keine Schrift, wie vormahls ohne
„diese kein Schauspiel schön zu seyn dünket.
„Wir sind nur wider das Wort, und nicht
„wider die Sache; die sonst das kluge Deutsch-
„land durch Geist und Witz auszudrücken
„pflegte; welche schönen Wörter man vor dem
„lieben Genie unter das alte Eisen werfen
Zehnter Theil. F „will.

„will. Aber was ist wohl dieser Ausländer, für
 „ein Kerl „

Welche Schreibart? Sollte wohl der sich ein
 Muster für andern zu seyn dünken, so reden,
 wie der Fisch, oder Kräutermarkt redet. Ich
 meine hier so wie der Herr K. bloß die Schreib-
 art und nicht die Sache. Denn was diese be-
 trift, so nimmt es mich gar nicht Wunder,
 daß er unter Gente, Geist und Witz keinen
 Unterschied zu machen weiß, da er von diesen
 Drey Dingen bekanntermassen nie die geringste
 Empfindung gehabt hat. Wenn man auch
 suchen wollte ihm diesen Unterschied begreiflich
 zu machen, so würde er doch aus eben die-
 ser Ursach so wenig davon begreifen können, als
 die Jenaischen Magister von dem guten und
 schlechten Tone einer Schrift, oder die Ver-
 fasser der schwarzen Zeitung von der and-
 erthalblichen Unmöglichkeit, daß sie Schriften die
 weder Schulprogrammata noch Casualpredigten
 sind, nur mit einiger Vernunft recensiren können.
 Damit der Recensent, an Volung etwas
 auszusagen finden könne, verdrehet er alles, und
 bringt

zwinget sich, alle Exempel die er anführt, aus
 einem ganz andern Augenpunkte zu betrachten,
 als sie in dem Werke selbst betrachtet werden.
 Dann will er allerley abgeschmacktes finden,
 welches aber nothwendig auf ihn selbst zurückfallen
 muß. Ich will Ihnen nur ein Beyspiel an-
 führen: Young sagt: „der Geist eines Mannes
 „der Genie hat ist ein fruchtbares und angeneh-
 „mes Feld; angenehm wie Elysium und
 „fruchtbar wie Tempe; Es genießt einen
 „immerwährenden Frühling. Die schönsten
 „Blumen dieses Frühlings sind die Origin-
 „nale.“ Jeder Vernünftiger wird in dieser
 Stelle nichts anders finden, als eine sehr
 richtige poetische Vergleichung eines grossen
 Genies, mit einem fruchtbaren Felde. Was
 thut aber unser armseliger Recensent, er
 träumet, als ob Young mit diesen Worten
 eine Erklärung des Worts Genie habe geben
 wollen, und dann ruft er mit einem hochweisen
 Mne aus: „Nun wissen wir es doch! Elysium,
 „Tempe, Frühling, angenehm, frucht-
 „bar, Blumen! das alles weis ja ein jeder.

„Wer wird dann nicht verstehen was Genie ist?
 „Wenigstens wird man sich schämen es zu ge-
 stehen.“ Hierauf kommt ein Gewäsche von
 Nachahmung, Natur, u. s. w. das ganz und
 gar von dem wahren Verstande der Sache ab-
 weicht. Wolte ich mit den kernhaften Aus-
 drücken, die der K. liebt, reden, so müßte ich
 sagen, er redet von Äpfeln, wenn Young von
 Birnen redet. Sollte man nicht Mitleiden
 mit einem so hirnlosen Kopfe haben? Wahrhaftig
 er würde es recht sehr verdienen, wenn nicht zu-
 der tiefen Unwissenheit, die jede Feile verräth,
 noch vorfekliche Bosheit käme, vermöge deren er
 ausdrücklich die Augen zuthut, damit er nicht
 sehen dürfe.

Er behauptet, J. E. Young wisse selbst
 davon er rede, und sage auch nicht, was
 er eigentlich unter Originalen verstehe.
 Doch ich muß Ihnen nur seine eigene pathet-
 ische Wortherstellung: „Allein was sind Ori-
 ginale? Das ist ein wichtiger Punkt, über
 den uns der Verfasser wohl nicht wird ste-
 hen lassen. Aber umsonst. Ich will
 mich

„mich nicht in die merkwürdige Untersu-
 „chung vertiefen, was eigentlich ein Ori-
 „ginal sey oder nicht! Da haben wirs. Sol-
 „che größte Geister vertiefen sich so sehr nicht zu
 „uns einfältigen philosophischen Köpfen, die wir
 „überall deutliche Begriffe suchen. Eine hüb-
 „sche dunkle Idee hiehet eine ganze unumodi-
 „sche Schrift. So kann man sein in die weite
 „Welt hinein predigen, ohne daß der Leser das
 „geringste versteht; genug daß er sagen muß: der
 „Mann schreibt schön! der Mann denkt tief!
 „Ich möchte Ihm wohl Tag oder Nacht zuhören
 „oder lesen!„ Sollte man nicht glauben, ein
 Recensent der sich auf eine so hämische Art
 unniß macht, wird wenigstens dismahl sei-
 nen Autor recht getreu angeführet haben? —
 oder er müsse der Unverschämteste unter der
 Sonnen seyn? — Hören Sie an; was
 Young dichte vor der angezogenen Stelle
 sagt: „Die Nachahmungen sind von dop-
 „pelter Art. In einigen wird die Natur, in
 „andern werden die Autoren nachgeahmt.
 „Wir nennen die erstern Originale und be-
 halten

„halten den Namen der Nachahmung nur
 „für die Letztern.“ Ist die nicht deutlich? Das
 Young hiermit nicht ausdrücklich angekrigt,
 was er durch ein Original verstehe? Sich in
 weitere Untersuchung hierüber zu vertiefen, konn-
 te er nach der Absicht seiner Schrift freylich sehr
 wohl unterlassen, aber wer kann unterlassen, zu
 bemerken, daß der Recensent hier seinen Autor
 mit Vorsatz verstümmelt um dem Leser dadurch
 hinter das Licht zu führen?

Das sauberste Stüßgen in der ganzen Re-
 ension sind die vier letzten Blätter, worinn der
 K. Youngs Werk zu widerlegen sucht. Das
 ist ein Geschwätz! Wehe mir, daß ich es gelesen,
 denn nun werden sie einen Auszug verlangen;
 die ist aber so unmöglich, als in einem Chaos
 Ordnung zu finden; lesen Sie es selbst, so wer-
 den Sie sich einen kleinen Begriff machen kön-
 nen, was der Herr K. würde gesagt haben,
 wenn er etwa in einem Schreiben an einen
 Schwarz, Schönaich oder Pantke seine Ge-
 danken von Originalwerken hätte eröffnen sollen.

Ich weiß es: Sie haben eine nur allzu gute Meinung von unserer Nation; Sie scheinen zu glauben, der gute Geschmack vermehre sich doch täglich bey uns, und werde auf gewisse Weise allgemeiner. Wenn Sie dieses Urtheil, das uns so sehr schmeichelt, haupten wollen, so denken Sie nur daran; daß ein Schriftsteller wie der B. des Neuesten noch von einem grossen Theile der Nation gelesen und von einem noch größern Theile, als dem guten Geschmack unschädlich oder als ein Mann, der doch seine Verdienste habe, betrachtet wird. *Ohe iam satis est.* —

Weil ich doch einmahl auf das liebe Neueste gekommen bin, so muß ich Ihnen eine Mitteilung hersetzen, die mir eben einfällt. Sie werden sich erinnern, daß unser seliger Herr O. Ihnen vor ein paar Jahren eine Vertheidigung des Herrn Feinz gegen eine ungezogene Recension in eben diesem Neuesten überschrieb. Darüber ist die Gottschedische Schule aufgewacht, und hat auf unsere Briefe losgedonnert; wie ein Lichtpuffer in der Comödie donnert; mit großem

sein Gepraßel aber ohne Wirkung! Insbesondere hieß es immer Herr O. habe gar keine Gründe geführt, und sage selber man solle ihm nur auf sein Wort glauben. Sie wissen aber, daß Sie damals, die Gründe die er Ihnen in dem ersten Briefe zu versagen schien, in zwey oder drey nachfolgenden Briefen gelesen haben, worinn er weitläufig erörterte, warum Herr Heinz in der Hauptsache vollkommen recht habe und warum Er in vielen Nebendingen mit demselben nicht einig seyn könnte. Er zeigte, daß Herr Gottsched offenbar, die deutsche Sprache, bloß nach Art der lateinischen behandelt habe, und sich von seinen Vorgängern durch nichts als durch unverzeihliche Fehler unterscheide. Nun muß ich Ihnen nur sagen, wie es zugegangen ist, daß diese Briefe nicht gedruckt worden. Als der erste abgedruckt war, so ersuchte uns ein Gelehrter dem wir Ehrfurcht schuldig zu seyn glaubten, vielleicht aus unverdienter Hochachtung gegen Herrn Gottsched, diesen Streit nicht weiter fortzusetzen, indem er uns zu weit führen möchte; die Umstände waren so beschaffen, daß man dieses nicht wohl abschla-

ger

gen konnte, die Briefe wurden also zurückgenommen und sind hernach unter andern Papieren verworfen worden. Herr O. hielt es auch bey einer abermaligen Auffoderung nicht der Mühe werth, sie noch einmahl zu schreiben, indem er fand, daß der eine Theil schon überzeugt war, und der andere nie überzeugt werden könnte, wir alle sind auch von dem geringen Nutzen solcher fortgesetzter Streitigkeiten so sehr überzeugt, daß wir uns niemals in eine ausführliche Vertheidigung einlassen, es müste denn seyn, daß dabey solche Punkte könnten erläutert werden, welche einen wesentlichen Nutzen haben. Wir sagen das erste mahl unsere Meynung freymüthig und ohne Scheelen, hernach mag sich derjenige, der glaubt ihm wäre zu viel geschehen, an das Publikum verantworten, und dieses mag richten. Einst sehen wir freylich, daß schlechte Schriftsteller denen wir die Wahrheit gesagt haben, böse werden und auf uns erbitterte Anfälle thun; wir verachten sie aber, und würden uns erniedrigen, wenn wir weniger thäten? Wir sind einigemahl mit Grunde getadelt worden, wir erkennen es, und wenden

wenden diesen Tadel insgeheim in unserer Besserung an, — wenn man uns aber verleumdet, sollten wir nicht, mit unserm guten Gewissen zufrieden, dem erleuchteten Theile unserer Leser gnugsame Einsicht, zum Unterschiede zwischen Wahrheit und Verleumdung zutrauen? Wann uns ein Schriftsteller, der das Zeichen der Verwerfung schon an der Stirne führet, schmähen will, warum sollten wir ihn wohl durch eine Widerlegung aus seiner Dunkelheit ziehen? Und wenn jemand uns allen Geschmaek und Gelehrsamkeit abzusprechen sich getrauet, warum sollten wir uns wohl vertheidigen, und uns nicht lieber auf den Augenschein verlassen.

Re.

Hundert

Hundert und drey und siebenzigster Brief.

Sagen Sie mir doch wie es zugehet, daß ein Kenner bey den deutschen Kunstrichtern so sicher seyn kann, wenn sie tadeln, und daß er so sehr auf seiner Hut seyn muß, wenn sie loben; Nimmt man etwa ein paar Leute aus, von denen man schon im voraus weiß, aus welcher Quelle ihre Urtheile fließen, so wird man selbst bey mittelmäßigen Kunstrichtern, selten einen Tadel finden, der ganz ohne Grund wäre. Es ist zuweilen, nur im Grade versehen und zuviel oder zu wenig getadelt, aber der Leser ist dem Kunstrichter immer für den gegebenen Wink verbunden, und die Stimme des Kenners wird leicht zwischen dem Schriftsteller und dem Kunstrichter den entscheidenden Ausspruch thun. Aber! wann ein deutscher Kunstrichter anfängt zu loben! — Wehe! dreymahl Wehe uns armen Lesern! Dessen nicht der geringste Grund zu einem solchen Lobe! und das außerordentlich gelobt, was des größesten Tadels würdig wäre! der süße schleichende Tritungston, hat eine Wen-

dun

ding an sich, unter deren Schutze man die größten Ungereimtheiten sagen kan; ich habe auf die se Art erst neulich sogar die Affectensprache in der neuen Heloise gelobt gesehen.

So mißtrauisch man indessen auch bey dem Lobe der gelehrten Zeitungen ist, so läßt man sich doch zuweilen unvermerkt dadurch hintergehen. Im Grunde wird doch hin und wieder manches gelobt, das wirklich Lob verdient. Wird nun z. E. ein neues Werk eines Schriftstellers gelobt der Verdienste hat, so läßt man sich leicht überreden, daß er auch in dem neuen Werke Lob verdienen habe. Man bekommt dadurch ein günstiges Vorurtheil, und fängt begierig an zu lesen, und — freylich schlimm genug, wenn alsdenn wider das erste Lob Zweifel aufzusteißen anfangen! —

Soll ich es ihnen gestehen, daß es mir mit der neuen Uebersetzung des verlohrnen Paradieses *

bey-

- * Das verlohrene Paradies aus dem engländischen Johann Miltons in reimfreye Verse übersetzt, und mit eigenen so wohl als anderer Anmerkungen begleitet von S. W. Zachariä Erster Theil, Altona bey Iversen in groß Quart.

kennache eben so gegangen ist. Galt in allen Blät-
 tern die sich nur mit neuen Büchern beschäftigen,
 erfolgte ein allgemeines Plaudere; Ich konnte
 mit Recht das Zutrauen haben, daß Herr Zacharia,
 die Grundschrift hinlänglich verstünde; Er
 ist selbst ein Poet, dachte ich, und wird den Geist
 des Engländers in unsere Sprache übertragen
 wissen; Zwar eine Uebersetzung in Hexametern? —
 Doch er hat ja schon so sehr viele schlaute gemacht,
 daß ein Mann von seinen Einführten endlich lernen
 wird, wie man gute Hexameter machen
 muß, — und hat er denn nicht die Mithras-
 vor sich! er wird sich ja bestreben, daß der deut-
 sche Milton derselben, wenigstens was den
 Wohlklang betrifft, an der Seite stehen darf;
 Herr Zacharia sagt selbst, er habe deswegen in
 Hexameter übersezt, weil ein Gedicht, wie das
 verlohene Paradies, in einer prosaischen Ueberset-
 zung, wann es auch eine Bodmerische wäre,
 allzuviel verliere. Er wird also, dachte ich, Bod-
 mern unaußsehbar übertroffen haben. Bodmers
 Uebersetzung aber ist doch, man mag es nehmen
 wie man will, gut zu nehmen; Spr. 3. weiß auch
 ohne

ohne Zweifel, daß Hexameter, die nicht einen ziemlich Grad der Vollkommenheit haben, sonderlich in einem langen Werke, weit unerträglicher sind, als eine nur mittelmäßig harmonische Prose. Dies alles zusammengenommen, war es kaum möglich, nicht ein mehr mittelmäßiges Werk zu erwarten.

Mit allen diesen schmeichelnden Hoffnungen schlug ich das Buch begierig auf. Aber! ach meine süßen Träume! — Ich ließ eine Seite herunter, und nach einer kleinen Pause noch eine, und legte das Buch nieder; ich schalt mich selber, daß ich die Schönheiten nicht finden konnte, die ich hatte finden wollen; Ich beschloß diese neue Uebersetzung gegen das Original zu halten, ich fand alles so ziemlich richtig übersetzt, und dennoch ließ es sich im Deutschen durchaus nicht lesen; unvermerkt fing ich an im englischen Original zu lesen, und hatte bereits zwei gute Stunden mit großem Vergnügen darin fortgefahren, ehe ich daran dachte, ob jemahls deutsche Hexameter in der Welt gewesen wären! Nun war mir auch auf lange

Zeit die Zeit vergangen, welche zu lesen. — Ich
vergleich ich die schon gelesenen Stellen mit Bod-
mers Uebersetzung, und sehe nunmehr deutlich
genug, in welcher Uebersetzung Milton am
meisten verlohren habe.

Ich habe es hernach zum öftern versucht, und
habe mich endlich gezwungen, mehrere Seiten
nacheinander zu lesen, und mit der Urschrift zu
vergleichen; aber ich bin eben dadurch in meinen
ersten Urtheile noch mehr befestiget worden. So
vortreflich das verlohrene Paradies in der Urschrift
und selbst in Bodmers Uebersetzung ist, so wenig
reizendes hat es in der neuen Uebersetzung, es ist
fast unausföhrlich mehrere Seiten nacheinander
darinn zu lesen, obgleich meist alles dem Wort-
verstande nach, so ziemlich richtig übersezt sein
mag. Woher kommt dieses? Ich habe gesucht,
mir Rechenschaft davon zu geben, und kann nichts
anders finden, als daß eine ungemeine Menge
Fehler daran Schuld ist; deren jeder an sich selbst
vielleicht Entschuldigungen finden konnte, die aber
wegen der übergrossen Menge dem Leser höchst-
beschwerlich

beschwerlich fallen. Ein Gemählde das hin und wieder ein paar kleine Staubflecken hat, leidet davon keinen Schaden, ist es aber mit vielen hunderten dergleichen kleinen Flecken übersät, so wird es ganz unkenntlich. Eben also geht es mit dieser Uebersetzung. Hexameter die wenig oder vielmehr gar keinen Wohlklang haben; Eine Menge falscher Scansionen, unbequemer Worte und Sylben; ein gewisses Fingerteln in der Schreibart, kurz tausend solche kleine Fehler, davon jeder vielleicht ein oder zweymahl in der Iliade vorkommt, und daher nur geringen Schaden thut, machen das diese Uebersetzung, wenn sie die erste wäre, dem verlohrnen Paradiße gewiß wenig Lessen in Deutschland verschaffen würde, und daß sie nun, da wir Bodmers Uebersetzung haben, in der That völlig zu entbehren ist.

Ne.

Die neueste Litteratur betreffend.

Die neueste Litteratur betreffend.

XXII. Den 9. Junii 1761.

Hundert und vier und siebenzigster
Brief.

Sch habe gesagt, daß die neue Uebersetzung des verlohrnen Paradieses, was den Wortverstand anbetrißt, richtig sey. inzwischen ist sie doch, auch was diesem Punkt betrißt, nicht von allem Tadel frey zu sprechen. Es ist zwar nicht zu zweifeln, daß Herr Zacharia der engländischen Sprache vollkommen mächtig ist; aber es ist leicht zu erachten, daß aus eben der Ursach; woraus vermuthlich die Menge Fehler wider die poetische Schreibart, den Wohlklang u. s. w. herrühren, auch seine Fehler wider die Richtigkeit der Uebersetzung hergestossen sind, nämlich aus der Eilsfertigkeit; Es ist dieser Uebersetzung nur allzusehr anzusehen, daß nicht die gehörige Zeit darauf gewendet worden.

Zehnter Theil. D. den.

Zehnter Theil.



Den,

den, es wäre sonst unmöglich, daß einem Manne von den Talenten des Herrn Zacharia, so un-
gemein viele Fehler von allerley Art hätten entfah-
ren können, oder bey einer vervielfältigten Durch-
sicht nicht sollten seyn ausgemerzet worden.

Ich habe, wie schon gesagt, Fehler von solcher
Art in dieser Uebersetzung gar nicht gesucht, aber
es sind mir ein paar Stellen gleichsam als von
obngeschr in die Augen gefallen, die mich mis-
trauisch machten, weil sie im Deutschen allzuan-
stößig waren, als daß ich nicht hätte in die Ur-
kunde schauen sollen. So las ich z. E. S. 192.

Du o Luft und ihr Elemente ihr ältesten Geburten
Von der Mutter Natur; ihr die ihr im viereckten
Zirkel

Stets vielförmig umherlaufft.

Im viereckten Zirkel? Das hiesse ja in einem
Vierdinge herumlaufen! Milton kann das un-
möglich gesagt haben; ich schlage die Urkunde
nach und finde: Ye Elements — that in *quater-*
nion run perpetual circle. Nun verstehe ich,
was die deutsche Uebersetzung sagen will. Bod-
mer setzt richtiger, aber etwas uneigentlich: „die

„in

„in vier Gliedern beständig im Zirkel laufen.“
 Milton will eigentlich bloß sagen: Ihr Elemente
 „die ihr vierfach (weil es nämlich vier an der
 „Zahl sind) stets im Zirkel lauft.“ Eben so er-
 -kläret es auch der Scholiast Newton. „Die in
 „vierfacher Vermischung und Zusammensetzung
 „stets im Zirkel laufen, indem nach der Lehre des
 „Heraclitus stets ein Element in das andere ver-
 „ändert wird.“

Der Anfang des dritten Buchs war eine von
 den ersten Stellen die ich aufschlug; Sie ist we-
 gen ihrer Vortreflichkeit so berühmt, daß ich hier
 Herrn Zacharia recht erwartete, ich glaubte, er
 würde alle Poesie deren sein Geist, und allen
 Wohlklang, dessen die deutsche Sprache fähig
 - ist, aufgeboten haben, um diese Stelle ganz un-
 verbesserlich zu übersetzen. — Aber ach! wie ist
 Milton gefallen! diese Stelle ist so matt, übel-
 klingend und nachlässig übersetzt, als irgend eine
 in allen sechs Büchern, und was das betrübteste
 ist, so ist an mehr als einer Stelle die Richtigkeit
 des Verstandes verfehlet worden. Milton heft
 an:

Hail holy light, offspring of Heav'n first born,
 Or of th'Eternal coeternal beam
 May I express thee unblam'd?

„Sey mir gegrüßet, will er sagen, heiliges
 „Licht, erstgebohrnes Kind des Himmels; oder
 „darf ich dich wohl ohne getadelt zu werden, den
 „mit dem Ewigen (Sc. Gott) gleich ewigen
 „Strahl nennen?“

Jedermann sieht, daß die natürlichste Construction der beyden letzten offenbar zusammengehörenden Verse ist: Or may I express Thee unblam'd, the beam coeternal with th'Eternal?

Nun hören Sie Herrn Zacharia;

Sey mir gegrüßet heiliges Licht! des schaffenden
 Himmels

Erste Geburt! Mitewiger Strahl vom ewigen
 Strahle

Wöcht ich so dich untadelhaft nennen.

Auch Herr Bodmer hat gesagt: „Oder darf
 „ich dich ungestraft, gleich ewig mit dem ewigen
 „Strahle nennen; „Aber nicht allzurichtig, denn
 was haben wir nöthig, Eternal auf beam zu setzen,
 da Gott weit edler der Ewige *καὶ ἰσόχρονος*
 als

als der ewige Strahl heisset. Ich habe daher auch in allen Ausgaben des verlohrenen Paradieses, so ich noch bisher gesehen, das Eternal mit einem grossen E gedruckt gefunden, und Newton ist in der Anmerkung ebenfalls meiner Meynung. „Milton, sagt er, ist in Zweifel, ob er das „Licht aureden soll, als die Erstgebohrne des „Himmels oder den Strahl der mit dem Ewig- „gen Vater gleich ewig ist, oder als einen rei- „nen ätherischen Strom, dessen Quelle unbe- „kannt; weil aber die zweyte Benennung dem „Lichte eine eigenthümliche Ewigkeit zuzuschreiben „scheinet; so zweifelt Milton mit grossem Rech- „te, ob er sich derselben ohne Tadel würde bedie- „nen dürfen.“

Doch dieses Versehen des Herrn Zacharia dürfte noch eine Kleinigkeit scheinen, wenn man nicht aus dem letzten Verse:

„Möcht ich so dich untadelhaft nennen.
deutlich sähe, daß er den ganzen Verstand des Gedankens in der Eil verfehlet hat; hätte er diesen recht gefasset, so würde er nicht den zweyten und dritten Vers durch ein Comma abgesondert

haben, dieser Vers macht nun, da er von dem vorigen getrennet ist, einen sehr schielenden Sinn; Er hätte überhaupt als eine Frage vor dem vorherigen Verse stehen sollen. Daß das oder, so in der Urschrift steht, weggeblieben, *May* durch möchte unblam'd durch untadelhaft gegeben worden, macht vollends den Sinn unverständlich.

Raum sechs Zeilen nachher ist ein neuer Beweis, wie geschwind Petr J. müsse gearbeitet haben, indem er seine Urkunde ganz falsch versteht. Milton sagt von dem Lichte:

before the Sun

Before the heav'n thou wert, and 'at the voice
Of God, as with a mantle didst invest
The rising world of waters dark and deep,
Won from the void and formless Infinite.

Dis übersetzt Bodmer vollkommen richtig:

„Du warst vor der Sonne und den Himmeln,
„und umgabst auf den Befehl Gottes die Welt
„wie mit einem Mantel, als sie aus dem dunkeln
„und tiefen Wasser hervorsieg, nachdem sie dem
„unaestalten und formlosen Unendlichen abgemou-
„nen worden.“

Herr

Herr Zacharia aber sagt:

und umbülltest — — — —

Wie ein Mantel, die Welt der dunkeln nächtlichen Wasser

Welche heraufstieg, nachdem sie dem weiten unformlichen Leeren

Abgewonnen worden.

Siehet man hier nicht, daß Herr Z. den Vers the rising &c. ganz falsch construirt hat; man muß ohnfehlbar construiren the world rising (out) of waters. Wenn man construiren wollte wie Herr Z. the world of waters — rising; wie könnten wohl die beyden aufeinander folgende Participia rising und won ohne Beziehung bey einander stehen. Wie matt ist doch

the void and formless Infinite

durch das weite unformliche Leere gegeben; Richardson sagt ausdrücklich man solle hier unter void nicht leer (emptiness) verstehen, indem das Chaos als voll von Materie beschrieben werde, unter void sey der Mangel formirter Wesen zu verstehen; Nach dieser Erinnerung, war es doch wenigstens sehr unbedachtſam, anstatt Infinite,

das Leere zum Hauptworte zu nehmen, und jenes höchstnatt durch weit zu geben.

Doch solche Verwechslungen sind dem Herrn J. so gewöhnlich, daß fast keine Seite zu finden seyn wird, wo nicht mehr als eine vorkämen. Hierina finde ich auch zum Theil die Ursach, warum seine Uebersetzung so unschmackhaft wird. Milton hat eine besondere ihm ganz eigene Schreibart, sie ist körnigt und kurz, ohne sinnreich und zugespitzt zu seyn. Er suchet starke Gedanken mit wenigen Worten auszudrücken, daher wählet er ausdrücklich seine Worte und sogar die Folge der Worte und der Verse um die rechte Kette seiner Ideen, gerade so wie er sie gedacht hatte, auszudrücken. Er wird öfters lieber etwas rauh im Ausdrucke, um seinen Gedanken, auch gerade mit eben der Nuance mit der er ihn gedacht hatte, auszudrücken. Man kann eigentlich nicht sagen, daß er die Wortfügung vernachlässige, er macht sich vielmehr seine eigene Wortfügung, und schon Addison gestand, daß er dadurch die engländische Sprache auf einen Gipfel erhoben habe, dahin sie noch nicht zu steigen gewohnt

wohnt war. Wann man einem solchen Manne hier und da ein Wort raubet, hier und da eins verwechselt, wenn man sogar die Folge der Redensarten verkehret, so kann man öfters bloß durch diese kleine Aenderungen seine Gedanken dermassen verstellen, daß sie fast gar nicht mehr kenntlich bleiben. Freylich würde man zuviel von einem Uebersetzer fordern, wann man verlangen wollte, daß er niemahls hierinn fehlen sollte, da ihn sehr öfters selbst die Natur der deutschen Sprache hierin zuwider seyn wird, aber mit Recht verlangt man von ihm, daß er soviel es möglich ist, den Nachdrucke der Wendung des Originals durch eine andere deutsche Wendung zu ersetzen suche; und wann er dieses öfters thut, so wird auch ein billiger Leser bey einzelnen Fehlern leicht bey sich denken:

Opere in longo fas est obrepere somnum!

Wann man aber siehet, daß ein Uebersetzer so zu sagen das erste Wort ergreift was ihm in die Feder kommt, und auf den Nachdruck des Originals gar nicht acht hat; so möchte man sich wundern, wann ihm noch hin und wieder etwas

gelingt; wenn er gleich sonst über einen Chörilus erhoben ist, so heißt es doch wie von jenem:

Quem bis terve bonum — — — miror!

Nur das cum risu bleibt weg, denn ist es nicht wirklich betrübt, wenn ein Mann, der etwas gutes liefern könnte, bloß aus Nachlässigkeit, schlecht wird?

Re.

Hundert und fünf und siebenzigster Brief.

Sie verlangen von mir, daß ich des Herrn Zacharia Abweichungen von Miltons eigenthümlicher Schreibart, noch genauer erörtern soll; Gewiß eine schwere Forderung. Es kommt hier auf Nuancen an, die sich zwar empfinden, aber schwerlich beschreiben lassen. Und dennoch, um gewisse Abfälle in der Uebersetzung zu bemerken, muß man sich mit Miltons Style eine Zeitlang so zu sagen genähret haben. Desters kommt es auch auf Kleinigkeiten an, die eine jede vor sich genommen, wenig schadet, die aber wegen der Menge bloß, die Uebersetzung matt und unvernünftig machen. Ich kann daher nicht besser thun, als Ihnen die erste die beste Stelle, die mir indem ich das Buch aufschlage, in die Augen fällt, hersetzen; dann um Fehler von dieser Art zu finden, darf man gewiß nicht erst lange suchen.

Milton sagt im 720sten Verse des vierten Buches:

Thus at their shady lodge arriv'd both stood,
Both urn'd, and under open sky ador'd

The

The God that made both sky, air, earth and heav'n
 Which, they beheld, the moons resplendent globe
 And starry Pole: Thou also mad'st the night,
 Maker omnipotent, and thou the day.
 Which we in our appointed work employ'd
 Have finish'd, happy in our mutual help
 And mutual love, the crown of all our bliss
 Ordain'd by thee, and this delicious Place
 For us too large, where thy abundance wants
 Partakers, and uncropt falls to the ground.
 But thou hast promis'd from us two a race
 To fill the Earth, who shall with us extol
 Thy goodness infinite, both when we wake
 And when we seek, as now, thy gift of sleep.

Diese Verse übersetzt Herr Z. folgendermassen;
 Ich muß Ihnen die ganze Uebersetzung nacheinander
 hersetzen, damit Sie solche ganz überse-
 hen können:

Als sie zu ihrer schattichten Wohnung so beyde
 gelanget

Standen sie still, und wandten sich um, und beteten
 beyde

Unter

Unter dem freyen Himmel Gott an; den Gott der
den Himmel

Und die Erd und die Luft und die leuchtende Kugel des Mondes

Und den Sternepol macht. Du machtest Allmächtiger die Nacht auch,

Und du machtest den Tag, mit unsrer Arbeit beschäftigt

Haben wir ihn geendigt; glücklich in unsrer Hülfe;
Und in gegenseitiger Liebe, der Krone des Segens
Welchen du auf uns verstreuet in diesem lustreichen
Orte

Der zu groß für uns ist; denn deinem Ueberflusse
mangelt's

Hier an solchen die ganz ihn genießen, und uns
abgestückt

Fällt er auf die Erde herab. Doch hast du uns
begeben

Eine zahlreiche Nachkommenschaft versprochen; die
Erde

Zu erfüllen: die sollen mit uns die unendliche Güte
O Allmächtiger erheben, sowohl wenn wir wachen,
als wenn wir

So wie ich den Schlaf den du uns schenkest, erwarten.

Lesen

Lesen Sie die vorhergehende engländische Verse mit dem gehörigen Nachdrucke, und suchen Sie die nachfolgende deutsche Uebersetzung mit eben dem Nachdrucke zu lesen; Sie werden einen merkklichen Unterschied finden, es wird Ihnen alles matt scheinen. Man weiß nicht wie es zugehet, es ist doch vielleicht alles so ziemlich richtig übersetzt, woran liegt es also? An nichts als an einer Menge kleiner Vernachlässigungen die gleichsam einen Schleyer über die ganze Stelle verbreiten; Lassen Sie uns eimahl einzelne Verse genauer betrachten.

Gleich bey den beyden erstern Versen:

Thus at their shady lodge arriv'd both stood

Both turn'd, — —

findet man einen unwidersprechlichen Beweis, daß Herr Z. sich bey seiner Uebersetzung sehr muß übereilet haben; denn hätte er eine unter dem Texte stehende sehr feine Anmerkung von Newton beherzigt, so hätte er unmöglich so übersetzen können, wie er übersetzt hat. „Man hat bemerkt, sagt Z. daß Milton zuweilen eines gewissen Ausdrucks wegen, zwey einsilbige Wörter

„ter

ter am Ende des Verses. setzt und den folgenden
 „eben so anfängt. Durch diese künstliche Schreib-
 „art siehet der Leser, wie sie stehen (am Ende
 „des Verses) und sich umkehren um Gott an-
 „zubeten. Man würde einen grossen Theil der
 „Wirkung verlieren, wenn man es z. E. auf
 „folgende Art ändern wollte.

„And now arriying at their shady lodge,

„Both stood, both turn'd, and under open sky

„Ador'd the God — — „

Es ist als wenn Herr Z. gerade die letztern
 getadelten Verse hätte mit Vorsatz übersetzen wol-
 len. Sehen Sie nur her:

Als sie zu ihrer schattichten Wohnung so beyde ge-
 langet

Stunden sie still und wandren sich um und be-
 teten beyde

Unter freyem Himmel Gott an;

Es ist unmöglich, daß ein Uebersetzer der
 Newtons Anmerkung gelesen hat, nicht
 trachten sollte, (zumahl da es so leicht ist) den
 Vers mit dem stehen zu schliessen, und mit
 dem umgekehrten wieder anfangen.

Milton

Milton braucht zweymahl sehr nachdrücklich
both, both stood, both turn'd so wie einige Zeile
 nachher, *mutual*

in our mutual help

And *mutual love*

Herr Z. findet aber beydemahl nicht nöthig.
 diese nachdrucksvolle Wiederholung im Deutschen
 beyzubehalten. Gleichwohl setzt er im dritten Vers
 ohne Ursach Gott zweymahl.

Der Beschluß folgt künftig.

B r i e f e ;

Die neueste Litteratur betreffend.

XXIII. Den 16. Juli 1761.

Beschluß des hundert und fünf und siebenzigsten Briefes.

Im vierten Verse der Urfunde ist *which they* beheld, und im siebenden appointed ausgelassen, und die vom fünften bis achten Vers gehene Umwendung der Redensarten bringen, wie der Augenschein zeigt, der Uebersetzung keinen Vortheil. Milton sagt

Our mutual help
And mutual love - - -
Ordain'd by thee

die du uns geboten hast; dieses nachdrucksvolle Hemistichium läßt Herr Z. weg; oder als wenn *ordain'd* könnte verstreut heißen, zieht er es auf das vorhingehende bliss und setzt
des Gegens

welchen du auf uns verstreut

Zehnter Theil.

Es ist wahr, es scheint hier einigen Kunstreich-
tern einige Schwierigkeit in der Construction zu
seyn, sie ist aber wirklich sehr natürlich: Thou
mad'st the night. — and thou the Day — and
this delicious Place. — Wenigstens hat weder
Bentley noch Richardson diese Zeilen so seltsam
verbunden wie Herr Zacharia.

Where thy abundance wants.

Partakers

Wie schielend ist das übersetzt:

Denn deinen Ueberfluß mangelts
Hier an solchen die ganz ihn genießen.

Und gesetzt die wäre eben so deutlich als das Ori-
ginal, ist es nicht höchst matt, durch fünf Worte
zu geben, was im engländischen mit einem Worte
ausgedrückt ist. Eben so heißt race auf deutsch
ein Stamm, Herr Z. sagt zahlreiche Nach-
kommenschaft; Da es von diesem Stamme
schon heißt, daß er die Erde füllen werde, so ist
das hinzugesetzte zahlreich hier ein sehr müßiges
Wort. Wieder sagt Milton: deine Gabe den
Schlaf. Herr Z. umschreibt, der Schlaf den

dir uns schencktest; Milton suchen, Z. aber erwarten.

Hier sehen Sie in einer kleinen Stelle eine ziemliche Menge kleiner Fehler und Vertauschungen, von welchen, wie es offenbar ist, keine einzige zur Verschönerung der Uebersetzung gereicht. Glauben Sie mir, daß es auf allen Seiten so aussieht, denn diese Stelle ist gar nicht ausgesucht, und ich könnte Ihnen viele eben so merkwürdige anführen, wenn ich nicht des Raumes schonen müßte. Durch so viele Veränderungen und Erweiterungen muß das Original nothwendig matt gemacht und entstellt werden; Ich bin zwar keinesweges so unvernünftig von dem Uebersetzer zu fordern, daß er alles, Wort für Wort übersetzen, und keine Redensart umkehren solle; aber das kann ich mit Recht von ihm fordern, daß er die Wendung des Originals, wenn sie im Deutschen bleiben kann, allen andern vorziehe, dieses ist an denjenigen Stellen um so viel mehr nöthig, wo der Autor aus besondern Ursachen sich ausdrücklich dieser und keiner andern bedienet hat. Ich aber die Wendung durchaus im Deutschen nicht

beizubehalten, so muß er sie durch eine ähnliche deutsche Wendung zu ersetzen suchen, und hier muß er genau die Art seines Autors kennen, damit die Wendung der Uebersetzung, der Wendung des Originals entspreche. Es ist ihm also keinesweges erlaubt, die erste Wendung oder Redensart zu ergreifen, die ihm in den Kopf kömmt oder sich in seinen Vers paßt. Dis kann man von einem Uebersetzer wie Herr Zacharia, der uns mit dem ganzen Geiste seines Autors bekannt machen will, vollkommen fordern. Pope i. E. hat es auf eine andere Art angefangen. Er hat sich gar nicht an Homers Gedanken und Worte gebunden, sondern den ganzen Homer nach seiner Art ausgearbeitet, ist auch deswegen mit Recht getabelt worden; weil er aber den Homer so glücklich modernisiret, weil er uns von Homers Glanze noch einen so starken Widerschein sehen läßt und weil er uns einen Theil dessen, das wir verlihren, durch die trefflichste Poesie des Styls und den ausgesuchtesten Wohlklang ersetzt, so bleibt Popens Homer, ob er gleich nicht der griechische Homer ist, dennoch immer ein vortreffliches Werk. —

Wie,

Wie viel uns Herr Zacharia von Miltons
Glanze übrig gelassen hat, haben Sie bereits
gesehen; Wie viel sein eigener Wohlklang be-
drüete, sollen Sie in einem meiner künftigen
Briefe finden.

X.

Hundert und sechs und siebenzigster Brief.

Herr Zacharia hat ausdrücklich deswegen unternommen, das verlorne Paradies in Verse zu übersetzen, weil, wie er sagt, ein Gedicht von dieser Art in einer prosaischen Uebersetzung allzu viel verliere. Man kann also von ihm fordern, daß er mehr leiste, als eine prosaische Uebersetzung leisten kann. Wir haben Bodmers prosaische Uebersetzung, an deren Treue und Stärke Herr Zacharia überhaupt geredet, nichts wird aussetzen haben. Sie ist zwar nicht, im engsten Verstande genommen, wohlklingend, aber auch keinesweges übelklingend; sie läßt sich ziemlich wohl lesen. Es ist wahr, es fehlt ihr das feyerliche der Poesie, die Fülle des poetischen Numerus, die uns mit sich fort reißt, und den lebhaftesten Schilderungen der Dichtkunst den letzten Strich zur Vollkommenheit giebt. Dis konnte sie auch als Prosa nicht haben; Herr Zacharia aber hat es ihr geben wollen — Wodurch? durch den deutschen

Heras

Hexameter? Ein rühmliches Unternehmen, das aber mit mehreren Schwierigkeiten verknüpft ist, als man beim ersten Anblicke denken sollte!

Ist denn unser deutscher Hexameter bereits so vollkommen, daß es nichts weiter bedarf als ihn zu gebrauchen, um sich der seltensten Wirkungen des Wohlklangs und des poetischen Ausdrucks zu versichern? — Eine Frage die den Herren Schweigern eine Lästung zu seyn scheinen würde. Sie, die sich so gar gern bey ihrem eignen Lobe verweilen, können auch der Welt nicht leugnen: „Mit wie viel Ergößen Sie
 „daran gedenken, daß eben dieselben Genien,
 „die den Muth gehabt, die erhabensten Wahr-
 „heiten der irdischen Wissenschaft, zum Gegen-
 „stande ihres Gefanges zu nehmen, und über
 „dieses sich in die olympischen Sphären, den
 „Wohplatz höherer Naturen zu schwingen; —
 „uns auch den wahren heroischen Vers, den
 „Hexameter der Griechen und Römer in aller
 „seiner Verschiedenheit und schönsten Harmo-
 „nien hervorgebracht haben.“ Hierzu wün-
 3 4 schen

schen sich diese Herren Glück, aber es ist nur zu beklagen, daß die Welt, die über den Werth ihrer Gedichte noch etwas streitet, über den Werth der Harmonie, der Verschiedenheit und Wichtigkeit ihrer Hexameter gar zu sehr einig ist, und wenn diese zum Muster der Harmonie und der Verschiedenheit des Wohlklanges dienen sollen, so wird sich mancher, der doch auch sein Ohr zu brauchen weiß, lieber mit dem einförmigen Alexandriner oder mit einem wohlgearbeiteten fünfsüßigen Jamben begnügen.

Können wir dann also gar keine deutsche Hexameter haben? Es würde thöricht seyn, hieran zu zweifeln, da uns ein Klopstock die trefflichsten Beispiele davon gegeben hat. Aber haben wir den griechischen oder römischen Hexameter in aller seiner Verschiedenheit und schönsten Harmonie? Leute sollten die wenigstens nicht behaupten, die die Natur der griechischen und römischen Poesie und auch die Natur der unsrigen kennen wollen. Jene haben ein Sylbenmaaß das auf genaueste bestimmt und gleichsam ausgerechnet ist,

ist; sie haben wenige Sylben die lang und kurz
 können gebrauchet werden, schon der Zusammen-
 stoß zweyer Consonanten wird von ihnen gehört,
 und macht eine Sylbe lang u. s. w. Wir haben
 nichts dergleichen; Wir richten uns bloß nach ei-
 ner zuweilen ziemlich unbestimmten Aussprache.
 Fast alle einsylbige Wörter, deren wir eine sehr
 grosse Menge haben, können nach Belieben,
 lang oder kurz gebraucht werden, hiezu kommt,
 daß wir gestungen seyn, und anstatt der Spon-
 den mehrertheils der Trochäen zu bedienen, daß
 wir sehr wenig richtige Daktylen haben; u. s. w.
 bloß diese beyde letzte Punkte beweisen, daß ein
 Vers wo es einerley ist — — oder — —; ent-
 weder — — oder — — oder gar — —
 zu setzen, ohnmöglich, eben derselbe Vers der Al-
 ten seyn kann, indem jedes Sylbenmaaß aufs ge-
 naueste bestimmt war.

Wir können also bloß den alten Hexameter auf
 gewisse Weise nachahmen, und da unsere Tona-
 messung in vielen Stücken noch gar nicht unter
 gehörige Regeln gebracht ist, so muß indessen das

Ohr hauptsächlich die Richtigkeit des deutschen Hexameters entscheiden. Dieses muß am sichersten bestimmen, ob ein Wort an einem gewissen Orte vortheilhafter lang oder kurz gebraucht werden könne: dieses muß uns lehren, daß man auf einen Trochäen nicht einen Daktylus müsse folgen lassen, dessen erste Sylbe lang oder kurz seyn kann, weil sonst das Sylbenmaaß verwirret wird, u. d. gl. mehr; weil nun dieses vielfältig mit grossen Schwierigkeiten verknüpft ist, so muß die größte Sorgfalt angewendet werden, damit so wenig als möglich Fehler unterlaufen mögen; geschieht dieses nicht, so erfolgt anstatt der Harmonie eine unaussbleibliche Vermirrung, und das Ohr wird weit mißvergnügter als bey einer Prosa die noch so unharmonisch ist.

Da Herr Zacharia nun diese Versart erwähnt hat, um dasjenige, was der Prosa an Feyerlichkeit fehlet, zu ersetzen, so hätte er freylich seine größte Sorgfalt sollen seyn lassen, alles zu beobachten, was die Richtigkeit und Harmonie seiner Hexameter befördern könnte und Klopstock des

bisher das trefflichste Muster hinein gewesen, hätte sein beständiger Probierstein seyn können, aber er ist darian auf eine ganz unglaubliche Art nachlässig gewesen, und deswegen sind auch seine Hexameter unharmonisch als möglich.

Die allgemeine Regeln die man den deutschen Hexameter gemeintlich vorzuschreiben pflegt, sind ohngefehr folgende: Die Länge und Kürze muß nach dem Accente der Aussprachen gemäß, genau beobachtet werden, die Daktylen müssen insbesondere so viel möglich rein seyn; keine Endung muß einer andern oder der Mitte des Verses allzusehr ähnlich seyn, kein Hexameter muß auf zweyerley Art können scandiret werden. Der Abschnitt muß so viel möglich im dritten Fusse und männlich seyn u. s. w. Es ist als wenn Herr Z. sich ein Gesetz gemacht hätte, alle diese Regeln so wenig als möglich zu beobachten, sie können also leicht denken wie es um den feinern Wohlklang aussehen mag, der bloß dem ärtlichen Ohre und der Natur der vorgetragenen Gedanken überlassen werden muß.

Scind

Seine Verse wimmeln von unrichtig gelegten Accenten und falschen Daktylen. Kann man wohl; E. abscheulichere Daktylen und unrichtigere Accente finden als folgende:

Welche heraufstieg nachdem sie ---

Mehr zurückbleiben wird ---

Flattern sehn Sündentaxen ---

--- Ist dir das Amt aufgetragen.

--- und unabgepflichtet

--- begab er hochmüthig

Eine zählreiche Nachkommenschaft

--- die ihr im viereckten Zirkel

Und dergleichen, welche beynähe auf allen Seiten das Ohr beleidigen. Er denkt auch nicht daran seine Daktylen dadurch annehmlicher zu machen, daß er sie öfters auf Vokalen ausgehen oder Vokalen darauf folgen ließe, wenn sich auch die unangenehmsten Consonanten aneinander stossen,

so empfindet sein Ohr noch keinen Mißklang
 z. E.

Eingehüllt stund ---

Unsre Stammväter redete so ---

--- furchtbares Speer

Und nun scheint es Sanct Peter ---

--- Auch will dein seltsamer Traum mir

Die ihm als ihrem Oberhaupt dienen

--- Einbildungskraft ---

Ob seine Ausgänge etwas ähnliches haben, ist auch seine wenigste Sorge. Die verdrüssliche Endung in en, welche der Dichter der sich um Wohlklang beeifert, um desto sorgfältiger vermeiden sollte, je mehr sie als die gewöhnliche Schlußsylbe unserer Zeitwörter wiederkommen muß, ist ihm ganz im geringsten nicht anstößig. Er schließt wohl sechs Verse nacheinander damit, und sie kommt noch ein paar mahl in der Mitte zum Vorschein. Hier sind ein paar Beispiele,
 die

die ich auf eben demselben Blatte vor mir aufgeschlagen liegen habe. S. 188.

Auch will dein seltsamer Traum mir
Nicht gefallen; ich fürchte vom Bösen sey er ents-
sprungen.

Aber woher dann das Böse? In dir kann kein Böses
nicht wohnen,

Dann du bist rein erschaffen. Doch wisse verschiede-
ne Kräfte

Sind, geringer als unser Verstand, in unserer Seele
Die ihm als ihrem Oberhaupt dienen; und unter dens-
elben.

Hat nach ihm oft die Einbildungskraft ihr Amt zu
verwalten.

Diese formiret in uns von allen äußeren Dingen
Welcher von unsern fünf wachsamem Sinnen uns
vorgestellt werden
Phantasien und Lustgestalten.

Ferner S. 189.

Doch ließ sie aus jeglichem Auge.

Eine holdselige Thräne fallen; mit ihren Haaren
Trocknet sie traurig sie ab; zwei andere kostbare Tropfen
Standen in jeder chrySTALLnen Schleuse bereit schon
zu fließen;

Aber er küßte sie auf eh sie fielen, als werthe Zeichen
Eines.

Eines zärtlichen Kummers und einer frommen Besorgniß

Unrecht gethan zu haben.

Wer kann diese Eintönigkeit ausstehen, die wahrlich weit ärger ist, als alle Monotonie die der Reim an sich haben kann. Und dies sind nur die grobsten in die Augen fallenden Proben von dieser Unschicklichkeit. Wie oft sehn-sich der Abschnitt und der Ausgang, ja sogar einzelne Füße auf eine Art ähnlich, die einem zärtlichen Ohre höchst beschwehrlich ist.

Z. E. im Abschnitte:

Ihre Sternenkraft nieder | auf alle Pflanzengeschlechter.
Die Erzengelsposaune | blasen mit festlichen Klänge;
--- Und ihre schimmernde Schilder
Strahlten gegeneinander.

Auch sah man
Keinen Unterschied hier an | Stärk! ---

Ob diese Zahl gleich so groß war
Daß schon jegliche Kriegeschaar ---

Oder in einzelnen Füßen:

Duftenden | Kräutern ihr | Brantbett, hier | saugen,
Daß | unn der Ber | nunst auch der | Sieg bleibet.

Para | dieß hieß.

Doch

Doch wie sollte man wohl von Herrn Z. diese genaue Aufmerksamkeit erwarten, da ihm noch wesentlichere Regeln so gar gleichgültig sind. Die Scansion vieler von seinem Hexametern ist so unbestimmt und unrichtig, daß man sie wohl auf zwey oder dreyerley Art scandiren kann.

Der Beschluß folgt künftig.

Zehnter Theil. Na welches

enden Ber
 d. Es ist
 dritten Ber

die | Segn

m Accente
 Eyllen,
 ng, spricht

genan ge
 daher gar
 ihlet man
 neter her
 ch etamahl
 ein Daß
 ch Ringen
 3. E.

¹Welchen | ²du auf | ³uns der | ⁴freut in | ⁵diesem |
⁶Luftreichen | ⁷Orte

Man

A. Nun anders

Welchen¹ du | auf² uns ver | streut³ in | diesem |
 Inreichen⁵ | Orte⁶

Machend wie | kanst du dann | ist

Oder folgender Vers:

Ist¹ es | darum | nicht² ver | münstig | daß⁴ nun |
 der⁶ Ver | nunt⁷ auch⁷ der | Sieg⁸ bleibt
 Soll ganz daktylisch seyn

Ist¹ es da | rum² nicht² ver | münstig³, daß⁴ | nun⁵ der
 Ver | nunt⁵ auch⁵ der | Sieg⁶ bleibt. |

Auf diese Art müssen wir immer schwanken und wissen nicht recht was wir hören, Daktylen sind es nicht, Trochäen auch nicht, recht, also kann nichts anders als Verwirrung

Na a

runq

rung und Mißlang entstehen, sehen sie noch
hinzu, daß in dem ganzen Bande nicht sechs
Zeilen sind, worin nicht von dem benannten
Fehlern einer oder mehrere vorkommt, denken sie
zugleich an das Mathe der Uebersetzung selbst,
und wundern sie sich nicht mehr, daß sich dieses
Wort nicht anders als mit dem größten Eack
lesen läßt.

K.

Hundert

Handwritten and printed text and handwritten letter
Brief.

„setzt: weil unser Geist die Gradation liebt,
„und gern von dem Kleinen zum Größeren
„fortschreitet. Er wird nicht völlig in die
Ma 3. Mitte

„Mitte. gesetzt oder zweifelhafte gemacht: „
 „mit der Vers nicht in zwey gleiche Verse
 „zerfalle, sondern allemahl einer und ein
 „ganzer zu seyn scheinen. „ Herr Z. aber
 muß entweder von dem Gesetze des Abschnittes gar nichts gewußt haben, oder er muß
 dieses Gesetz für unnöthig halten, indem er
 es sehr wenig beobachtet hat; und wo es
 beobachtet ist, scheint es mehr von ohnge-
 fähr, als aus Vorsatz geschehen zu seyn: An-
 ders Dichter pflegen selten, und bloß aus hö-
 hen Ursachen, den Abschnitt zu unterlassen;
 Herr Z. aber thut gerade das Gegentheil:
 man findet den Abschnitt bey ihm manch-
 mahl kaum in der zwölften Zeile: seine Ver-
 se stolpern bald geschwinde über sechs Dacty-
 len weg, bald schleppt ein trochäischer Vers
 dazwischen, und öfters hat er in verschiede-
 nen Versen nacheinander lauter weibliche Ab-
 schnitte, welche jeden Vers in zwey zer-
 schneiden. Sehen Sie nur die erste Stelle
 unter den beyden an, die ich Ihnen in mei-
 nem vorigen Briefe, als ein Beispiel seiner
 vielen

allen Endungen auf en mitgetheilt haben,
 In den Versen dieser Stelle, die ohnedem
 äußerst unharmonisch ist, ist noch dazu ent-
 weder ein weiblicher Abschnitt oder gar kei-
 ner. Wollen sie indessen noch ein Beispiel
 haben? Ich darf nur das Buch nachschlagen,
 hier ist eins auf eben derselben Seite wo das
 vorige steht;

In Gott und des Menschen Gemüthe
 Laß das Böse kommen und wieder weichen: wo
 fern es

So gemißbilliget wird | und läßt deshalb in der
 Seele

Weder Flecken noch Ladel. Dis heißt mich hoffen,
 du werdest

Nimmer wachend das thun, | was du zu träumen
 verabscheut.

Seh denn nicht niedergeschlagen; umwölke nicht die,
 fe Blicke,

Die gewohnt freudiger zu seyn, | und Heitrer zu
 strahlen,

Als wann über die Erde der schöne Morgen uns
 lächelt

Laß uns im Lustwald uns izt | zur frischen Arbeit
 erheben

~~Unter den Blumen die in den Busen~~
 Oden am Quell, und unter den Blumen, die in
 den Busen
 Voll von den besten Gerüchen eröfnen, worum sie
 die Nacht durch
 Sie verschlossen gehalten, und bloß für dich sie ver-
 sparet.

Der männliche Abschnitt hat sich hier ein-
 paarmahl als von ohngefähr eingeschlichen, wo-
 durch seine Anwesenheit in den übrigen Versen
 noch merklicher wird. Nichts ist vollends un-
 schicklicher als die Verse vor dem letzten, sie ha-
 ben beyde einen zweysylbigen Abschnitt und
 beyde im vierten Takte; dis macht sie so
 unbestimmt und unangenehm fließend, daß
 das Ohr den Gang des Verses gar nicht
 mehr gewahr wird: man mag anfangen wo
 man will, so kommt ein Hexameter heraus.
 3. Exemp.

Unter den Blumen die in den Busen voll von den
 besten

Oder

Blumen die in den Busen voll von den besten Ge-
 rüchen.

Oder

Oder
 So den Busen voll von den besten Gerüchen an-
 fällen

Oder
 Busen, voll von den besten Gerüchen empfinden
 worinn sie

Solcher Verse werden Sie hunderte fin-
 den, wer kann aber Harmonie und Feierlich-
 keit davon erwarten. Freylich sind auf sol-
 che Art Hexameter sehr leicht zu machen.
 Wann es weiter nichts braucht, als vier-
 zehn bis siebenzehn Sylben, bloß ohne
 gefahr nach der Aussprache abzumessen, so
 muß, so bald die zwey letzten einen Spondaen
 oder Trochäen ausmachen auch einen Hexa-
 meter fertig seyn. Wenn es nicht mehr
 kostet, will ich alle Prosa in Verse bringen,
 ja ich traue mir sogar in der Vorrede des
 Herrn Z. zum verlohrnen Paradiese, und in
 allen feinen Noten, so viel von der vollen
 Pracht des deutschen Hexameters zu fin-
 den, als irgend ein Vers in der Uebersetzung
 selbst haben kann. Mehr hat es sich aber
 wirklich Herr Z. nicht lassen lassen, denn daß

Na

er sich nur im geringsten um die Harmonie seiner Verse sollte bekümmert haben, ist ganz unmöglich, wo könnte sonst eine so grosse Menge von Fehlern vorkommen? Und merken Sie wohl; wenn er auch in allen einzelnen Hexametern alle die Fehler vermieden hätte, so hätte er noch einen grossen Schritt zu thun gehabt. Sollte sich dann ein Mann von den Einsichten des Herrn Z. nicht desjenigen erinnern haben, was Herr Klopstock in seiner Abhandlung über das griechische Sylbenmaass, von dem poetischen Perioden sagt, den er ganz ausdrücklich von demjenigen fordert, der den Hexameter im Deutschen gebrauchen will. Es ist wahr, man wünschte daß Herr Klopstock das Geheimniß des poetischen Perioden, wie er es nennt, nicht bloß durch ein Exempel aus dem Virgil erläutert, sondern durch eine genaue Zergliederung wirklich offenbaret hätte; Denn diejenigen die auch im Stande sind, die Schönheit eines poetischen Perioden zu empfinden, würden

ohn-

unfehlbar die kritischen Anmerkungen des
 Herrn K. über diesen wichtigen Punkt des
 Wohlklangs, um so viel eher erwartet haben,
 da er sich hierin wirklich als einen großen
 Meister gezeigt hat. Doch wenn Herr Z.
 nicht zu zweifeln, geschickt ist die Schön-
 heit des poetischen Perioden zu empfinden;
 wie kommt es denn, daß man in seiner
 Uebersetzung nicht die geringste Spur antrifft,
 daß er den Forderungen die Klopstock des-
 halb thut, im geringsten habe Genüge lei-
 sten wollen. Dieser, nachdem er vorausge-
 setzt, daß ein Dichter seinen Hexameter nach
 der Prosodie unserer Sprache, und nach sei-
 nen übrigen Regeln, mit Richtigkeit ansar-
 beiten, und in Ausführung harmonischer
 Wörter sorgfältig seyn müsse, sagt ausdrück-
 lich: „Wenn wir ferner das Verhältniß, das
 „ein Vers gegen den andern in dem Perioden
 „bestimmt, verstehen; Wenn wir endlich die
 „Mannigfaltigkeit auf viele Arten von einander
 „unterschiedner Perioden nicht nur kennen,
 „sondern auch diese abwechselnde Perioden nach
 „Absichten

„Absichten zu ordnen wissen: denn erst dürfen wir glauben, einen hohen Grad der poetischen Harmonie erreicht zu haben.. Ich muß es gestehen, ich erröthe für Herrn J. wenn er geglaubt hat, er dürfe sich von allen diesen Gesetzen loszählen, und könne dennoch durch seinen Hexameter dem Milton das wieder geben, was er in einer prosaischen Uebersetzung kann verlohren haben.

Re.

Ende des zehnten Theils.

Briefe,
die
Neueste Litteratur
b e t r e f f e n d.

XI^{ter} Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.

„Absichten zu ordnen wissen: denn erst dürfen wir glauben, einen hohen Grad der poetischen Harmonie erreicht zu haben.“ Ich muß es gestehen, ich erröthe für Herrn J. wenn er geglaubt hat, er dürfe sich von allen diesen Gesetzen loszählen, und könne dennoch durch seinen Hexameter dem Milton das wieder geben, was er in einer prosaischen Uebersetzung kann verlohren haben.

Ne.

Ende des zehnten Theils.

Briefe,
die
Neueste Litteratur
b e t r e f f e n d.

XI^{ter} Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.

~~Verzeichniß der Briefe~~
Inhalt der Briefe
des elften Theils.

Ende

Hundert und fünf und achtzigster Brief. Ueber noch einige kleine Gedichte von Herrn J. die nicht eben viel bedeuten wollen. Eine treffliche Stelle wider den scheinheilig-melancholischen Geschmack, wird aus Arinsides Pleasures of Imagination angeführt. S. 101.

Hundert und sechs und achtzigster Brief. Beurtheilung des zweiten Theils der Rabeschen Uebersetzung der Mischnah. S. 113

Hundert und sieben und achtzigster Brief. Ueber die in den lyrischen, elegischen und epischen Poesien befindliche abgeschmackte Abhandlung von dem natürlichen in der Dichtkunst. S. 129

Hundert und acht und achtzigster Brief. Ueber die in diesem Bande befindliche meist schlechte Gedichte. S. 148.

Hundert und neun und achtzigster Brief. Von dem ebendasselbst befindlichen epischen Roman, und von den höchstelenden Uebersetzungen aus dem Horaz und andern Alten. S. 159.

Hundert und neunzigster Brief. Einige Anmerkungen über den Codrus des Hr. v. Cronst. S. 167.

Hundert und ein und neunzigster Brief. Ueber ebendesselden Trauerspiel, Olin und Sophronia. S. 175.

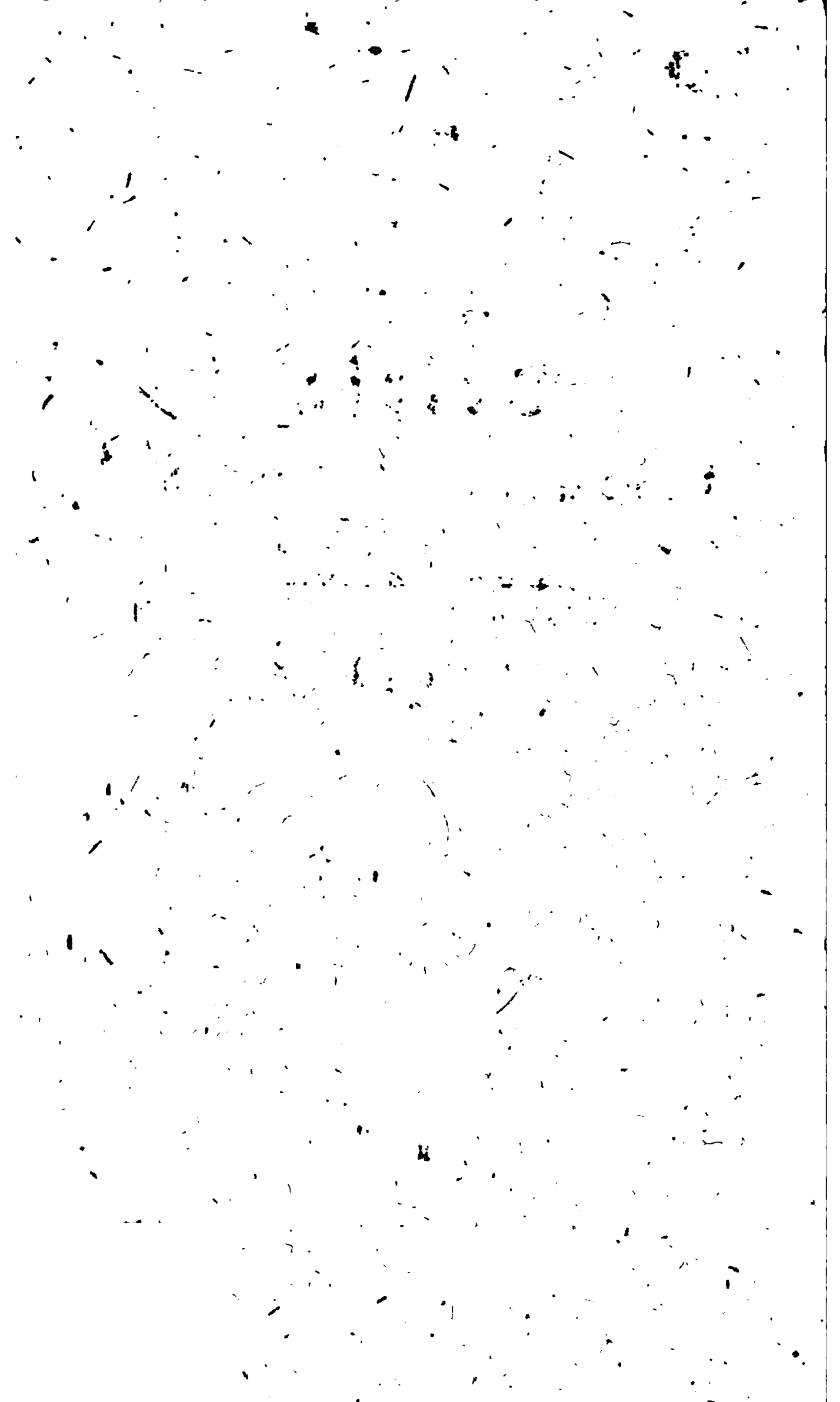
der
die
ich,
von
di.
173
3
2
B
D
E

Briefe,

Die neueste Litteratur betreffend.

Elfter Theil.

21



B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 30. Julii. 1761.

Hundert und acht und siebenzigster Brief.

Wenn ein gutes Genie die Sprache nicht recht in seiner Gewalt hat, um sich mit der Reinigkeit und mit der Wahl der Worte auszudrücken, die einem eifersüchtigen Ohre so unentbehrlich scheinen: so leiden wir beym Durchlesen seiner Schrift ohngefähr eben das, was wir in dem Umgange mit einem geistvollen Ausländer empfinden. Wir beklagen, daß eine grosse Anzahl schöner Gedanken aus Mangel der ihm nöthigen Stärken in der Landessprache für uns verloren gehe. Es ist zwar unstreitig, daß lichte Strahlen des Genies uns dennoch auch durch ein weniger bequemes Medium sichtbar werden, und daß hingegen das hellose Glas zur Schwäche des Lichtes, welches es durchfallen läßt, nichts hinzusetzen kann.

Fünftes Theil.

A 2

Aber

Aber warum spart man nicht im ersten Falle die
 geringen Kosten, die die Anschaffung eines reinen
 Glases erfordern würde? bey mitkommenden
 Buche wird Ihnen dieses gewiß beysallen.
 Ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht eben
 der Verfasser wäre, der, nachdem er dem Herrn
 und dem Diener mit dem Ernste eines redlichen
 Mannes ihre Pflichten vorgehalten hat, auch nun
 der Welt seine * Beherzigungen über die politi-
 schen Vorurtheile, über den gegenwärtigen gäh-
 renden Zustand in Deutschland; über das Schick-
 sal der politischen Freyheit mittheilet. Er hat sich
 zwar bey diesem letztern Werke nicht genannt, aber
 ich finde doch gewisse Originalzüge, die von den
 Nachahmern nur selten, ohne daß der Betrug
 entdeckt würde, können nachgemacht werden.
 Das bloße Wort Beherzigungen zeigt, ich ge-
 siehe es, den Inhalt dieser Schrift eben nicht an.
 Doch wenn ein deutscher Wiedermann etwas be-
 herzigt: es nicht nur in kalten Betrachtungen an-
 sieht; sondern es mit dem warmen Gefühle in der
 redlichen

* Beherzigungen. Frankfurt am Mayn, bey Knoch
 und Eslinger. 1761. 8.

~~_____~~ f

redlichen Brust überlegt: so kann man schon vermuthen, daß es Wahrheiten betreffe, die die Menschen und noch näher seine Landesleute angehen.

Einen vollständigen Plan werden Sie in diesen Beherrigungen nicht antreffen, weil sie, wie der B. sagt, nur den Anfang und zum Theil auch die Grundsätze eines grössern Werks vom politischen Aberglauben enthalten. Sie werden hingegen eine grosse Anzahl Wiederholungen finden, die man diesem B. gerne übersieht, weil er uns meistens durch einen neuen törnichten Gedanken darüber schadlos hält. Kurz, es ist der redliche Patriot, der sich einst mit Rabnern über die unbillige Austheilung der Aemter so sehr ereiferte, und in dessen Gesellschaft nur der Catze einschlafen wollte, um die Thoren desto leichter zu überraschen; und der redlich gekante gewiß nicht einschlaffen konnte. Schade, wie ich ihnen gleich im Anfang zu verstehen gegeben habe, daß der B. keinen Freund hat, der ihm seine französischen Wörter, *lamentable*, *miserable*, *Miseries* und hundert vergleichen austreibt, der ihm seine

Provincial Redensarten ändert; der ihm einen gewissen Ton, gewisse Spasse, worüber nur noch die Bürger freyer Reichsstädte lächen können, abgewöhnt: kurz, der seinen Ausdruck zu dem Adel erhebet, zu der Reinigkeit säubert, die dergleichen wichtige Materien verdienten. Die Fuge seiner Perioden ist eher in dem letztern Werke noch verschlimmert als verbessert. Er glaubt mit einem paare Hallischer Theologen, davon der eine leyder das Original, der andere aber nur die traurige Kopie ist, gedrängt zu schreiben, und ist nur weitschweifend undeutlich; er zwingt unsere Sprache in Wendungen, die den Gedanken den Vortheil, sich in einer leichtern Ordnung darzustellen, gänzlich benehmen; und ermüdet, wo er durch die Kürze gefallen sollte. Wenn unsere wenigen guten Schriftsteller ihrer Belesenheit in französischen Büchern etwas zu verdanken haben: so ist es gewiß dieses: daß sie ihre Gedanken mit Ordnung stellen, die Zweydeutigkeiten vermeiden, und den Geist lieber etwas langsamer durch die Nebenheiten durchführen als ihn in dem unordentlichen Haufen verwirren. Deutlich und nicht matt, gedrängt,

gedrängt und nicht unverständlich zu seyn; ist der große Vorzug guter Schriftsteller; man erhält aber das ärkere nur dadurch, daß man nicht alles sagt, was man sagen könnte; und das andere, daß man es mit wenigen Worten, keinesweges aber mit verwirrten Constructionen, sage. So unangenehm es auch ist, aus einem sonst guten Schriftsteller Fehler auszuzeichnen; so muß ich doch zum Beweis des dem B. gemachten Vorwurfs Ihnen wenigstens ein Beispiel seiner verwirrten Perioden geben; und dieses Beispiel ist nicht mühsam gesucht. Wenn allzuviel Stroh auf der Oberfläche schwimmt: so muß auch derjenige, der nach den Schönheiten sich tiefer untertaucht, jenes erst mit den Händen wegräumen.

Der B. sagt S. 570. „Zu vergleichen und
 „(wie in den Niederlanden) den Verlust ganzer
 „Provinzen nach sich gezogenen, allemahl aber
 „ein Volk dem Eigensinn, Ehrgeiß, Habsucht
 „und Passionen eines oft gleich dem Glücks-
 „schwamm aus der Erde hervorgeschossenen Par-
 „ticularen preißgebenden Extremitäten würde es
 „selten oder nie gekommen seyn, noch fernerhin
 „kommen,

kommen, wenn nicht gewaltthätige Missethäter
das Geheimniß gehunden hätten, ihre Gewalt
an den Namen des Herrn selbst so nahe zu knüpfen,
daß eine Beleidigung ihrer zugleich als eine
Verletzung der Majestät und Ehre des Herrn
selbst angesehen wird, und sie unter diesem respect-
tablen Schilde Sicherheit und Schutz über alle
Unthaten und Schlechtigkeiten ihres Lebens
finden.“ Sie werden mir nicht anmuthen,
mehrere dergleichen abzuschreiben. Ich ersparte
Ihnen und mir gerne in einem solchen Buche zu
lesen. „E. 249. Wie glücklich wären Regenten
und Unterthanen, wann die Ermahnung —
ein jeglicher suche nicht das seine, sondern das
des Nächsten ist, — nicht vielmehr in einem
allzu buchstäblich wahren, obgleich verkehrten
Sinne angewendet würde,“ oder E. 613.
in den meisten Staaten „waren es Landstände
oder andere Corpora so den Zügel des allzu will-
kürlichen Gewalts abgeben sollten, wo man
nehmlich das Pferd noch sattelt und nicht auf
tartarisch reitet.“ Oder endlich gar E. 540.
„Je despotischer der Herr ist, desto mehr wird die
bescheidene

„ bescheidene Stimme der Wahrheit von dem
 „ Sireuengefange der niederträchtigsten Schmei-
 „ cheley überwältigt. Ein Mann, dessen Tugend
 „ Alltäre, dessen patriotischer Muth Ehrensäulen,
 „ verdient hätte, ist unter dem Haufen jener Scla-
 „ ven ein Thor: es bedürfte nur einen Wink oder
 „ Zeichen des Wohlgefallens, so würde der gnädige
 „ Pöbel einen solchen ehrwürdigen Bürger auspeyen,
 „ einen Tritt in die Fenden geben, oder aus einem
 „ noch höhern Grade von Großmuth dem Herrn
 „ rathen, eine solche Canaille mit Hundem zum
 „ Hofe hinaus hehen zu lassen, wie mir dergleichen
 „ Rede von einem nichtswürdigen Lieblinge bekannt
 „ ist, den ohne die Gunst seines Herrn kein Prokos
 „ zum Steckentnecht tüchtig genug erachtet haben
 „ würde. Tartarische Prinzen essen als einen
 „ grossen Festerbissen den Roth des grossen Patha
 „ und sein Urin ist der kostbarste ihrer Liqueurs.
 „ Das thut das Ungeheuer der Schmeichler wohl
 „ nicht in natura, sie nähren sich aber von den mora-
 „ lischen Excrementen ihres Herrn und suchen mit
 „ ihrem stinkenden Dthem die Tugend eben so zu
 „ vertreiben, wie das unreine Kameel mit

„seinem Auswurfe das edle Pferd ver-
„scheucht.“

Der Mann sollte sich solcher Bilder nicht be-
dienen, der sagen konnte S. 140. „Das ist erst
„ein ganz freyer Geist, der mit gleicher Leichtig-
„keit von einem ins andre übergehen, der Ablern
„gleich auf der Erde sein Futter suchen und dann
„mit kühnem Schwünge sich wieder zur Sonne
„erheben kann.“ Der sagen konnte S. 247.
„Schade, daß wann sich auch in dem Reiche von
„dem wir den Namen führen, ein neuer Curtius
„fände, der sich aus Liebe für sein Vaterland
„in die brennende Klust stürzen wollte; die allzu-
„weit ausgebreitete Flamme mit einem Opfer
„nicht mehr gelöscht werden kann.“ Der sich
mit solcher Wichtigkeit über einen Pitt ausdrückt
S. 647. „Bey den Engelländern geschieht alles
„per factum: welch eine Seele muß einen Pitt
„bewohnen, welche Weisheit, Geduld und Ge-
„schmeidigkeit des Geistes ihn beleben, um (wenn
„man das Gleichniß gebrauchen darf) das Glas
„voll jährender Gäste so eben zu tragen, daß es nie
„überlaufe.“ Der, endlich oft eine so männliche
Bered-

Beredsamkeit gezeigt hat, die selbst ein Rousseau nicht für die Seinige verkennen würde. Die Stellen werden Ihnen selbst in die Augen fallen.

Der B. ist nicht nur ernsthaft; er läßt auch an manchen Orten eine Naive obgleich beifepde Satyre blicken. S. 331. „Der Patriotismus, „sagt er, kann unmöglich eine Rational-Zugend „seyn, wo nach der genauen Ausrechnung „des Herrn Helvetius der Bauer sich und seine „Kinder so defensive füttern muß, daß dem Politi- „ker zuletzt selbst ein Räthsel bleibt, wie der bloße „Lebensunterhalt des gemeinen Mannes bey den „unerschwinglichen Abgaben nur noch möglich „sey.“ Und an einem andern Orte thut er den Vorschlag, S. 550. daß „da wir doch gestem- „pelttes Papier, Calender und Leder haben, auch „noch gestempelte Gewissen eingeführt würden, und „jeder Unterthan gegen einen jährlichen Zinsspost „die Erlaubniß erhielt, frey seufzen zu dürfen. „In manchen Lande sollte es eine considerable „Kasse ausmachen.“

Wie es bey solchen Genies geht; die von der Kunst die nöthige Hülfe nicht empfangen oder wohl gar ausgeschlagen haben! sie rächt sich oft hart genug an ihnen. —

Die angenehme Erzählung einer kleinen Anekdote mißlingt unserm V. auch alsdann, wenn sie ein Franzose, dem er sie entlehnt, schon vorher erzählt hat. Die Beywörter, die er denen von ihm angeführten Schriftstellern so gewissenhaft beizulegen sucht, fallen fast ins lächerliche, und ein Gleichniß, das er anbringen will, schlägt ihm zuweilen unter den Händen um und zeigt etwas anders als es zeigen sollte. Z. E. S. 186.
 „Ein Staat, dessen Grundverfassung nach dem
 „unbesonnenen Rath des Herrn Marquis d'Urgenz
 „ohne einigen Zusammenhang mit der Religion
 „bestehen sollte, wäre ein Pallast, der über demjeni-
 „gen zu erst zusammenstürzen würde, welcher mit
 „der wüthenden Kraft jenes verweiselten Ein-
 „soms dessen Pfeiler umfaßt und zerbricht.“ Was
 nun? Wenn der Staat schon auf die Stützen der
 Religion gebauet ist, und ein Rasender träte mit
 der erfordernten Stärke hinzu, um diese Stützen
 aus-

auszureißen: so würde sich dieses Gleichniß vor-
 trefflich passen. Aber wenn jemand eine Staats-
 verfassung ohne allen Zusammenhang mit der Re-
 ligion errichtete: so wäre ja die Religion kein
 Pfeiler derselben und dieser neue Gesetzgeber würde
 ja nicht so thöricht seyn die angebrachte Stützen
 selbst zu umfassen und umzureißen. Ich sage
 nicht, daß diese Staatsverfassung gut seyn würde:
 ich zeige nur die Unrichtigkeit des Gleichnisses oder
 eigentlicher des ganzen Gedankens. Mir dünkt,
 die Beurtheilung, wenn sie den Bildern der Ein-
 bildungskraft zur Seite zu gehen gewohnt ist,
 gebe dem Schriftsteller schon bey der Ausarbeitung
 ein dunkel empfundenenes Merkmal, ob seine
 Bilder zu treffen oder nicht.

Hundert und neun und siebenzigster Brief.

Aus dem vorhergehenden Briefe sollten Sie mit sehen, wie unser B schreibt: ich hoffe, daß Sie nun begierig sind, auch näher zu sehen wie er denkt. Nicht immer übereinstimmend mit mir; muß ich Ihnen im voraus sagen. — Das könnte ein Lobspruch für ihn seyn. Lesen Sie und fällen Sie nachher ihr Urtheil.

Der B. ist auf die Erfindung der sogenannten politischen Tugenden in der Absonderung von den Christlichen sehr übel zu sprechen. „Man würde doch allemahl besser gethan haben“ sagt er unter andern, S. 220. „mit Hinweglassung des Prädikats der Tugend (merken Sie, daß Tugend das Prädikat ist) sie schlechthin politische Triebfedern zu nennen; denn nimmermehr kann man die Tracht, unter welcher dieses neue moralische Geschöpf seinen Austritt in der großen Welt genommen hat, für das Gewand der Tugend erkennen.“ Was für eine Verwirrung von Begriffen in diesen wenigen Zeilen! Nehmen Sie

Sie auch Montesquiens Erklärung von der politischen Tugend an: beschreiben Sie dieselbe als die Liebe der Gesetze und des Vaterlandes: so wird doch derjenige, der diese Liebe besitzt, in Rücksicht auf die Gesellschaft mit Recht den Namen eines Tugendhaften verdienen.

Dünkt es Ihnen nicht, daß die meisten sich vor dieser politischen Tugend als vor einer sehr gefährlichen Sache scheuen und ihr nicht gerne die moralische und christliche wollen unter die Augen treten lassen? Warum? weil wenige das Herz haben, eine gewisse Art von Begriffen selbst zu untersuchen, und ihre Richtigkeit zu prüfen.

Wenn ich mir einen Menschen vorstelle, der für sich alleine lebt, ohne doch auf vieren zu gehen: so würde ich so schliessen; dieser Mensch muß Absichten haben; und zur Erlangung dieser Absichten Handlungen vornehmen. Wenn er zum erstenmale das Verhältniß seiner Handlungen gegen seine Absicht untersuchte; so würde er sich bey erreichtem Endzwecke gefallen, und sich klug nennen; wäre diese Absicht unveränderlich und er unternähme lauter Handlungen, deren Verhält-

nif

nist zu ihr richtig wäre: so würde er sich gewiß auch für tugendhaft halten. Der Mensch hat keine beständige unveränderliche Absicht, als diese, die ihm die Natur gegeben hat: sich zufrieden zu stellen. Die Fertigkeit, das richtige Verhältniß seiner Handlung gegen diese Absicht zu bestimmen: würde er also seine Tugend für sich nennen, und darin, ehe er noch weiter denkt, gewiß nichts Mächtigtes finden.

Der Beschluß folgt künftig.

~~Der Beschluß folgt künftig.~~

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 6. August. 1761.

Beschluß des hundert und neun und siebenzigsten Briefes.

Lassen Sie einmahl diesen Menschen mit einem andern zusammen treten: so verändert sich seine Haupt Absicht. Die beyden Leute, welche einen Vertrag der wechselseitigen Hülfsleistung unter einander aufrichten, betrachten jeder seine besondere Absicht, sein eigenes Wohl, und sehen, ob sie es vereinigt besser befördern, das heist, eine größere Summe desselben herausbringen können, als wenn sie getrennet blieben. Vereinigt z. E. bringen sie eine Summe von 100' heraus, die jeder ganz genießt, wenn der eine einzeln die Summe seines Wohls nicht höher als auf 60 und der andere auf 70 bringen konnte. Bey der Zusammensetzung werden nicht alle Grössen positiv; einige

Zilfter Theil. B werden

werden gewis negativ seyn. Das grössre Wohl aber wird doch nun die Haupt-Absicht; das Verhältniß der Handlungen dagegen wird bestimmt; und die Fertigkeit dieser Bestimmung durch die positive sowohl als negative Grössen genau zu beobachten, macht nun die Tugend dieser beiden Leute aus. Eine Handlung folglich die nur die einzelne Absicht zum Nachtheil der gemeinschaftlichen beförderte, würde lasterhaft seyn. Führen sie es auf zusammengesetztere Gesellschaften: so werden sie in den Hauptbegriffen keinen Unterschied finden. Dieses einzige kommt hinzu. Weil in grössern Gesellschaften es sehr bald Leute geben muß, und sollten es auch nur die darin erzeugte Kinder seyn, die dem natürlichen Triebe bloß folgend, das Verhältniß der Handlungen zur gemeinschaftlichen Absicht nicht übersehen können: so muß man ihnen die vorzunehmenden Handlungen unter allgemeinen Sätzen nennen, die man bald bejahend bald verneinend ausdrückt, weil dadurch eine grosse Menge von entgegen gesetzten Handlungen zu gleicher Zeit bestimmt wird. Diese Sätze heissen Regeln oder Gesetze, und man hat

hat daher die Tugend als die Fertigkeit seine Handlungen mit den Gesetzen übereinstimmig zu machen erklärt. Sie sehen wohl, was ich hier noch sagen könnte, wie viel Streit ich vielleicht hier vergleichen könnte. Ich gehe weiter.

In Gesellschaften fangen die Menschen erst recht an zu denken. Man mußte also ziemlich bald aus Beobachtung einiger physischen Gesetze schließen, daß alles in der Welt auf eine vortrefliche Ordnung abzielte, und daß auch der Mensch schuldig wäre, diese Ordnung zu befördern. Aus der Ordnung leuchtete die Vollkommenheit des Schöpfers hervor; mit andern Worten also: daß der Mensch schuldig wäre, die Ehre des Schöpfers zu befördern. Die Bestimmung des Verhältnisses der Handlungen zur Ordnung, oder Vollkommenheit des Ganzen, macht folglich die Welttugend aus; welches der höchste Grad der Tugend ist, den ein Geschöpfe erlangen kann. Und wenn ich mir bey dieser Tugend alle Schöpfung denke, die aus einer solchen Ordnung entspringet; so wird es die liebenswürdige Tugend, über

Die Shaftesbury in schwärmerische Entzückungen geräth.

Beym Ueberdenken der Stelle, die der Mensch in der Reih der Dinge einnimmt, und des Beitrags, denn er, der Absicht des Schöpfers gemäß, zu ihrer Ordnung geben solle, müssen sich unstreitig nähere Bestimmungen seiner Handlungen dazu entdecken lassen, ich mag ihn nun in Absicht auf das ganze Weltgebäude, das heißt, auf die Ehre Gottes, oder in Absicht auf die Gesellschaften, oder auch gar in Absicht auf sich selbst betrachten; obgleich die letztere Betrachtung immer in Beziehung auf andere geschehen muß. Nennet man diese Bestimmungen, so bald sie deutlich ausgedrückt sind, moralische Gesetze; so entstehet daraus die moralische Tugend; die höhere Tugend des Philosophen, die er zur Bestärkung seiner besondern Societätstugend beständig gebrauchen wird. Ein weiser Gesetzgeber wird die Societätstugend immer auf diese moralische Tugend gründen; wenn er gleich nicht immer darauf Acht giebt, ob jedes einzelne Glied der Gesellschaft seine Societätstugend darauf

darauf gründe. Entstände der Fall, daß die So-
 cietätstugend der moralischen Tugend widerspräche;
 so — so weis ich kein vortreflicheres Beyspiel, als
 das Beyspiel des Sokrates vorzuschlagen, der
 sich in diesem Falle befunden und den Werth be-
 stimmt hat, den jede in den Augen eines guten
 Mannes haben muß. Dieser grosse Mann,
 überzeugt, daß er von einem Gott auf den Posten
 gestellt sey, auf dem er jetzt die Gefahr des Todes
 liefe, nemlich zu philosophiren, und die geheimen
 Gedanken seiner Mitbürger aus ihnen heraus zu
 forschen, konnte dreiste antworten, daß er gegen
 das Verboth der Obrigkeit in diesem Stücke han-
 deln würde. „Sokrates, sprechen seine Rich-
 „ter, wir werden jetzt dem Anytus nicht gehor-
 „chen; wir lassen dich los, doch auf die Bedin-
 „gung, daß du nicht mehr philosophiren, nicht
 „mehr deine Untersuchungen fortsetzen sollest:
 „wenn du aber über dieser Beschäftigung ergriffen
 „wirst; so mußt du sterben. Wenn ihr mich auf
 „diese Bedingungen loslassen wolltet, antwortete
 „Socrates; so möchte ich zu euch sprechen: ich
 „wünsche euch alles Glück, ihr Athenienser, und

„liebe euch in der That; ich werde aber dem
 „Gott mehr als euch gehorchen: und so lange
 „ich Athem schöpfe und Kräfte habe, werde ich
 „niemals aufhören zu philosophiren, und jedem
 „von euch, dem ich etwa beegne, den Weg zu
 „zeigen und ihn zu ermahnen, u. f. w.“
 Sokrates konnte hier die Ehre des Gottes,
 dessen bestellter Diener er zu seyn glaubte,
 dem Befehle der Obrigkeit vorsehen; das heißt,
 seine moralische Tugend der vermeynten Societät-
 tugend vorsehen, weil seine Societät dadurch an
 ihrem wahren Wohl nichts verlor. So bald
 ihm aber Eriton rath, das Gefängnis zu verlass
 sen, und sich dadurch gegen die Gesetze auf
 zulehnen: mit wie vielem Eifer vertritt alsdann
 nicht der gute Mann die Sache der Gesetze?
 Sein besonderes Wohl hätte müssen durch einen
 Bruch der Gesetze, das heißt, durch einen dem
 ganzen Staate zugefügten Schaden erhalten
 werden: und er hatte sich gegen die Gesetze ver
 pflichtet, seinen Wohlstand dem andern aufzu
 opfern. Sie denken die vortrefliche Stelle im
 Eriton. Ich zeige hier nur, daß in diesem Falle
 die

die Societätstugend, oder die politische Tugend die grössere wäre, und seyn mußte.

Noch zwei Anmerkungen und ich schliesse. Sobald der Staatsmann eine gewisse Anzahl von Bürgern vereinigt sieht, die sich anheischig gemacht haben, die Staatsverfassung blühend zu erhalten: so muß er nothwendig auf die politische Tugend oder auf die Societätstugend - am meisten dringen.

Er läßt es jedem frey, so viel moralische Tugenden auszuüben, als das gemeine Wohl nicht stören; und dieses wird durch sie nicht gestört, wenn ein weiser Gesetzgeber gewesen ist. Weil aber in einer Gesellschaft eine Menge blödsichtiger sich finden, die durch Verföhrrer oder Sektensister angetrieben, sich berechtigen könnten, Ausnahmen gegen die Societätstugend unter dem Vorwande besondrer Pflichten zu machen; so sagt er zu dem grossen Haufen: seyd politisch tugendhaft, und lebt sonst, wie ihr wollt. Bei

nimmt er dadurch dem Weisen die Erlaubniß, seine moralische Tugenden damit zu verbinden?

Meine zweite Anmerkung geht auf die christliche Tugend. Unsere Religion verspricht uns, wie Sie wissen, neue Motiven zu guten Handlungen, neue Verheißungen wegen derselben; und neue Stärke zu ihrer Vollbringung. Die Welttugend, die Societättugend, werden schon durch die moralische Tugend unterstützt; oder eigentlicher, jene werden es durch die letztere vollständig, wenn ich meine Absicht nur auf den Menschen, der sie ausübt, richtet, lassen sie bey ihm noch die Christliche, aber die wahre unverfälschte christliche Tugend hinzukommen: welche Harmonie, welche Stärke in der Tugend! was für ein vortreflicher Bürger! aber wohl bemerkt, nur in dieser Verbindung der Tugenden, und nicht, der Christ dem Bürger, dem Menschen, entgegen gestellt. Da aber der Politiker nur auf den Körper der Handlungen sieht, und nur den Geist hineinzubringen sucht, der zum richtigen Mechanismus derselben hinlänglich ist: muß man nicht ein Schwärmer

Schwärmer seyn um von ihm zu fordern, daß er auch, wenn ich so sagen darf, Morgen- und Abendseegen vorschreiben solle? Es fließen noch sehr viele Folgen aus diesen Sätzen; allein, ich will ihre Gedult nicht mißbrauchen.

Hundert und achtzigster Brief.

Deutliche Begriffe sind eben nicht der grosse Vorzug des B. der Beherzigungen. Er giebt Beschreibungen, wo er erklären sollte, und ehe man sich versteht, gerathen seine Beschreibungen so, daß der Unterschied zwischen zweyen Begriffen, den er festsetzen wollte, verschwindet. Er glaubt eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, daß er die Liebe für das Vaterland vom Patriotismus unterscheidet; den Patriotismus erst weitläufig lobt, und dann etwas hinsetzt, woraus niemand Flug werden kann. S. 243.

„In currentem Sinn,“ sagt er, ist ein Patriot „derjenige, so es gut mit sich selbst und seinem Herrn meynt, es mag seinen Nachbarn, und dem ganzen übrigen Reiche ergehn, wie es will.“ Ferner, „ein Patriot nach der Mode ist derjenige Deutsche, welcher bey der Parthie, wozu er nach der Geburt und Pflichten gehört, oder zu der er sich aus Eigennutz und Neigung bekennt, blindlings hält, alles was von ihr herrührt und zu ihr hinzieht, billigt und vertheilt,“

„digt, hingegen alles, was zur Gegenpartie
 „und deren System gehört, mit Eifer haßt und
 „verfolgt.“ Und das alles sind noch nicht die
 wahre Patrioten. Freylich ist dieses Gemählde
 so, daß man nicht sagen kann: die ist der wahre
 Patriot: aber wer heißt auch den B. ganz ver-
 schiedene Züge zu vermengen? Er scheint das
 Kunststück derer Herren zu besitzen, die, wenn
 an ihren Schriften etwas getadelt wird, sich hin-
 ter die Religion verstecken; und sie so damit ver-
 knüpfen, daß bey dem Blödsinnigen ein Angriff
 auf sie, allemal ein Angriff auf die Religion
 wird. Was für einen Mann will denn der Herr
 von M. haben? Den Weltbürger? Dieser
 wird unstreitig allen Menschen guts wünschen
 und so viel an ihm liegt, ihr Wohl befördern.
 Den deutschen Bürger? Er muß erst ein deut-
 sches Interesse feststellen, an dem alle Unter-
 thanen der verschiedenen Prinzen in Deutschland
 nach gemeinschaftlichen Gesetzen, und Verbind-
 lichkeiten, Antheil nehmen können. Sobald
 es aber Preussische und Oesterreichische Un-
 terthanen giebt: sobald deren Regenten verschie-
 dene

dene Interessen haben: so ist es nicht mehr die Pflicht weder des Preussischen noch des Oesterreichischen Unterthanen, zu untersuchen was eigentlich das deutsche Reich von ihm fordere; sondern was er seinem Vaterlande, das heißt, dem Lande, dessen Gesetze ihn beschützen und glücklich machen, schuldig sey: und wenn er diese Schuldigkeit auch in den schwersten Fällen beobachtet; so ist er der Preussische oder der Oesterreichische Patriot. Wenn man will, so können die deutschen Reichsstände einen besondern Patriotismus haben, der eigentlich auf die Verfassung des deutschen Reichs abzielt; aber dieser Patriotismus kann gewis nicht auf die Unterthanen der kriegenden Partheyen, ohne die größte Ungereimtheit, gezogen werden.

Eine ähnliche Verwirrung herrscht in denen Stellen, wo der Verf. die Irreligion des Prinzen verflucht. Er kann gewis kein stärkeres Bild davon geben, als Montesquieu gegeben hat, der mit der ihm eigenen Kürze sagt: „Un Prince, qui n'a point
„du

„dä tout de religion est cet animal terrible,
 „qui ne sent sa liberté, que lorsqu'il déchire
 „& qu'il devore.“ Aber Montesquieu be-
 schreibt auch den Prinzen, der ganz und gar
 keine Religion hat, den Prinzen, der da
 glaubt, daß er blos seine Begierde sättigen dürfe,
 ohne die geringste Verbindlichkeit gegen jemand,
 außer sich, zu haben. Wenn aber unser Ver-
 fasser von einem irreligiösen Prinzen redet; so
 weiß ich nicht, ob er einen Prinzen meynt, der
 ohne die Lehrsätze und Tröstgründe der christlichen
 Religion anzunehmen, über sein Volk und wohl
 gar über Christen regiert; oder einen Prinzen,
 der ohne ein Wort wider die christliche Glau-
 benslehren gedacht, gesagt oder geschrieben zu
 haben, doch in aller Stille als ein Tyrann
 regieret. Ich wünschte wohl, daß sich diese
 Herren, die immer Religion und Tugend
 unter sich, und Irreligion gegen ihre Tadel,
 im Munde führen, erklärten, ob die Antonine
 und Trajane ihre Völker glücklich oder un-
 glücklich gemacht haben? Oder soll der Satz,
 der so fruchtbar an Verfolgungen, unter einem
 schwachen

schwachen Prinzen werden könnte: „daß ohne christliche Religion, und — und sobald es die Gelegenheit erlauben wird — ohne die Dithorie dieser oder jeder Kirche, niemand ein ehrlicher Mann seyn könne; auch dahin gelten, daß ohne christliche Religion kein guter Regent seyn könne? — Schade, daß die Geschichte das Gegentheil beweist! Noch mehr: diese Herren werden bald daraus folgern: daß, wer Tugend und Religion immer im Munde führet, ein ehrlicher Mann seyn müsse.

Man wird dem Verfasser niemals läugnen, daß ein Prinz, der nach dem Geiste des Christenthums denkt und handelt, eine Wohlthat für seine Unterthanen sey; daß gewisse Grundsätze des Herrn sehr leicht und auch sehr stark ihren Einfluß auf die Diener äussern: aber es ist falsch, daß dieser Einfluß so ausgebreitet sey; es ist falsch, daß ein Prinz, der J. E. auf ein anderes Leben sich keine Hoffnung macht, deswegen alle Lasterthaten für erlaubt halte? Kurz, es ist falsch, daß der, dessen Herz durch eine göttliche Gnade

in

in der Tugend nicht gestärkt ist, deswegen seinen Nächsten, so oft er kann, übervorthellen werde. Es kann geschehen, und es kann leicht geschehen, daß er von einer Leidenschaft zu einem Unrecht hingerissen, oder durch die Unwissenheit zu einer Beleidigung seines Nebenmenschen verführt wird. Aber ist denn vom Christen alle Unwissenheit entfernt und alle Schwachheit verbannet? Wenn aber der Staatsmann zwischen zweyen Prinzen wählen sollte, unter denen der eine, andächtig und schwach, der Geistlichkeit seines Landes, einen grossen Theil an der Regierung vergönnete; der andere, ein Feind aller geoffenbarten Religionen, mit Enthaltbarkeit, Einsicht und Eifer für das gemeine Beste selbst regierte — ist es wohl schwer zu rathen, welchen er wählen würde; ich sage der Staatsmann, der bloß auf das gegenwärtige Wohl der Gesellschaft sieht?

Ich ermüde Sie vielleicht durch die Wiederholung ihrer eigenen Gedanken: aber ist sie nicht nothwendig, wenn unter unsern meisten

meisten Schriftstellern eine Art von Heuchelei
eingerissen ist, nach der man beynähe sagen sollte,
daß sie die Wahrheiten der Vernunft lästern,
um den geoffenbahrten zu schmeicheln, die es
doch so wenig nöthig haben?

Der Beschluß folgt künftig.

Stille,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 13. August 1761.

**Abschluß des hundert und achtzigsten
Briefes.**

Nachdem Papst Rom von den Beherzigungen
get. unsere französische Erziehungsart
der Kinder wird bekräftigt, und, wie Sie sich
denken können, verworfen. Ich gerathe in die
Versuchung, anstatt Ihnen meine Gedanken
darüber zu sagen, die wahre Antwort des Sir
Roger de Coverley aus dem Zuschauer zu geben:
much could he said on both sides.

Der Verfasser hat eine vorzügliche Liebe für
Wännearbeit, die er an verschiedenen Stellen
seines Buches mit Nachdruck zu erkennen giebt.
Dieser Liebe zu Gefallen macht er einen Unter-
schied zwischen Despote und Tyrannen als ob
es bey der Bestimmung der Güte, einer Regie-
rungsform auf den guten oder schlimmen Karak-
ter des Theils. E

ter der Regierenden, und nicht eigentlich auf die
ihre Natur und die Triebfedern der Regierung
aufame; dieser Liebe zu Gefallen ruft er S. 563.
ganz entsetzt aus: „Ja, ich konnte mich des star-
ken Trieb's einer noch unempfindenen Freude nicht
erwehren, als ich in den Briefen des Herrn von
Holberg lese, daß in der ganzen Dänischen
Sprache das Wort Tyrann nicht befindlich
seye, sondern wenn man dieses Wort sich aus
Noth bedienen müsse, solches mit: Bluthund,
ausgedrückt werde,“ gleichsam als ob das
Wort Tyrann deutschen oder französischen Ur-
sprunges wäre, oder seiner ersten Bedeutung nach
einen Bluthund anzeigte; Wenn wir den Be-
griff des Wortes Tyrann nach und nach geän-
dert und das Wort in unsre Sprache einge-
führt haben: sind die Dänen deswegen glücklicher,
die jenes entbehrend, das Wort Bluthund, das
so milde und gelinde ist hervorgesucht haben?

Z.

Rach:

Nachschrift.

Ich muß Ihnen noch ein Urtheil über den Herrn und Diener mittheilen, das vielleicht von dem Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten herrührt. Es ist auf einem einzelnen Bogen, der den Titel führt: vermischte Anmerkungen über die Fortführung in der französischen Sprache, sehr zufälliger Weise eingerückt worden. In seiner Art ist es vortreflich, wenn auch der Herr von M. in einigen Stücken dagegen könnte vertheidigt werden. „Diese Rhapsodie,“ sagt der Unbekannte, „ist zum Theil aus französischer Seyde gesponnen, daher man so gewissenhaft gewesen, Frankreich mit Bucher für den Gebrauch seiner Materialien Erstattung zu thun. Ein abermaliger Beweis deutscher Ehrlichkeit, die aber dem Wachsthum der Klugheit oft Eintrag thut. Der eine von den Uebersetzern hat zu eifertig den Diener durch Serviteur gegeben; sonst würde ihm valet de chambre eingefallen seyn. Da die glänzende Haut des Originals viel Aufsehens gemacht,

„macht, so soll eine summarische Zergliederung
 „des innern Baues hier eingezeichnet werden. —
 „Der Autor scheint ein Fremdling im Kabinett,
 „doch desto bekannter im Audienzsaale und der
 „Kanzellen zu seyn. — Die wahre Staatskunst;
 „zu thätig und zu schlau, sich mit plus desiderium
 „aufzuhalten, muß auch nicht mit Sittenpredi-
 „chen, Wirthschaftsvorlesungen und Ceremo-
 „nialgesetzen, verwechselt werden. — Seine
 „Bücher und Weltkenntniß ist unzuverlässig
 „Fundusque mendax — auf den sich deuten
 „lasse, was Horaz vom Umgange mit Ma-
 „tronen meynet:

— — — — — unde laboris

Plus haurire mali est, quam ex re decerpere fructus.
 „Ein Magazin des schönen Geschmacks kann die
 „Urkunden der Gelehrsamkeit nicht vertreten.
 „Das unflätige Auge eines Neugierigen, ohne
 „den starren Blick eines prüfenden Be-
 „obachters (zumahl auf Reisen und noch mehr
 „an Höfen) ermüdet ohne zu sättigen, giebt
 „mehr Zerstreuung als Unterricht, gewohnt war
 „zum Bewundern aber nicht zum Urtheilen
 „, daß

„das im Tadeln richtiger und feiner seyn muß
 „als im Loben. — Die Unverdaulichkeit der
 „Sachen macht die Schreibart ungesund, die
 „mehr nach Galle und Eßig, als nach Salz und
 „Gewürze schmeckt, mit Frost und Hitze abwech-
 „selt. Ein Pädagog grosser Herren und ihrer
 „Diener wird diese licentiam poeticam eines
 „Scholiasten mit derjenigen Mäßigung aufzuneh-
 „men wissen, die zu dem hohen Alter und den
 „Früchten desselben rathsam ist, wovon die Vor-
 „rede weissagt. Des Herrn von Mosers Ge-
 „müth ist übrigens zu edel, als daß er die Küsse
 „eines Wäschers, denen es recht gutmeynenden
 „Schlägen eines Liebhabers, vorziehen sollte.“

Ich habe zu dieser Beurtheilung nichts hinzu
 zu setzen, als dieses, was ich schon im Anfange
 angedeutet habe, daß nemlich der Herr von M.
 bloß Willens gewesen, unsre kleinern deutschen
 Fürsten und ihre ersten Rätthe unter dem Titel
 von Staatsministern oder Dienern zu schildern.
 An diesen kleinen Höfen läßt sich sehr ofte, das
 Kabinet auf die Kanzelley reduciren; unterdessen
 bleibt

bleibt die Bemerkung des Kunstrichters von dem Unterschiede der Kabinets- und Kamplexkenntniß doch sehr richtig, und der Einfluß einer sauer gewordenen Denkungsart auf den Styl ist mit eben der Genauigkeit entdeckt worden.

2.

Hundert und ein und achtzigster Brief.

Sie lesen die philosophisch-politischen Schriften der Herrn Schweiger mit Vergnügen? Sie lieben den patriotischen Ton, der in ihren Aufsätzen herrscht, und allen ihren Gedanken und Wendungen, Feuer, Kühnheit und Nachdruck giebt? Nun, so wird Ihnen die beykommende Schrift desto angenehmer seyn, da sie dieselben Vorzüge hat, und in unserm Vaterlande entstanden ist. Sie handelt vom Tode für das Vaterland, * eine Materie, die Sie näher angehet, und gewiß die Feder eines Patrioten, der aber auch zugleich ein Weltweiser ist, verdienet. Das Titelblatt ist mit einer sanbern Bignette von der Erfindung und Arbeit unseres Herrn Meils geziert, auf welchem die Erschlagenen bey Thermopylä zu sehen sind, nebst einer anticken Urne, mit dem berühmten griechischen Epigramm des Simonides, das im Deutschen ungefähr folgendergestalt lauten würde: O Wanders-

C 4

mann,

* Berlin, bey Friderich Nicolai. 1761.

43
mann, mache den Lacedemoniern, daß wir hier liegen, unsere Landesgesetze befolgend.

Diese Brochüre hat mich in verschiedenen Betrachtungen ungemein vergnügt. Der richtige Inhalt, die so schöne als gründliche Ausführung, die öftere Erwähnung unseres Kleisto, und die bei dieser Gelegenheit so natürliche Reflexion auf Sie, alles dieses that eine so angenehme Wirkung auf mich, daß ich das Werkchen mehr als einmal lesen mußte. „Der Inhalt? Fragen sie spöttisch, „Können diesen auch müßige Weltweisen vor ihrem Schreibpulte beherzigen?“ — Sie haben Recht. Ihnen ein solches Werk anpreisen, heißt mit jenem Schwächer dem Hannibal eine lange Rede von der Kriegeskunst halten. Allein es muß Ihnen doch angenehm seyn, zu hören, was sich ein Weltweiser auf seiner Studierstube vom Tode fürs Vaterland für Begriffe macht. In Sparta würde man zu einem solchen Schriftsteller gesagt haben; Preise nicht den Tod fürs Vaterland; stirb ihn; allein unser Vaterland ruft Gottlob!

Ich! noch nicht jedweden Arm zu seiner Vertheidigung herbeizuziehen, und auch nicht jeder Arm ist geschikt, dasselbe zu vertheidigen. Es sey immer den unfriedlichen Weltweisen vergönnt, die große Pflicht in der Einbildungskraft zu feyern, die sie nicht im Stande sind auszuüben; das zu denken, was sie und ihre tapfern Mitbrüder, unter der Aufsicht Ihres großen Anführers zu thun bereit sind.

„Meine Schrift,“ sagt der Verfasser in dem Vorbericht, „kann nur alsdann ganz überflüssig seyn, wenn alle Unterthanen des Königs schon bereit und willig sind, ihr Leben für ihn und für den Staat, wenn er es fordert, aufzuopfern. O! wenn ich doch eine vergebene Arbeit unternommen hätte!“

In dem ersten Hauptstücke betrachtet der Verf. die Liebe für das Vaterland in Monarchien. Man glaubt insgemein in einer Monarchie lände kein Vaterland statt. Dieser Irrthum wird hier bestritten. Eine von den Hauptursachen, die dieses Vorurtheil veranlaßt haben, ist unstreitig die in Monarchien eingeführte Eintheilung der

Stände, dadurch die Bemühungen zum allge-
 meinen Besten zu sehr getrennt worden sind.
 „Jeder dieser Stände fing bald an zu glauben;
 „daß er nur auf eine einzige Art das Seinige
 „dazu beytragen dürfe. Allein, wenn ein allge-
 „meines Beste statt findet (und dieses findet sich
 „bey allen Gesellschaften) so muß es auch nur
 „eine einzige politische Tugend geben. Aus
 „diesem Gesichtspunkte betrachtet, verschwindet der
 „Unterschied zwischen Bauer, Bürger, Soldat
 „und Edelmann. Alles vereinigt sich, und stel-
 „let sich unter dem vormals so herrlichen Namen
 „eines Bürgers dar. Dann ist jeder Bürger ein
 „Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder
 „Edelmann Soldat und Bürger, wie man
 „will. — Die Monarchie läßt zuweilen die
 „Bande nach, mit denen sie jeden besondern
 „Stand an sich ziehet. Die Stände scheinen
 „alsdann wie getrennt. Ein besonderer Zufall
 „eränget sich. Sie ziehet die Bande stärker an
 „sich, und aller Unterschied verschwindet.“ Diese
 Betrachtung zeigt uns den Krieg in Monarchien
 von einem ganz neuen Gesichtspunkte. Das Ne-
 bel,

Bel, das er mit sich führet, ist mit dem wichtigen Vortheil verknüpft, daß die Entfernung der verschiedenen Stände vermindert, und die Bürger einer republicanischen Gleichheit näher gebracht werden. In einer kriegsführenden Monarchie ist alles Bürger; das Verdienst und nicht die Geburt bestimmt die Stände; der Staat gleicht einer Republick, die den König zum Dictator gewählt hat.

„Man senkt, sagt der Verf. anderswo, wenn
 „das Vaterland dem Sohn, den wir ihm, und
 „nicht uns allein erzeugt haben, schon in der
 „Wiege seine Verbindlichkeiten ankündigt. Wie?
 „Könnte denn das Vaterland nicht jeden zu sei-
 „ner Vertheidigung herbeyrufen, wenn es gleich
 „nicht jeden herbeyruft? Wenn es aber diese
 „Rechte über uns gleich bey unsrer Geburt
 „erhält; kann man die Regierung wohl tyrannisch
 „nennen, die uns diese Rechte ankündigen läßt.
 „Würden wohl diese Rechte aufhören, wenn
 „die Regierung uns dieselbe verschwiege? —
 „O Sparta, die du mit trockenem Auge, nur
 „mit der Nührung, welche Tugend beym Anblick
 „der

„der Tugend empfindet, deine Bürger in ihren
 „Grabmälern bey Thermopyla gehen sahest,
 „in den Grabmälern die sie sich mit ihren eigenen
 „Schwertstern überreiteten, auf welchen Haufen
 „erschlagener Vesen als Grabsteine aufgethürmt
 „standen, und der Tod fürs Vaterland die
 „prächtigste Aufschrift war. O Sparta, würdest
 „du nicht einen Bürger aus deinen Mauern
 „verbannt haben, der sich geweigert, nicht ge-
 „weigert, nur einen Augenblick bedacht hätte, den
 „für das Vaterland gehobruen Sohn der glän-
 „zenden Rolle seiner Streiter einzuerleiben?“

In dem zweyten Hauptstücke begegnet der
 Verf. dem so leichtem als gewöhnlichen Einwurfe,
 daß es lächerlich sey, sich für den Vortheil ande-
 rer aufzuopfern. Die Gründe deren er sich bedie-
 net, können Ihnen nicht unbekannt seyn. Fol-
 gende Anmerkung, die der V. in einer Note an-
 föhret, wird Ihnen gefallen. „So oft gewisse
 „Dinge, die uns gerührt, und unsere Seele
 „bald mit Schauer, bald mit einer weichmüthi-
 „gen Empfindlichkeit erfüllt haben, lächerlich
 „gemacht werden; so oft wird wenigstens ein
 Mord

„Nod an unfren Bergnügungen ausgeübt. —
 „Woyssoll, E. der Zeit, Heldengedichte zu par-
 „diren? Wegen einiger lustigen Einfälle verlieren
 „wir das Vergnügen zu bewundern. Das Posi-
 „tive erstickt alle krasseste Leidenschaft.“
 Er führet Exempel aus dem Lustspiele les Plaideurs
 und aus dem Thomas Jones an; und setzt
 folgendes hinzu: „Ein solcher Verfasser giebt
 „uns einige süße Sachen zu kosten, die in dem
 „Augenblicke, wenn wir sie genießen, angenehm
 „sind, aber allen Geschmack an dem herrlichen
 „Wein, der uns vorgesetzt wird, verderben.“

Im dritten Hauptstücke wird gezeigt, daß
 die Liebe für das Vaterland den Unterthanen
 eines Staats eine große und neue Denkmungs-
 art mittheile. Diese wichtige Betrachtung hätte
 vorläufiger ausgeführt zu werden verdient.
 Woher kommt es, daß die alte Geschichte noch
 immer interessanter ist, als die neuere, obgleich
 diese unsere Zeiten höher abgehnet? Eine der
 wichtigsten Ursachen ist wohl, daß bey den Grie-
 chen und Römern die ganze Nation eine große
 Denkmungsart hatte. Die Liebe zum Vaterlande
 war

war die Seele ihrer Welthandel, das Feldgeschrey ihrer blutigen Kriege und die Nerve aller ihrer Unterhandlungen; der Geschichtschreiber fand in dieser großen Denkungsart ein weites Feld für die Ausbreitung seines Genies, denn er hatte nicht bloß Thaten, sondern Gedanken und Gefinnungen ganzer Nationen zu beschreiben. In den neuern Zeiten hingegen haben die Nationen fast gar keine Denkungsart. Die Unterwürfigkeit ist an die Stelle der Liebe getreten, und hat denkende Wesen wie in Maschinen verwandelt. Die Liebe zum Vaterlande ist unter die Vorurtheile verstoßen worden. Die Nationen interessieren sich für die Welthandel, nicht wie selbst denkende und selbsthandelnde Geschöpfe, sondern wie anthätige Zuschauer. Wie kann sich also der Leser für ihre Interessen? Kömmt aber die Liebe zum Vaterlande in die Gemüther unserer Mitbürger zurück; so muß die Nation nothwendig wie von einer neuen Seele belebt, auch eine neue Denkungsart annehmen; ihre Thaten zum Dienste des Königs erlangen mehr eigener Trieb als Gehorsam, mehr Liebe als Beruf zum Grunde,

und

und ihr großer Anführer ist nicht, was andere seyn
 möchten, die Seele vieler Körper; sondern, wenn
 ich mich so ausdrücken darf, die Seele der See-
 len. Zu welchen hohen Gefinnungen ruft uns das
 erhabene Muster nicht, das wir beständig vor Au-
 gen haben? Welcher patriotische Zuseher, ruft der
 „B. aus, muß nicht klopfen, wenn wir den Mann,
 „nach dem sich unser Jahrhundert nennen, und
 „nicht nur nennen, sondern auch durch ihn prangen
 „wird, sich täglich dem Vaterlande, das er
 „in seiner ganzen erhabnen Majestät vorstellt, als
 „ein Opfer darbringen sehen. — Ich erinnere
 „mich noch mit dem melancholischen Vergnügen
 „das unsere Seele bey der Vorstellung eines
 „tragischen Begebenheit überströmt, eine ganze
 „Stadt über die falsche Nachricht von dem Un-
 „glücke ihres Friederichs in Bestürzung, Greif-
 „se in Thränen zerfließend, und Jünglinge im
 „männlichen Ernste gesehen zu haben. Römer
 „würden ins Capitol geeilt seyn, um sich daselbst
 „unter die Legionen einschreiben zu lassen; Hier
 „hätten Söhne ihre Väter, sich zur Armee
 „losreißen zu dürfen. O! darf ich wohl hier
 „von

„von meinem Freunde schwören, der mit jedem
 „schönen Talente zum Nutzen des Staats in
 „andern Schulen ausgebildet, eben damals sich
 „der Vertheidigung des Vaterlandes zu weihen
 „den Entschluß gefaßt, und auch ins Werk ge-
 „richtet hat! Deine Freunde sehen dir nach,
 „Heurer.““, wünschen dich aus dem Lande
 „gen es doch nicht, diesen Wunsch zu vollenden,
 „weil sie eine römische Tugend verehren: Sie
 „werden dein Bild erkennen, wenn sie dieses
 „Blatt lesen, und anerkennen dich deine
 „Verdienste, nicht die Stimme eines Freundes
 „bekannt machen.“

Der Beschluß folgt künftig.

Ende des ersten Theils

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 20. August. 1759.

Beschluß des hundert und ein und achtzigsten Briefes.

Das vierte Hauptstück ist als ein Zusatz zu dem vorigen zu betrachten. Es wird darin gezeigt, daß sich die Liebe zum Vaterlande auch in allen übrigen Handlungen der Unterthanen äußere. Dieses folget ganz natürlich aus dem Vorhergehenden. Wenn die Denkungsart einer Nation, durch die Liebe für das Vaterland, einen neuen Schwung nimmet; so müssen auch die Handlungen ihrer Bürger sich veredeln, und dieser neuen Denkungsart gemäß werden. „Sollte der Mann, der bereit ist für das Wohl seiner Mitbürger zu sterben, sollte er nicht auch für das Wohl seiner Eltern, seiner Kinder, seiner Freunde, manche Beschwerden, einige Arbeiten, einigen Verlust Hilfter Theil. D. erdul-

„erdulden wollen? Sollte er nicht einige Gemächlichkeit gerne entbehren, um seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, deren sie sonst vielleicht beraubt seyn müßten? u. s. w. —

Wenn jeder Unterthan des Staats so edel denkt; so muß die Nation in der Geschichte, zum ewigen Muster für andere Nation glänzen. Dieses führet der Verf. in dem fünften Hauptstücke mit vieler Beredsamkeit aus. Bey Gelegenheit der Ehrfurcht, mit welcher die Nachkommen die Thaten rühmlicher Schlachten anschauen, ruft er aus: „Wie heilig müssen nicht unsern Nachkommen die Felder von Zorndorf und Kunersdorf seyn! Zitternde Wehmuth und ehrfurchtsvoller Schauer müssen sie durchwandeln, wenn ihr Fuß auf die schon tief eingefallenen Grabstätten tritt, unter welchen Spasminonden liegen. Und wenn ich auf dem einsamen Spaziergange an deinem Grabe, unsterblicher Kleist! an deinem Grabe vorbeigehe: dann müsse ich deine fürs Vaterland empfangene Wunden überzählen; deine Entschlüsselung

„Schlaffung, ihm die schon erschöpften Kräfte
 „vollends zu weyhen, fühlend bewundern, und
 „die den Dank sollen, welchen wir dem fürs
 „Vaterland sich aufopfernden Patrioten schuldig
 „sind. Wie weit läßt, aus diesem Gesichtspunkte
 „betrachtet, der sterbende Krieger den unsterb-
 „lichen Dichter hinter sich! Seine Werke dienen
 „sezt als Lorbern, die er selbst um sein künftiges
 „Grab gepflanzt hat. Wenn aber dieses Grab
 „nicht den Patrioten einschloße; würden diese
 „Lorbern wohl so schön grünen?“

Das sechste Hauptstück führt die Ueberschrift:
 „Man beweiset, daß die Liebe fürs Vater-
 „land, (wenn man nicht den Beystand einer
 „geoffenbarten Religion genießt) am leichtes-
 „ten die Furcht vor dem Tode bezwinge.
 „Ein Satz, der entweder nicht erweislich ist,
 „oder keines Beweises bedarf. Redet der Verf.
 „von der Furcht vor dem Tod überhaupt; wie
 „will er ihn durch die Liebe fürs Vaterland bezwin-
 „gen? Meynet er aber nur den Tod fürs Vater-
 „land; so ist die ganze Geschichte sein Beweis.

Wer zweifelt, ob die Liebe fürs Vaterland dem Tod seinen Stachel nehmen könne, der muß auch in Zweifel ziehen, ob es jemals Griechen, Römer oder Deutsche in der Welt gegeben. Ich übergehe also dieses Hauptstück, und komme zu dem siebenten, in welchem untersucht wird: Ob diese Leidenschaft in den Monarchien mit der Ehrbegierde könne, ja müsse verbunden werden.

Der Präsident von Montesquieu weist jeder Regierungsform eine besondere Triebfeder an, die die Staatsmaschine im Gang erhält: der despotischen Regierung die Furcht, der Monarchie die Ehre, und dem freyen Staate die Tugend. Unser Verf. glaubt, die Ehre sey eine Triebfeder, die bey einem grossen, wo nicht dem größten Theil der Nation, nichts ausrichten kann. Es gehören zwei Bedingungen dazu, wenn wir von der Ehre, Bewegungsgründe zu unsern Handlungen, hernehmen sollen. Wir müssen die Ehre, das Urtheil anderer über unsere Handlungen für eine Glückseligkeit halten, und wir müssen

müssen uns an einem Standorte befinden, von unser Thun und Lassen in die Augen fällt, und von demjenigen bemerkt werden kann, der in Monarchien das Recht hat, Ehre und Schande zu bestimmen. Nun lebt der größte Theil der Nationen in einer Dunkelheit, in welcher man selten auf die Folgen der Ehre Anspruch machen kann, und unter dem Adel selbst, der dieses Vorrecht hat, kann es viele geben, die die Ehre für keine sonderliche Glückseligkeit halten. Die Liebe zum Vaterlande aber, behauptet unser Verfasser, sey eine weit allgemeinere Triebfeder, die auf alle Glieder eines Staats mit gleichen Kräften wirken kann.

Wo ich nicht irre; so ist die Tugend, die Montesquieu für die Triebfeder in Republiken hält, nichts anders als die Liebe zur Freyheit, oder zum Vaterlande. Unser Verf. würde also bewiesen haben, daß die republikanische Tugend auch unter der Aufsicht eines Monarchen, eine Triebfeder des Staats abgeben könne. Er hätte vielleicht eben dieses von der Furcht darthun können.

können. Sie ist in Monarchien zwar weit schwächer, als in despotischen Staaten, aber dennoch nicht ganz ohne Wirkung, und also sehr nützlich mit der Ehre zu verbinden. Ueberhaupt lassen sich wohl in diesem Falle keine ausschließende Maximen festsetzen. Der Republikaner handelt nicht selten aus Ehrbegierde, der Unterthan aus Furcht, und der Selts aus Tugend. Alle möglichen Triebfedern würden in allen möglichen Regierungsformen. Die Frage ist nur diese: welche Triebfeder, welcher Staatsgrundsatz wird durch jede Regierungsform am meisten begünstigt? Hierauf antwortet Montesquieu mit Recht: Die Hoffnung belohnt zu werden, oder die Ehre durch die monarchische; die Furcht vor der Strafe, durch die despotische, und die Liebe zur Freyheit, oder die Tugend, durch die republikanische Regierungsform. Wohl zu verstehen, diese Regierungsformen kommen den ihnen zusagenden Triebfedern am meisten zu statten, ohne die übrige auszuschließen; ja ohne zu verhindern, daß nicht in gewissen Fällen die übrigen allgemeiner und wirksamer seyn sollten.

Im

Im letzten Hauptstücke untersucht der Herr Verf. wann ehe diese Liebe fürs Vaterland schwärmerisch werde? Er erläutert den Enthusiasmus, durch einen Zustand der Seele, in welchem sie sich über ihre gegenwärtigen und gewöhnlichen Verbindungen hinaus setzt; mit Phantasien beschäftigt, sich daraus eine neue Art von Schönheit erschafft, und, durch diese Schönheit eben so stark als durch eine sinnliche gerührt, die erforderlichen Handlungen unternimmt, um zu ihrem Besitz zu gelangen. Hieraus lassen sich die nothwendige Bedingungen bestimmen, ohne welche der Enthusiasmus zur Thorheit wird. 1) Die Seele muß sich in keine unmögliche Verbindungen setzen, und dieselbe sich als möglich vorstellen. 2) Das Bild der Begeisterung muß aus keinen widersprechenden Theilen zusammen gesetzt seyn. 3) Der Gegenstand muß nicht allzumiedrig, und der Würde des Menschen unanständig seyn. 4) Die Handlungen müssen zu dem vorgesezten Endzwecke übereinstimmen. Der V. macht die Anwendung von diesen Sätzen auf Enthusiasten verschiedener Art,

und beurtheilet den Werth ihrer Schwärmereien.
 Zuletzt kommt er auf den von ihm angepriesenen
 Enthusiasmus, auf die Liebe fürs Vaterland.
 Der Stof erhebt sich, und wird dem Vorwurfe
 angemessen. Welches Feuer! „Ich sehe das
 „Vaterland von allen Seiten bedrängt, von
 „Feinden allenthalben bestürmt und an seinen
 „Grundpfeilern erschüttert. Es breitet ringende
 „Hände gegen mich aus, es flehet um die Hülfe
 „seiner Kinder. — Wer ist jener Mann, dessen
 „Gesichtszüge unter Schweiß und Staub, wie
 „unter einer Maske, verborgen liegen, auf wel-
 „chen sich das Vaterland stützt? Keine Pracht,
 „keine äußere Zeichen unterscheiden ihn; aber
 „ein Eifer, für alle das Muster zu seyn; ein
 „wachsamcs Auge, vor dem sich die Feinde zu
 „verbergen suchen; ein ausgestreckter Arm, der
 „sie zurück hält; Merkmale genug; es ist mein
 „König! Er hält den Fall des Vaterlandes noch
 „auf, hält ihn zum Wunder aller Nationen auf.
 „Um ihn herum stehen seine tapfern Soldaten;
 „um ihn herum liegen auch die edlen Streiter,
 „die sechtend zu seinen Füßen niedergesunken sind.
 „Mag-

„Magnarum animarum prodigi. . . Wie arbeitet
 „meine Einbildungskraft, die grosse Bilder zu
 „fassen! Auch die Senker und die Wehklagen
 „der Unmündigen, der Greise, dringen auf sie
 „zu; alsdann

Pulchrum mori succurrit in armis!

„alsdann stürmet der Gedanke in mir empor,
 „daß es edel sey, fectend fürs Vaterland zu
 „sterben. u. s. w. —

Der Verf. beschließt sein Werkchen mit folgenden
 Versen des Horaz, die er aber in sehr
 schlechte deutsche Verse übersetzt:

Lucem redde tuæ, dux bone, patriæ,
 Instar veris enim, vultus ubi tuus
 Affulsit populo, gravior it dies
 Et soles melius nitent.

Einer unserer Freunde hat versucht diese Zeilen
 folgendermassen zu übersetzen:

Gieb bald, o bester Fürst, dein Licht dem Volke!
 Wann, gleich dem Frühlingsgott, dein Antlitz
 strahlt,

Fließt sanft der Tag dahin und jede Sonne malt
 Mit schönern Glanz die Morgenwolke.

Ich habe mich etwas lange bey dieser kleinen Schrift verweilet. Allein, was dünkt Ihnen? Würde es um diese deutsche Prose nicht weit besser stehen, wenn unsere Gelehrten statt ihrer ungeheuren Werke lieber einzelne Materien, mit dem gehörigen Fleiße, ausarbeiten wollten?

K.

Hundert

Hundert und zwen und achtzigster Brief.

Man scheuet sich alte Anmerkungen wieder vorzutragen: aber wenn man gezwungen ist? — Wie oft hat man nicht schon gesagt, daß unsre Schriftsteller immer Zugweise einem einzigen Genie folgen, dessen einsamen und neuen Flug die Zuschauer mit Bewundrung und Beyfall betrachtet haben? Ehe man sich versieht summen uns die schlechtern Vögel um den Kopf, betäuben uns und verfinstern oft gar unsere Aussicht. Sie merken wohl, daß ich vornehmlich von unsern Dichtern rede. Gellert, Gleim, Klopstock; Fabeln, Lieder, Heldengedichte in Menge; aber an Fabeln ließt man sich satt, und müde, gesetzt daß sie auch mittelmäßig wären; Heldengedichte? Naumann und Schönaich sind zum Schrecken vieler aufgestellt: und andre die ungelesen blieben, von ihren Verlegern vermußt worden. Anakreontische Lieder? Viele unter uns scheuen sich ein Trinklied zu machen, weil sie es ihrem moralischen Karakter zuwider glauben, und eine
großer

grosse Anzahl unserer Schriftsteller sind leider
 junge Theologen. Zu allem Glück kommt Young,
 der über Leben, Tod und Unsterblichkeit schreibt,
 und seine einsamen Klagen mit dem Ernste des
 bekümmerten Christen ausdrückt. Allerdings
 eine vortrefliche Situation! Ja, eben diese Si-
 tuation steht vielen an; die Materien sind leicht,
 denken sie: wer sollte nicht im Stande seyn, über
 das Leben, über die Gräber, über den Tod, und
 vollends über die Unsterblichkeit der Seele im
 keiffen und holprichten Style, welches sie den
 erhabenen Styl nennen, etwas zu sagen? Einsam
 sind sie dazu, die meisten von diesen Herren, denn
 gemeinlich haben sie von der Welt nichts als
 eine Universität gesehen, die eigentlich ihr univer-
 sum ist. Nun hören ihre Klagen, ihre Nacht-
 gedanken, ihre Christen und Jünglinge in der
 Einsamkeit, bey den Gräbern, und was sonst
 noch mehr seyn mag, auf uns zu, und die Schaar
 die vor 10 Jahren, nur geliebt und getrunken
 hatte, versichert uns mit eben der Aufrichtigkeit,
 daß sie jetzt nichts als Ernst und Tieffinn kenne.
 Der einzige Unterschied ist dieser, durch das letztere
 geben

geben sie sich mehr Ansehen und erhalten ihre Zwecke leichter als durch das erstere.

Sie würden von diesem ganzen Geschlechte, das ohnehin nach 3 Jahren längstens wieder vergessen seyn wird, nichts erfahren haben, wenn nicht einige davon im Schlechten so tief herunter liegen, daß man eben so neugierig wird einen Menschen, der so sehr sinkt, zu betrachten, als man es ist, einem andern, der eine große Höhe erreicht, nachzusehen. Zu der ersten Art gehört ein gewisser Herr Philip Ludwig Statius Müller Professor zu Erlangen, der uns mit einsamen Nachtgedanken ebenfalls heimgesucht hat.* — Wie Shaftesbury sagt: diese Leute sind nicht im Stande alleine zu seyn. Wenn sie auch mit ihrem Gott reden: so schielen sie auf die Welt zurück und denken an eine Auflage ihrer Gedanken. Doch diese Eitelkeit wäre noch zu vergeben, wenn nur die Gedanken gut wären. Aber die Welt, die diese Herren nicht kennen; will

* Einsame Nachtgedanken eine Wochenschrift oder moralische Betrachtungen über die Welt und weltliche Begebenheiten. Wien und Leipzig 1761.

will auch sie nicht kennen; und doch hat Herr Müller die Dreistigkeit seine einsamen Nachgedanken auch moralische Betrachtungen über die Welt zu nennen, er, der offenbar nichts als höchstens die Universität Jena kennt. Einen Professor, der so voll von der Universität und von seinem wichtigen Amte ist, müssen sie gar noch nicht unter die Augen gekriegt haben. In seinen einsamen Nachtgedanken betrachtet er auch das Jenaische Jubiläum; welches unstreitig die allerlustigste einsame Betrachtung ist, die ich jemals gelesen habe. Der wahre Studierende, der beym ersten Anblicke der akademischen Scepter und Kleider größere Augen macht als der Bauerknabe beym ersten Anblicke einer Stadt!

S. 238. „Nun folgen die berühmten Scepter, „die schon 200 Jahr das akademische Regiment „zum unvergänglichen Nutzen der großen „Welt geführt haben, und gleich darauf siehet „man die Anzahl der hochverdienten Lehrer in „ansehnlicher Begleitung zweyer Grafen — „nichts fehlt dem prahlenden Triumphe der ganzen „Universität das größte Ansehen beizusetzen.

„Ein

„Ein Hochsitzl. Consistorium, die Mäccht, der
 „Kern der Bürgerschaft und eine unbeschreib-
 „liche Menge der fremden und einheimischen
 „Begleiter verlängern die Procession, und selbst
 „das stärkste Aug, das in der Mitten steht,
 „steht weder vor noch hinterwärts ein Ende.
 Ich möchte wohl wissen, wie das Gegen-
 theil möglich wäre auch bey dem kleinsten
 Haufen; besonders da der Herr Professor ver-
 gessen hat zu melden ob dieses stärkste Aug einem
 grossen oder kleinen Mann zugehört hat. Doch
 weiter; ich habe mir einmal vorgenommen sie
 durch Herr M. zu belustigen. „Es zieht das
 „ganze Chor der hochberühmten Männer in
 „grosser Jubelpracht herauf, und schwenkt sich
 „mit gravitatischen Schritten durch die gepackte
 „Reihen der braven Musensohne hin. — Jetzt
 „nähert sich der Zug, betritt die heiligen Schwellen
 „und die gelehrte Schaar besteigt nach Rang
 „und Staat die erhabenen Casseder. — Holde
 „Musen, mich entzündet eure Pracht, und ver-
 „dienet, daß ich sie lebhaft bilde. Ein purpur-
 „rother Fürstenthron steht hier zur Rechten auf-
 „ge-

„gerichtet. — Das hohe Regiment des akademischen Wesens setzt sich in zwey berühmten Männern zur Seiten dieses Throns und prahlet in entzückter Pracht wenn es einen solchen Fürstenthron zu seiner Rechten hat. Zur Linken sieht man die weltberühmten Lehrer und das akademische Chor woran die reiche Zahl der Herren Doktoren und Magistern schließen. Ein starker Redner tritt auf das in Sammet gekleidete Catheder. —

Der Beschluß folgt künftig.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 27. August. 1761.

Abschluß des hundert und zwey und achtzigsten Briefes.

„Auf Pausen und Trompeten! — auf Sa-
ma! kündige es Salinens Bürgern an!
„Jetzt schreitet die Proceßion zum Jubiläischen.
„Gastmal hin! Der Schwarm des lauchenden
„Volks begleitet die Fürstliche Staats-Carosse!
„Das Mastvieh ist geschlachtet, die Speise ange-
„richtet, die Tafeln sind gedeckt, mit Silber auf-
„geputzt! der Zeitpunkt ist erschienen!“ Von diesem
Zeitpunkte an, vergeht dem Herrn Professor Hö-
ren und Sehen! Dergleichen Pracht und Menge
von Schüsseln ist gar noch nie in seine Sinne
gekommen. Sie sollen gleich hören. „Es
„setzen sich die Gäste auf mehr als 150 Stühlen an
„vielen Tischen im Saal und in den Zimmern hin!
Zweiter Theil. E „Wie

„Wie prächtig sieht es aus? Wer kann die Schöpf-
 „seln zählen? — Mit äusserster Verwunderung
 „betrachtet man die königlichen Speisen und
 „fürtrefflichsten Confecturen. — Man langt die
 „Vocalen her. — Es leben alle Universitäten,
 „die sich mit Jena freuen! Es lebe wer da kann
 „und will! Ein Freund wünscht das dem andern.
 „So recht! so freuen sich die hochverdienten
 „Männer. —

Folgt nun die Freude des dritten Tages.
 „Ein hochansehnlicher Graf tritt auf, aus des-
 „sen Mienen schon Staatsklugheit, Wit, Ver-
 „stand, Belesenheit und grosse Weisheit strahlet. —
 „Das mag ein Jubel heissen, wo Standespersonen
 „sich bemühen, Athenens Glor und Ruhm nach-
 „Wärden abzubilden? Noch diesen Tag schickt
 „sich die berühmte lateinische Gesellschaft an, auch
 „dieses Fest auf ihrer Seite recht feyerlich zu
 „begehen. In vorrnehmtem Staat begiebt sich
 „das ganze Chor zum hochansehnlichen Di-
 „rektor hin. Man nimmt kostbare Erfrischung-
 „gen ein. — Ein reines und hochtrabendes
 „Gedichte erhebt Salinens Glück und die fließ-
 „senden

senden Verse sind mit lauter Witz begeistert. „Ich möchte wohl des Herrn Prof. Theorie von einem guten Gedichte vollständig sehen!

„Der Abend fällt schon ein, jetzt sollen tausend „Musensöhne zugleich vergastet werden. Die „Anstalt wird gemacht, man stellt die Tafeln hin „und spicket sie mit aufgehäuften Schüsseln. — „Fast scheint es als wäre die Musenschaar in einen „fremden Lustkreis hineingestiegen, als man „beim bünthen Lampenlicht sie alle schädigt sahe. — „Auf Musen freuet euch, und laßt euch diese „Jubelspeise und Trancé recht schmecken und auch „wohl bekommen!“ Merken sie wohl, was bey „diesem Schriftsteller die Musen sind?

„Jetzt drängt sich der Haufe eifertig an die „Tische. Die Balken wollen biegen vom Wrat „und dem frohen Jauchzen.“ Es greift wer greifen kann.“ — Sogleich nach diesem edelhaften Bilde kommt der Herr Prof. auf die Sonntags-Predigt die er wie ein Wapfenknabe, der nachgeschrieben hat, auszugsweise mit gefalteten Händen herbetet. Kaum ist er damit fertig, so hüpfet er wieder vor Freuden über den Anblick

einer neuen Vergastung. „Aller Augen starrten
 „nach jenen geistreichen Sinnbildern hin, die bis
 „im Gipfel aufgeführt und mit ihren reizenden
 „Strahlen die schwarze Nacht durchbohren. So-
 „gen über steht im Staat das hochansehnliche
 „Frauenzimmer an denen Fenstern und ergötzt
 „sich am reizenden Glanz.“ —

„Abermahl's der grosse Fürstensaal mit stolzer
 „Pracht erfüllt! Hundert Gäste setzen sich an
 „zweyen langen Tafeln und das im Staat ge-
 „kleidete Frauenzimmer macht die erhabene
 „Gesellschaft angenehm. Nichts kann an diesem
 „Tage zu kostbar und zu lieblich seyn. Man
 „trage zweymal fünfzig Schüsseln auf, und end-
 „lich stelle man die Tempel und die Pyramiden
 „zur Augenweide hin? Ihr aber dorten an den
 „Fenstern laßt Pauken und Trompeten hören!
 „Es leben die Doktoren!

„Es werde aufgeräumt! Man führe das
 „ansehnliche Frauenzimmer zum freudigen Ball
 „und Tanz. — Im übrigen war auch dieser
 „Tag den privaten Gastereien bald hier, bald

„da gewidmet, und so nimm Jenas Jubiläum
„ein recht preiswürdiges Ende.“

Sie sind doch wohl überzeugt, daß die einer
von den Schriftstellern ist, von denen man keine
Besserung hoffen kann? Warum? Man müßte
solchen Leuten erst zeigen, daß das, was sie für
groß und erhaben halten, lächerlich und klein sey:
und dieses wird man sie niemals überreden, weil
müßten sie sonst von sich selbst denken? Wer folgen-
lich diesem Verf. seine Fehler gegen unsere Spra-
che, seinen kirchenliederischen Goll der Perioden,
seine Ungereimtheiten im Ausdruck, vorwerfen
wollte, würde ihm Fehler zeigen, die er noch
nicht einmal zu sehen verdienet, weil in seinem
Kopfe erst ein ganz anderer Maasstab der Ideen
angenommen werden muß. Wir wollen nur
immer die Jena'schen Herren Registrar behaup-
ten lassen, daß sie den guten Ton in ihren Schrif-
ten haben.

Wollen sie etwa nun nach diesem Nach-
gedanken bey einer gefährlichen Reise in
Kriegeszeiten, vom Verfasser des Christen

im Kriege * lernen. Gut, so entschließen sie sich eine Menge von Dichtern zu lesen, in denen das Metrum, wenn ja noch eines darinn ist, so verschieden abwechseln, daß sie immer um die vierde Zeile nach einer guten Prose stehen werden. Der B. würde sich vernünftlich beleidigt finden, wenn man seine Reime nach den Regeln eines Gedichtes beurtheilen wollte. Aber sagen sie mir nur einmal, ist es nicht etwas seltsames, daß eine so große Anzahl unserer Schriftsteller die Prose vernachlässigt, um gereimt zu schreiben, und daß fast ein jeder damit anfängt, sich, wie er es nennt, als Dichter zu zeigen? Liegt nicht der Grund in dieser Ungereimtheit in unsern Schulen, wo die meisten jungen Leute gezwungen werden, Verse zu machen, und weil sie dazu am leichtesten fehlen können, ohne sich in die Kosten des Denkens zu setzen, auch lieber Verse als Prose ausarbeiten? Verse, Briefe, die nach Gellerts Art seyn sollen, und Predigten, die sind beynahe alle Arten der Übungen im Styl die sie kennen, und die vortreflichsten Arten bleiben ihnen unbekannt.

* Breslau bey Meier 1762.

unbekannt. Wie viele haben wir denn, die auch nur eine kleine Begebenheit gut erzählen? Nur ernsthaften Geschichte — Doch auf unsere Schriftsteller wieder zu kommen, merken Sie wohl, daß er sich durch die Unterschrift des V. des Christen im Kriege zu erkennen geben will. Schade, daß er dadurch fast eben so unbekannt bleibt. Diese Herren bilden sich ein, daß, wenn sie in dieser oder jener kleinen Stadt, für den Urheber einer Schrift, die einige ihrer werthen Gevattern gelesen haben, bekannt sind: daß sage ich, schon das ganze Publicum die Augen auf sie gerichtet habe. Oder ist der Christ im Kriege so vortreflich, daß er diesen Nachgedanken zur Empfehlung dienen kann? Vortreflich muß er seyn, wenn er dergleichen Reizung erträglich machen soll:

„So eben sucht der Schlesier betrübt

„Den trocknen Grund von seines Landes Quellen,

„Sein matter Arm zieht mit vergebner Müß

„Den Eimer leer aus seinen Brunnen, der keinen
Tropfen Wasser giebt

„Bergeblich sucht sein schwachtend Vieh

„Auf bärre Hütung deßem Sand verbrantet
 Graßes kurze Spizen,
 „Die sein begierig Maul kann zupfend fassen kann.
 „Das Wild läuft lechzend, und trift noch Bach,
 noch Wenber, an
 „Vergeblich schreut der Hirsch nach frischem
 Wasser,
 „Herr, so belohnst du deine Gasser.

Es kann seyn, daß bessere Stellen in dieser
 Schrift vorkommen; aber wer hat das Herz
 über so viele holprichte Zeilen weg zu lettern, um
 sie auszufinden. Wenn der B. etwa durch seine
 Wortart den Weg im Gebürge hat vorsetzen
 wollen; so hat er ein Meßerspiel gemacht.

B.

Hundert

Hundert und drey und achtzigster Brief.

Hier ist ein anderer der Stunden der Einsamkeit * gehabt hat; ob es fluge oder unfluge Stunden gewesen sind, mag dahin gestellt seyn, kurz der Verf. ist ein Poet nach der neuesten Mode, der einsam ist, Nacht, Schrecken, Gedanken, Grab, Zärtlichkeit, donnert, thränt, betäubt, fühlt, empfindet, alles durcheinander, und wo ihm die Gedanken fehlen, Striche machen kann, so gut als ein Mensch in der Welt. Hören Sie nur an: Eine Betrachtung an eine Freundin:

Ist noch dein fühlend Ohr von jenem Schlag
Des Schrecken in des Jünglings Seele donnerte,
Betäubt — ist noch dein Herz — dein zärtlich
Herz

Berührt und thränet noch dein schönes Auge. —
Wann der Gedanke wie ein Schattenbild,
Des Still todt ist, — das des Schicksals Hand
Mit ihr die beste Freundin dir entreissen —

E s

In

**In Noth gelleibet, deine Seel' umwandelt;
 So komm und eile mit mir auf Ihr Grab,
 Den Hügel, der den schönsten Frühling deckt —
 Komm lerne da entriß'n dem Geräusch
 In einsamer und heiliger Betrachtung
 Des Todes, für das Leben Früchte sammeln.**

**Ist das nicht possierlich? Was macht der
 Mensch nicht für Anstalten ehe er einige sehr
 magere moralische Betrachtungen aus Licht bring-
 en kann; Was bedinget sich der gute Mann
 nicht alles erst aus; ehe er seiner Freundin erlau-
 ben will mit ihm — einsam zu seyn.**

**Unser Verf. hat allerhand Stunden auch
 Stunden in denen er den Nordischen Auf-
 seher liest; und in dem will er wahrhaftig nicht
 umsonst gelesen haben, daß ein Klopstock Em-
 pfindungen gehabt hat, die weder Prose noch Poesie,
 sondern Empfindungen par excellence sind,
 welche der Dichter absetzen muß wie Verse, weil —
 doch Herr Klopstock mag selbst die Ursach an-
 geben, warum dergleichen Empfindungen müssen
 mit abgesetzten Zeilen gedruckt werden. Kurz
 unser**

unser Verf. meint, solche Empfindungen könne er auch wohl haben; er macht aber einen erschütternden Fernen darbey, und gewaltig grosse Striche in sein Buch.

Betet — zittert — verzweifelt — ihr Geschlechter
des Staubs —

Schauert zurück in euch — in euren Staub —
Jenem über euch hangenden Nachschwerdt
Jenem auf euch zu rollenden Donner,
Jener euch erwartenden Hölle
Zu entfliehn.

Schauert zurück in euch — in euern Staub —

Adam! Eva!

Welche Frucht — welches Gift —

Gift, das auf Nachwelten fortwirkt —

Gift, bey Nachwelten Nahrung erhält,

Und auf Ewigkeiten fortwirkt —

Lag in der Frucht —

Wattern liegen so unter Kräutern versteckt,

Wann der Wänderer sich naht, dann — zum
Tode hinragt.

Unheilbar!

Keine Pflanze blüht heilend

Kein Kraut grünt heilend —

Kein

Kein Bittern weint Gegengift, —
 Kein Quack quillt mineralischen Balsam
 Die Natur selbst trug jenes Gift —
 Unheilbar!

Welch ein Geschrey um eine ganz gemeine
 weltbekannte Sache zu sagen, wenn man jedes
 Gedankchen so amplificiren darf, so wird es endlich
 sehr leicht werden unter dem Scheine heiliger Be-
 trachtungen und einsamer Nachtgedanken, die
 größten Albernheiten hervorzubringen.

Wahrhaftig keine andere Nation hat poetische
 Geschöpfe von so seltsamer Art als die unsrige.
 Wo ist ein Ort in der Welt ausser einigen kleinen
 Städten in Deutschland; wo man glaubt, man
 denke schön, wenn man lauter finstre öde abgelegene
 einsame Gegenstände sucht, wenn man Nacht, Grä-
 ber, Todtengerippe, Gespenster und wer weiß, was
 unter einander mischt. Und wahrhaftig die Leut-
 gen dichten von dergleichen sieben Sachen, bloß,
 weil sie glauben es liesse schön, weil Klopstock
 und Zacharia es auch gethan haben, sonst sind
 sie keinesweges so finstre melancholische Köpfe,
 als man aus ihren Gedichten vermuthen sollte;

Uch

Ach Stein! es sind liebe süße Herrchen, die tändeln können, daß es eine Lust ist. Denken Sie nur, der Mensch, der noch vor einen Augenblick mit seiner Freundin so ernsthafte einsame Todesbetrachtungen anstelle, der das ganze menschliche Geschlecht in den Staub herunter donnern wollte, hat außer diesen Stunden der Einsamkeit auch andere Stunden in denen er in gar großer Gesellschaft ums Pfand spielt. Ey, das liebe Kind! sehen sie einmahl was er vor ein köstlich Singspiel darüber gemacht hat:

Die prädestinirte Sabinone.

Nun, Eibow, glauk' ich dir, das Elend und Leid
für sich

Besonders würken kann, Erfahrung lehrte mich:

Jüngst, als noch Frühling war, saß ich in bunten
Reihen,

Nich' unter andrer Luß im Jugendspiel zu freuen,

Chloris nahm mir ein Pfand und so erschrock
ich nie,

Die Seele haßte sie, der Körper küßte sie.

Die arme Chloris! wenn sie doch Sietchen
wäre, ins Sietchen nur ist unser Verfasser
verliebt!

Wach

Doch liebstes liebstes Fieckchen,
 Die schönen Rosenschwangen
 Die flegrisch blauen Augen
 Die schmachtend aus dir lächeln
 Die schönen Silberhaare
 Die en Vergette prängen,
 Und die — doch alles alles
 Was Amor auf dich Fieckchen,
 Nur schönes hingetändelt; u. s. w.

So tändelt unser Verf. mit seinem Fieckchen!
 Sollten Sie wohl so etwas unter dem Titel
 Stunden der Einsamkeit suchen? O ja ganz
 wohl, denn unsere unbändigen Dichter machen
 Exercitia über allerhand Gegenstände? und da ist
 denn nur der feyerliche ernsthafte Nacht und
 Gräberton, als eine Captatio benevolentiae
 anzusehen, damit unsere fromme patriarchalische
 Kunstrichter dem Dichter nicht vorwerfen können,
 daß er bloß ein heilloser Ländler sey.

Wollen Sie ein anderes Exempel davon.
 Hier haben Sie * Scherze der Lyrischen
 Muse; Sie blättern darinn und finden darinn
 frohliche

* Leipzig in Landtshaus Buchhandlung 1760 in 8.

frostige Oden, Anakreon'sche kleine Pierzen,
 gezwungenen Witz, auch hin und wieder Zoten. —
 Das meinen sie vielleicht, konnten sie sich leicht
 in diesem Büchlehen vorstellen; wenigstens aber
 wäre doch von Einsamkeit, Nacht und Gräbern
 nichts da, auch keine geradebrechte Hexameter
 u. d. gl. mit solchen Sachen konnte auch wohl
 die Muse nicht scherzen? Ey ja doch, blättern
 Sie nur ein wenig weiter, so werden Sie finden
 wie der bisherige Ländler mit vollen Backen
 ausruft:

Komm du Scepter der Selten, du Nacht mit
 rüstigen Schritten

Ueber die Hälfte der Erden alle deine Wunder
 zu strecken —

Schaut, den Oestlichen Plutthen entsteiget sie
 furchtbar prächtig.

Schüttelt von bräunlichen Locken ihr milde wohl,
 thätige Thane.

Welche Namen sind es, die auf dem Weg den
 du gehst

~~Der Gesang des Himmels~~
 Aus der Vollkommenheit Tempel, mit edigem
 Glanze herstralen

Ja du bist es ehrwürdiger Young du bist es o
 Harvey

Und du Zacharia. Ihr alle sanget ein Nachlied
 Schön und Schauervoll wie die Nacht selbst. —

— — — — —
 O wie gräßt mit der Nacht romantische Kraw in
 die Seele

Tief vielwollende Freuden und süße Melancholien
 lie eckt

Hab ich also kein Recht, dir Muse meine Emp-
 findung

Und mein Herz zu vertrauen? —

Der Beschluß folgt künftig.

~~Der Beschluß folgt künftig.~~

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffende

VI. Den 3. September 1761.

Beschluß des Hundert und drey und achtzigsten Briefes.

Ich glaube Sie haben schon genug, um zu wissen, was Geistes Kind der Verfasser ist, und daß sein Ernst eben so wenig taugt, als sein Scherz. — Doch weiter; hier habe ich noch so ein Werkgen, vor mir liegen, davon ich Ihnen ein Wort sagen muß. Es ist ein unannehbares poetisches profanisch melancholisches Etwas, betitelt; Mein Vergnügen in Zürich. * Man sollte denken, wer Vergnügen und zwar eben in einer so vollreichen Stadt, wie Zürich, suchet, könne nicht melancholisch seyn, oder die Einsamkeit lieben. Aber unser Verfasser ist ein ganz besonderer Mensch, er suchet nicht das Vergnügen

* Halle, bey Carl Hermann Hemmerde in 800.
Zweiter Theil.

§

gen etwa wie andere ehrliche Zürchische Bürger, in der Allee oder auf der grossen Brücke, oder auf andern öffentlichen Spaziergängen, wo menschliche Gesellschaften anzutreffen sind. Er ist ein armer blöder Mensch, der hinter alten Mauern, bey Gräbern, an Bächen, auf einsamen Hügeln herum kriecht, sich hinsetzt, zu denken scheint, aber — nicht wirklich denkt, weint, seufzt, staunt, träumt, kurz der alle Kennzeichen eines unmündigen Knaben an sich führet, der nicht lange den Noach und die Sympathien gelesen hat, und nun auch gern den Dichter von der finstern Gestalt spielen möchte. Wahrlich, noch keiner unter unsern früh aufgeschossenen Dichterlingen hat die Liebe zu Gräbern, Tod und Verwesung so weit getrieben, als dieser: Sie können sich unmöglich vorstellen, was der junge Mensch bey dem Grabe seines Vaters für närrisches Zeug vornehmen will: „Wann ich einst wieder, dies seh
 „dir mein Vater gelobet, wenn ich einst wieder
 „hinkomm' an den Ort, wo du lehrtest, denn
 „will ich schöne junge Blüthen pflücken, und
 „sie in ein Körbgen sammeln, und hineingehen
 „in

„In den heiligen Tempel, der mir deine werthe
 „Asche aufbehält, hier will ich denn sagen, hier
 „lehrt' er der fromme Vater — hier lehrt' er
 „mich — — denn will ich näher zu deinem Grab-
 „mahl hintreten und sagen: hier modern die
 „Gebeine des besten des redlichsten Vaters. —
 „Und dann soll meine dankbare Rechte das Blu-
 „menopfer drauf streuen, und ich selbst will
 „oben drauf sinken. — Und wenn ich denn mit
 „ausgestrecktem Arm den harten Stein umfasse,
 „der deine Leiche bedeckt; So steig' ein Ver-
 „wesungsdunst aus deiner Asche hervor,
 „und dringe mit dem Opfergeruch ver-
 „mischt, durch mein ganzes Wesen, daß ich,
 „in süße Betäubung entzückt werde.“ — —

Der Himmel mag den Herrn Verfasser in Gnaden
 bewahren, daß er diesen Vorsatz nicht etwa im
 Easte ausführe; denn ausserdem, daß ihm E. E.
 Rath seiner Vaterstadt, ohne Zweifel eine Anwei-
 sung zur Aufnahme in das nächste Tollhaus erthei-
 len dürfte, so würde, mit allem Respekte von
 der Leiche des seligen Vaters gesprochen, dennoch
 dem ordentlichen Laufe der Natur nach, wenn

derselben Verwesungsdunst, das Wesen des werthen Herrn Sohnes durchdringen sollte, dieser ohnfehlbar anstatt einer süßen Entzückung, ein böskartiges hitziges Fieber bekommen. Doch der Herr B. ist mit der Verwestung sehr bekannt, er sorgt sogar für die Scinige. Er will mit seinen Freunden, ich weiß nicht an welches Ufer begraben seyn. — „Und wenn wir einst stirben; so „begraben“ (soll begrüben heißen) uns unsere „Hinterlassene an das friedfertige Ufer hin, denn „wandelten die Füße grausamer Städteverheerer „nicht über unsern Staub, und der wildscharrrende „Huf schnaubender Kriegespferde erschütterte „nicht unsre modernde Knöchel. — — Zur „daß manchmal ein erkältender Wasser- „dunst durch unsere Verwesung hinbehte.“ Ey! das taugt nichts, dergleichen erkältende Wasserdünste können leicht üble Zufälle verursachen, die der Herr B. am besten vermeiden wird, wenn er sich so wie andere Christenmenschen auf den ordentlichen gemeinen Kirchhof begraben läßt, wo die Todten sehr trocken zu liegen pflegen; und da die Kirchhöfe gewöhnlichermassen wohl umzäunt

umzäunet zu seyn pflegen, so werden auch Soldaten und Pferde denselben weit weniger betreten, als das Ufer eines Flusses.

Doch was halte ich Sie mit diesem abgeschmackten Zeuge auf; Sie werden ohnedem vielleicht bey sich denken, daß alle in diesem und dem vorigen Briefe beurtheilte Schriftsteller, unter der Kritik sind. Dis ist freylich wahr; aber ist es möglich gänzlich davon zu schweigen, wenn ein grosser Theil unserer Nation — nicht etwa diese Dichter liebt, da sey Gottfür, sondern es wenigstens für erlaubt hält in diesem abentheuerlichen Geschmacke zu schreiben. Ist es möglich zu schweigen, wenn täglich unter unsern Schriftstellern, der Geist der Scheinheiligkeit mehr einreißt, und es beynabe für Sünde will gerechnet werden, wenn man eine alberne Schrift ausüßet, deren elender Verfasser thut als ob er Religion und Tugend predigte. Kann man schweigen, wenn eben deswegen fast alle elende Schriftsteller sich unter dem Mantel einer guten Absicht, verbergen wollen, und uns die Geburten ihres ungesunden Geschmacks für Moral und

Religion verkaufen, wenn, ich schäme mich fast es zu sagen, wenn selbst einige unserer guten Schriftsteller diesen verderbten Geschmack begünstigen, und uns sehr öfters anstatt inniger Empfindungen, die abentheuerlichsten Ideen vorlegen, die, da sie in verschiedenen Fällen sehr nahe an den Fanatismus gränzen, eben so geschickt sind, das wahre Wesen der Religion als den guten Geschmack zu verderben. Und da der grosse unwissende Haufe, dennoch dieses falsche Glittergold, mit grosser Freude als Aecht annimmt; Sollte man nicht wenigstens unsere Jugend die einen so unersättlichen Schreibefügel fühlet, warnen, und ihr einzuprägen suchen, daß dieser dunkle nächtliche übermenschlich melancholische Geschmack, von dem sie glaubt, daß er zum pathetischen führe, gemeiniglich als der geradeste Weg zur Abentheuerlichkeit und zum unerträglichsten Unsinn befunden wird.

Re.

Hundert

Hundert und vier und achtzigster Brief.

Wieder ein ganz neuerliches Beyspiel, von der grossen Eilsfertigkeit mit der unsere deutsche Dichter neue Geburten zur Welt bringen, und von ihrer väterlichen Sorgfalt, daß ja keines; auch von ihren schlechtesten Gedichten, untergehe, sondern vielmehr, Aller Unvollkommenheit ungeachtet, der Welt so bald es möglich, vorgeleget werde! Und dieses Beyspiel giebt leider einer unserer besten Dichter, der wieder einen Band Gedichte herausgegeben hat, die warlich durch nichts verrathen, daß ihr Verfasser ein mehr als mittelmäßiger Kopf ist!

Lassen Sie sich aus der Vorrede, die Entstehung der beyden vornehmsten von diesen Gedichten erzählen, so werden Sie gleich ohngefähr muthmassen, wie groß ihr Werth seyn könne. Herr Zacharia hat Miltons verlohrenes Paradies übersezt, er war ganz voll von wilderhabenen Ideen, von Gedanken, die ausserhalb unserer Erde, ja wohl gar ausserhalb unserer Schöpfung herumschweifen, er nährte sich mit

tiefen Gedanken, und kam endlich auf den
 Einfall, sich einmahl in das Feld der ernst-
 haften Epopee zu wagen, und eine Materie
 auszuarbeiten die ganz Erdichtung wäre. Ein
 Einfall werden Sie sagen, den fast jeder mittel-
 mäßiger Kopf hat, wenn er kürzlich ein erhabenes
 Gedicht gelesen hat! Aber kurz! gesagt, ge-
 than! Herr Z. setzte sich an sein Schreibepult
 und vermuthlich, ohne seinen Plan ganz erdich-
 tet zu haben, (wenigstens war er ganz gewiß nicht
 ganz überlegt worden), schrieb er zwei Stücke,
 die in das grosse Gedicht sollten eingeschaltet wer-
 den. Auch dieses hätte ein mittelmäßiger Kopf,
 der von fremden Ideen voll ist, und eine gesunde
 Hand hat, sehr leicht thun können. Aber nun
 that Herr Z. was seiner würdig war, und was
 ein mittelmäßiger Kopf nicht so leicht würde
 gethan haben. Er überlegte seinen angefangenen
 Plan genauer, er bemerkte die grosse Schwierig-
 keit und vielleicht die Unmöglichkeit denselben gut
 auszuführen; er sah auch vermuthlich die Unvoll-
 kommenheit der geschriebenen Stücke selbst ein,
 er ließ also das Vorhaben fahren, dieses ernsthafte
 epische

epische Gedicht zu schreiben. Wohl gegeben! aber nun verschloß vielleicht Herr Z. die fertigen Entwürfe in sein Pult, oder opferte sie nach Befinden gar dem Vulkan auf? — Ach nicht doch — er läßt sie bey der ersten Gelegenheit abdrucken, * und berichtet dadurch der ganzen Welt, was sie; wenn er anders seinen Ruhm liebt hat, niemals hätte wissen sollen, nämlich, daß er eine weitschweifige Idee zu einem grossen erhabenen Gedicht gehabt, und sich hernach nicht geschickt befunden hat, dieselbe auszuführen, daß er einen Plan, ohne ihn recht zu überdenken, in der Eyl hat zur Wirklichkeit bringen wollen, und hernach seinen Fehler hat einsehen müssen. Man mag dieses betrachten wie man will, so ist es nicht zum Vortheile des Herrn Zacharia. Wenn du Bos einem angehenden Dichter rath, seine unausgearbeitete, seine Lehrlingsstücke vor den Augen der Welt zu verbergen, weil sie Vermahleins seinem Ruhme schaden müssen; Was soll man von einem solchen

Z 3

- * Die Schöpfung der Hölle, nebst einigen andern Gedichten von Friedrich Wilhelm Zacharia. Altenburg, bey Richter 1761. in groß 8vv.

solchen Dichter sagen, der nachdem er Stücke geliefert hat, die ihm Anspruch auf Ruhm zuwege bringen, wieder Stücke über Stücke liefert, die unter seinen Ruhm sehr erniedriget sind? Was soll man sagen? Entweder die Welt hat sich bey den vorigen Stücken geirret, oder — der gewesene Meister, wird wieder zum Zehrling!

Und wenn diese beyde Stücke, noch an sich betrachtet, Verdienste hätten, wenn sie als *dissecti membra Poetae* würdig wären, aufgesammelt zu werden! — Sie sollen sie näher kennen lernen und dann urtheilen Sie.

Lesen Sie beyde Stücke; sie sind beztelt: Die Schöpfung der Hölle und die Unterwerfung gefallner Engel und ihre Bestimmung zu Schutzgeistern der Menschen.

Die Schöpfung der Hölle? Klopstock sagt von ihr:

— — in drey erschrecklichen Nächten

Schuf Er sie, und verwandte von ihr sein Antlitz
auf ewig,

Das hätte Herr Z. mit seiner Hölle wirklich
auch thun sollen, nach der er sie vielleicht

— in

in drey unfruchtbaren Stunden geschaffen hatte, hätte er auf ewig sein Antlitz von ihr wegwenden sollen; da er aber dieses nicht zu thun, für gut befunden hat, so nehme er es seinen Lesern nicht übel, wenn sie Antlitz und Kopf dabey schütteln.

Die obigen Zeilen Klopstocks sind das Gängelband, an welchem er sich geleitet hat. Sie werden kaum glauben, was für fahle Erfindungen er braucht um diese Idee aufzustützen oder vielmehr zu verlängern, denn aus Klopstocks kleiner englischer Uhr, ist richtig ein Bratenwender gemacht worden. Klopstock sagt in Nächten, folglich ist die Hölle nicht am Tage geschaffen worden. Das ist auch ganz natürlich! aber in drey Nächten! das möchte uns andern armen unschöpferischen Geistern schwer fallen, drey Nächte mit der Erschaffung eines so wilden wüsten Wesens, als die Hölle ist, anzufüllen, aber Herr Zacharia weiß Rath. Hören Sie zu, wie er es angefangen hat: Gott befiehlt seinem Sohne tief unten im Chaos die Hölle zu schaffen, er eilet dahin, bey seiner Ankunft daselbst schuf

schuf er in der ersten Nacht zehn tausend Erd-
fugeln.

Das schwangere Chaos
Borst mit schmetterndem Krachen. Zehn tausend
Erdfugeln gingen

Dunkel hervor aus dem Chaos; sie wälzten sich
untereinander

In verschiedenen harmonischen Sphären; doch
waren die Flächen

Wüst und leer. Auf einigen lagen gleich hohen
Gebürgen

Nächtliche weinende Wolken, und dicke dampfende
Nebel;

Anderer waren umgeben, von wilden stürmischen
Seen,

Und noch andere lagen bedeckt mit drohenden
Felsen

Und weit überhangenden Bergen. So eilten sie
öde,

Finster, und wild die traurige Laufbahn.

Das sieht noch eben so gar schrecklich nicht
aus, am wenigsten aber dem Anfänge zur Schö-
pfung einer Hölle ähnlich. Unsere Erde nach dem
Bericht, der göttlichen Bücher, war im An-
fange der Schöpfung eben also beschaffen. „Sie

„war

„War wüste und leer, und es war finstern auf der
 „Tiefe.“ Zwar in der folgenden Nacht geschieht
 etwas mehr; tausend zusammengeketzte Donner
 zünden alle diese öde Erdbälle an! Warkich diese
 Beschreibung könnte etwas fürchtbarliches an
 sich haben, ich finde aber eben nicht, daß Herrn
 Z. Beschreibung davon, so gar stark ist, selbst die
 letzten Zeilen sind ungemein matt und verderben
 beynahe alles schreckliche.

Es malte

Ueber die flammenden Welten die Glut; ein frucht-
 barer Himmel

Ganz überdeckt mit brennenden Sternen.

Mit dann, nach der gemeinsten Meynung;
 die wenigstens poetische Wahrheit genug hat,
 unser eigenes Weltgebäude etwas anders, als
 ein Himmel; überdeckt mit brennenden Sternen.
 Könnten wir diesen Himmel auch weit näher
 betrachten, so würde er uns doch mehr prächtig
 als schrecklich vorkommen. Es ist wahr, dorten
 gehen die Sterne, und bey uns stehen sie; aber
 dieser Unterschied ist geringe, auch ein Himmel
 voll Kometen hat noch nicht das Schreckliche
 einer

einer Hölle. Wenigstens hätte Herr Z. und nicht einen Wink geben sollen, bey dem wir per ideam sociam nothwendig in Gedanken eine Vergleichung unsers Weltgebäudes mit seiner Hölle anstellen müssen —

Doch weg mit dieser Kleinigkeit; Sie meinen nun ohnfehlbar, die Hölle sey fertig. Zehntausend brennende Planeten, könnten ja wohl Teufel und Verdammte genug fassen. Ach ja freylich, Herr Z. hat auch Platz übrig; deswegen läßt er in der dritten Nacht, (weil doch eine dritte Nacht seyn mußte) alle diese zehntausend Stück mit entsetzlichem Krachen zusammen stoßen, und zwinget sie in einen ungeheuren Weltball zusammen, so wie Milton zehntausend und mehr Teufel ins Pandämonium zusammen zwinget. — Das ist sonderbar! das hätten Sie ohnfehlbar nicht vermuthet!

Lassen Sie mich hier eine Anmerkung machen, um allen üblen Auslegungen vorzubeugen, und dann gehe ich weiter. Diese Anmerkung wird ohnedem sehr brauchbar seyn, bey Beurtheilung unserer meisten neu-modischen Dichter, die so gern
Gegen:

Gegenstände, so ganz erdichtet sind, vortragen, in überirdischen Gegenden herumschweifen, und erhaben zu dichten glauben, so bald sie von Gott und seinen unmittelbaren Werken dichten; Wann wir in der heiligen Schrift die Wege Gottes lesen, so wundern wir uns gar nicht, wann uns vieles unbegreiflich vorläuft, wann wir von vielen Dingen nicht die Ursach finden können, und uns vieles nicht scheint zusammen zu hängen. Wir demüthigen uns, als Geschöpfe vor dem Schöpfer, wir glauben ehrfurchtsvoll, und sind keinesweges berechtigt mit vorwiltigem Tadel über Dinge herzufahren, deren wahre Beschaffenheit die ewige Vorsicht uns gänzlich zu offenbaren, nicht für gut befunden hat. Weit anders aber ist es beschaffen, wann ein Sterblicher auf Gottes Rechnung Sachen erdichtet, die in der Heil. Schrift keinen Grund haben, ~~alsdann~~ ~~ist~~ man wohlbefugt zu verlangen, daß solche mit der gefunden Vernunft übereinstimmen ~~sollt~~ ~~man~~ kann diese Erdichtungen vollkommen aus der

vortischer Erdichtungen her-

se nicht richtig vortragen in

Form



- Kann man sie widerlegen, ja so gar lächerlich machen, ohne daß der Dichter sagen dürfte, man habe die Religion angegriffen oder die Religion lächerlich machen wollen.


Die Fortsetzung folgt künftig.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 10. September 1761.

Beschluß des hundert und vier und achtzigsten Briefes.

Ist dieses nun ohnfechtig erlaubt; so frage ich den Herrn Z. auf sein poetisches Gewissen, warum doch wohl seine zehntausend Erdballen zwey Nächte lang in aller Herrlichkeit in harmonischen Sphären und lyrischen Laufbahnen herumlaufen müssen, um in der dritten Nacht in einen grossen ungeheuren Klumpen verwandelt zu werden, da doch auf einmal aus dem Chaos ein so grosser Weltkörper hätte entstehen können? Sind diese Umschmeiße überhaupt nur deswegen genommen worden, weil Klopstock drey Nächte gesagt hat, und Herr Z. kann keine andere Ursachen anführen, die näher in den unumstößlichen Regeln der Dichtkunst gegründet sind, so muß ich entweder schliessen, daß sein
ganzes Theil,  ganzer

ganzer Gegenstand keiner poetischen Ausbildung fähig ist, oder daß hier Armuth in der Erfindung ist, so grosse Armuth als jemals in der Dichtkunst seyn kann. Ich dünkte Herr Z. hätte in der Probe eines Gedichts das ganz Erdichtete seyn lassen, seine Erfindung schon in mehrere Kosten setzen können. Die Schöpfung der Todesengel wird er doch wohl nicht für Erfindung rechnen wollen, denn diese Wesen sind von Klopstock erfunden worden, und Herr Z. sagt bloß, daß eine Myriade von ihnen bey Gelegenheit der Hölle geschaffen worden. Damit er sie hernach doch zu etwas brauchen möge, setzt er sie zu Schildwachen an die Hölle; Klopstock hat hierzu nur zwey Engel nöthig gefunden, die er ans Thor der Hölle setzt, dadurch ist es dennoch wahrscheinlich, wie Satan neben dem Thore der Hölle vorbehey, so oft in die Schöpfung kommen kann, wenn aber Herr Z. die Mauer von einer ganzen Myriade bewachen läßt, so verstehen wahrhaftig ein paar Husarenfeldwachen ihr Handwerk besser, als diese ganze Myriade, denn jene pflegen den Ausgang und Eingang einer Festung mit leichter Mühe zu sperren.

So schlecht siehet dieses Stück von der Seite der Erfindung aus und die ist doch wahrlich die vornehmste Seite, zumahl, da hier lauter Erfindung seyn soll. Soll man im übrigen Herrn B. ein Verdienst daraus machen, wenn eine Beschreibung erträglich ist, wenn zwey Hexameter nicht so unharmlos sind, als pressig andern, wenn ein Page Gedanken Schimmer haben, der aber bey fernerer Untersuchung, blosser Schimmer bleibt. — O der müßte sein Feind seyn, der ihn wegen solcher Nichtswürdigkeiten loben sollte!

Das zweyte Stück heist: Die Unterwerfung gefallener Engel und die Bestimmung derselben zu Schutzgeistern der Menschen. Haben Sie diesen Titel gelesen, so haben Sie das ganze Gedicht gelesen: Orion ein Heersführer von Myriaden, sondert sich von Satans Heer ab, schlägt sein Lager besonders auf und läßt sein ganzes Heer um Gnade stehen; Gott erhört ihre Bitten, und schickt den Erzengel Gabriel an sie, um ihnen zu berichten, daß sie Gnade haben, aber zu ihrer Prüfung als Schutzgeister die Menschen bewachen sollten. Dies ist das ganze Ge-

dicht, und durch weitschweifige und aufgeblasene
 Hexameter ist es nur gedehnet worden, daß es
 über fünfzehn Seiten einnehmen muß. Wider
 beyde Theile dieser Erdichtung, sonderlich wider
 den letzten, würde die Theologie eben so viel ein-
 zuwenden haben, als die Poesie. Um nur eine
 Kleinigkeit zu bemerken: diese Geister, die schon
 der Fohne des Teufels gefolget sind; sind bloß
 auf den Befehl ihres Heerführers davon abgegan-
 gen, da sie nun über die ganze Erde ohne ihre
 Heerführer zerstreuet werden, wie leicht können
 sie wieder auf ihre vorige Gedanken zurückkommen
 und wie leicht kann der Teufel, der die Men-
 schen verführet, auch ihre Schutzgeister verführen;
 die Menschen sind also bey diesen Schutzgeistern
 sehr schlecht verwahret und der Gott des Herrn
 Zacharia. — Merken Sie wohl, nach meiner
 obigen Anmerkung, daß hier gar nicht von dem
 wahren ewigen Gott die Rede ist — hat diese
 Einrichtung eben so wenig überdacht, als Herr
 J. den Plan seines Epischen Gedichtes.

Re.

Hundert.

Hundert und fünf und achtzigster Brief.

Die beyden Fragmente von Gedichten von denen ich Ihnen neulich geschrieben habe, wollten noch nicht einen Band ausmachen, also that Herr Z. fuga vacui noch drey Gedichte hinzu, die ohngefähr eben so mittelmäßig sind, als die erstern beyden. Das erste heißt: Vergnügungen der Melancholey, und ist aus dem Englischen eines gewissen Thomas Wharton übersezt; ich habe das Original nicht gesehen, und verliere vielleicht auch nicht viel dabey, denn, wenn mich die Uebersetzung nicht sehr betrügt, so war die Schuld gar nicht werth von einem Manne wie Herr Z. übersezt zu werden. Der Verfasser ist ein melancholischer Mensch, er sagt:

Andre mögen am lächelnden Abend des Som-
mers sich weiden
Wenn sie aufs dumpfe Geräusch des fernen Was-
serfalls lauschen
Und das sanftere Roth des streifigten Wessens
betrachten

Ich erwähle die nebligten Dämmer des blauen
Decembers.

Diesen seltsamen Geschmack und seine ganze
Melancholy kann man ihm wohl lassen, daß er
aber ein grosser Dichter ist, wird mich niemand
bereden. Er läßt nach seltsamen Einfällen, wie
ein Petitmaitre nach Witz läuft. Hören sie ein-
mal den Anfang des Gedichts:

Mutter des Nachdenkens, weise Betrachtung,
der ernsten Gedanken
Schöpferin, deren Grösse hoch auf Teneriffa
Gipfel
Steht, wo mitten in schrecklicher Nacht der
heulende Sturmwind
Dem wildströmenden Regen und prasselnden Hagel
begleitet,
Dein hinborschendes Ohr ergötzt, indem du erbein-
test
Mitten im Aufruhr, vergraben im ruhigsten
Nachdenken sitzt.

Mit Erlaubniß des B. auf dem Gipfel eines
der höchsten Berge in der Welt giebt es weder
Sturmwind

Sturmwind, Regen noch Hagel, wann die
 Melancholey auf Sturmwind, Regen und Hagel
 hinborcht, so kann sie unmöglich vergraben
 im ruhigsten Nachdenken sitzen, und soll sie
 ja nachdenken, so hätte ihr der B. leicht die
 beschwerliche Reise bis nach dem Teneriff erspa-
 ren können, dann es giebt dazu ganz in der Nähe
 sehr bequeme Dörfer.

Einem natürlichern Einfall, als den folgenden,
 kann man unmöglich haben:

Was ist der elende Pomp, das leere Gepränge
 der Höfe?

Weit beglückter scheint mir der hohe Verbannte
 der einsam

Tief in den Wästen Sibiriens trauert, in den al-
 ten Gemächern

Eines hohen Kastells verschlossen. So weit ihr
 sein Auge

Aus dem trüben Fenster hinaus trägt, erblickt er
 Heiden

Unabsehblich Flächen, auf denen ein ewiger Winter
 Seinen Eiswagen rollt; da immer einerley
 Aussicht

Nach in der That vor ihm aufsteigt, die vielen
 . . dunkeln Basteien

Und die hohen Spitzen des Dachs; da indessen
 die Glocke

Sein vom höchsten Thurm unwirthbare Büsten
 durchschallet,

Und mit dem traurigen Schall, auch neuen Kum-
 mer erwecket.

Es läßt sich mit vollkommenem Grunde sagen
 z. E. ein in Ungnade gefallener Staatsmann sey
 auf seinem Landgute weit glücklicher, als da er in
 seiner größten Macht und Glanze bey Hofe war.
 Aber man stößt die gesunde Vernunft gerade
 vor dem Kopf, wann man behaupten will, weil
 an den Höfen leere Pracht ist, so sey ceteris
 paribus derjenige glücklicher, der in das schreck-
 lichste Gefängniß in Sibirien eingeschlossen ist,
 wo er bloß durch ein trübes Fenster, immer
 dieselbe Aussicht auf ein ewiges Eissfeld hat, und
 dem vermuthlich auch die übrigen Bequemlich-
 keiten des Lebens verhältnißweise versaget werden.
 Eben so leicht, möchte man mir einbilden, ein
 Philosoph sey glücklicher, wenn er dreyßig Striche
 mit

mit der Naute empfängt, als wann'er Wohlstandes halber auf eine Masquerade gehen muß. Poetische Grillen müssen nicht bis über die Wahrscheinlichkeit getrieben werden; ich bin gewiß, sowohl der Verf als auch Herr Z. würden sich zu London und Braunschweig lieber verweilen, als sich auf weit geländere Bedingung nach Sibirien schicken lassen.

Man siehet wohl, Wharton ist einer von den schlechten Nachahmern Youngs, deren es in Deutschland bey hunderten giebet. Er hat vor unsern Deutschen Nachtgedankenmachern nur so viel voraus, als die englische Mittelmäßigkeit beständig vor der deutschen Mittelmäßigkeit voraus zu haben pfleget. Daß in Engelland selbst gute Köpfe auf dieses Gedicht wenig halten, wollte ich wohl aus einer vortreflichen Stelle in Akinfide's Pleasures of Imagination beweisen, worinnen fast wörtlich darauf gezielet seyn muß. Wharton sagt:

Unter jener müssen Abtey demoosten Ge-
wölben

Laß mich oft in der stillen und dämmernden
Stunde des Abends

Sitzen, wann ich der Mond in den dunkeln graun-
vollen Kreuzgang

Einen langen Stral von strömendem Lichte hin-
einkircht;

Und ein tiefes heiliges Schweigen auf allem um-
her herrscht

Außer dem fliegendem Liede der Eule, die un-
ter dem Schutte

Finker dämpfiger Hölen ihr ödes Wohnhaus
erbauet;

Oder laß mich auch oft den nahen Dammengang
irren

Wo die Klosterbrüder vor dem tieffamig ge-
wandelt.

Aber wann jeho die Welt in der Mitternacht
Kabengewand sich

Eingekleidet, dann laß mich die frühe zitternde
Flamme

Mitten im hallenden Weinhause sehn. Die über
den Haufen

Dürer

Dürrer Knochen und Schädel mit blassem
Glanz sich verbreitet

Da indes an der schimmernden Mauer ätherische
Stimmen

Weit hinunter ertönen, und Geistergestalten
von ferne

Durch die langen gekrümmten Gewölbe die ein-
samen Schritte

Zu sich hinhinken.

Nun hören Sie Akinsides treffliche Stelle,
von der ich wohl wünschte, daß sie sich alle die
Knaben zur Warnung dienen ließen, die tht
in Deutschland ihre unmündige Muse an Grä-
bern und Kirchhöfen herumschweifen, und schwär-
merische Narrenspossen predigen lassen.

Tho' the poisonous charms
Of baleful superstition guide the feet
Of frevile Numbers, thro' a dreary way
Tho their Abode, thro' desarts thorn and mire
And leave the wretched Pilgrim all forlorn
To muse at least amid the ghostly gloom
Of graves and hoary vaults and chloister'd cells
To walk with spectres thro' the midnight shade
Ant to the screaming owl's accursed song

Attune

Attune the dreadful workings of his heart;
 Yet be not ye dismay'd. A gentler star
 Your lovely search illumines. From the grove
 Where wisdom talk'd with her Athenian sons,
 Could my ambitious hand intwine a wreath
 OF PLATO'S olive with her Mantuan bay,
 Then should my pow'rful voice at once dispell
 Those monkish horrors: then in light divine
 Disclose th' Elysian prospect, where the steps
 Of those whom nature charms, thro' blooming walks,
 Thro' fragrant mountains and poetic streams,
 Amid the train of sages, heroes, bards,
 Led by their winged Genius and the choir
 Of laurell'd science and harmonious art,
 Proceed exulting to th' eternal shrine,
 Where truth conspicuous with her sister-twins,
 The undivided partners of heav'nly,
 With good and beauty reigns. O let not us,
 Lull'd by luxurious pleasure's languid strain,
 Or crouching to the frowns of bigot-rage,
 O let not us a moment pause to join
 That godlike band.

Ich wünschte wohl, daß Herr Z. diese schöne
 Stelle übersetzt hätte, da er doch vorgiebt, daß
 er in seinen, in eben dieser Sammlung befindlichen
 Unter-

Unterhaltungen mit seiner Seele, Stellen aus den Pleasures of Imagination nachgeahmet habe. Diese Unterhaltungen sind sonst ein so ziemliches moralisches Gedichtgen, darin man aber wahrhaftig nichts von Alfinsides liebenswürdiget. Schwärmerey findet, und dergleichen Sie und ich auch wohl machen könnten, wann wir ein Paar Stunden mit Reimen verderben wolten. Dann wirklich sind diese Unterhaltungen ich weiß nicht warum, in Reimen abgefaßt, der Seele Herrn Z. werden doch wohl die Hexameter nicht zuwider seyn?

Wollen Sie ein klein Vorßgen: hier ist eine Stelle die eben nicht die schlechteste in diesem Gedichte ist;

O Einsamkeit! Wie kann der Mensch dich
fliehen.

Wie kann er sich um Zeitverderb bemühen!

Er ist betrübt, daß nicht Tumult und Lärm

Ihm ungenüß auch diesen Tag entwandt.

Er fürchtet sich mit sich allein zu bleiben;

Greift mit dem Strom von nichtigen Zeitvertreiben

Beständig

Beständig fort. Und jede Kleinigkeit,
 Und jedes Kinderspiel das ihn zerstreut,
 Ruft er herzu, dem Unglück zu entgehen
 Das er so ängstlich scheut — sich selbst zu sehn.

Wie gesagt, ganz schlecht ist dieses Gedicht nicht,
 aber es bedeutet auch nicht viel, und noch weniger
 bedeutet das allgemeine Gebet. Dieses reiht
 weder an Pöpens Original, noch an Sagens
 Uebersetzung, was könnte man auch wohl über
 einen so oft schon gebrauchten Gedanken sagen.

Wenig* mir überhaupt diese fünf Stücke,
 besonders die drey letztern wären im Manuscript,
 als die Versuche eines ganz unbekannten jungen
 Menschen, gegeben worden; so wüßte ich nicht
 ob ich ein besonders Genie zur Dichtkunst darin
 würde entdeckt haben; Ich würde dem jungen
 Menschen vielleicht gerathen haben, in neun
 Jahren noch kein Gedichte drucken zu lassen, die
 Alten fleißig zu lesen, die deutsche Prosodie
 genau zu studiren, u. d. gl. Ist da ich weiß,
 daß diese Gedichte von einem alten erfahrenen
 Dichter betühren, so sage ich freylich nicht das
 obige;

obige; aber es verdrisset mich sehr, daß viele unserer besten Köpfe, so wenig für ihren wahren Ruhm sorgen, daßes ihnen einerley ist, ob sie gut geschrieben haben oder nicht; wann sie nur viel schreiben können.

Ne.

Wey

die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 18. September 1761.

Hundert und sechs und achtzigster
Brief.

Herr Kabe. hat die Critik meines jüdischen Gelehrten mit einer Art von Selbstverleugung aufgenommen, die ihm vielleicht mehr Ehre bringt, als wenn er die ganze Mischnah, ohne die geringste Unrichtigkeit übersetzt hätte. Er hat unserm 122sten Brief, in welchem seine Uebersetzung beurtheilt wird, in die Vorrede zum zwenten Theile einrücken lassen, und ohne weitere Umstände, ohne seinen Beurtheiler zu thuganiren, oder Ausflüchte zu suchen, mit Verlesgnung aller Schriftstellerischen Eitelkeit angezeigt, wie die getadelten Stellen zu verbessern seyen. „Es kommt einem Autor hart an, sagt Herr K. eben daselbst, eine Critik unbeantwortet zu lassen, oder gar zu bitten, ihm seine Fehler zu verzeihen.

„hen. Ich habe zu billigen Lesern das Zutrauen,
 „sie werden letzteres von selbst thun, um so mehr,
 „wenn ich ihnen melde, daß mich diese Arbeit
 „desto mehr Mühe gekostet, weil ich keine Lehr-
 „meister dazu gehabt, und mir auch die brauch-
 „barsten Hülfsmittel, dieselbe zu erleichtern, ge-
 „fehlt.“ Niemand wird ihm hierin mehr Gerech-
 „tigkeit wiederfahren lassen, können als mein Rabbi.
 „Man kann der Arbeit des Herrn R. wieder-
 „holte er lechlich bey Erblickung des zweyten Theils
 „der Mischnah, das Lob einer wohlgerathenen
 „Uebersetzung nicht verweigern. Er hat hierund da
 „gefehlt, allein welche Uebersetzung ist von allen
 „Fehlern frey? Sobald ein Uebersetzer zeigt,
 „daß er die Sache verstehet, beyder Sprachen
 „kundig ist, und sich um die Uebersetzung Mühe
 „gegeben; so sind die Fehler die ihm entwisphen,
 „auf die Rechnung der menschlichen Schwachheit
 „zu schreiben. Hat er noch überdem ein Werk
 „unternommen, das mit so vielen Schwierig-
 „keiten verknüpft ist, als die Mischnah; so ist die Nach-
 „sicht eine Pflicht, die er von billigen Lesern fordern
 „kann.“

Mein

Mein Rabbi hat auch von dem zweyten Theile einige Tractate mit Aufmerksamkeit durchgelesen, und mit der Urschrift verglichen. Er versichert einige der schwersten Masichtoth durchgehends richtig übersetzt befunden zu haben. In dem zweyten Tractat, von den Vermischungen, oder Verbindungen der Oerther am Sabbath, der einer der schweresten in der ganzen Mischnah seyn soll, hat er nur wenige Unrichtigkeiten bemerkt, und der dritte, von den Osterfesten, soll ihrer nicht viel mehr haben. Hier sind die Stellen in den von ihm durchgesehenen Tractaten, wo er Ursache zu haben glaubt, mit der Uebersetzung des Herrn R. unzufrieden zu seyn! Ich werde hier abermahls meinen Rabbi mit dem Uebersetzer der Mischnah reden lassen, und mich so lange empfehlen. —

Tractat II. Erubin.

E. 1. M. 9. „Da sodenn die sonst erforderliche Höhe von 10 Ehlen heraus kommt“ ist vermuthlich ein Druckfehler, und soll heißen, 10 Sandbreit.

E. 3. M. 5. „Kommst er dann andersher
her; so soll er überall hinwärts gelten.“ Soll
heissen: „Kommen ihrer zwey; so will ich die
Wahl haben.

E. 4. M. 3. „Wenn jemand über die Gren-
ze des Sabbaths auf eine nach den Gesetzen
erlaubte Weise hinausgegangen (i. E. jemandes
Leben zu retten, den Neumond zu sehen,
u. s. w.)“ um den Neumond zu sehen, ist nicht
erlaubt, über die Sabbathsgrenze zu gehen,
wohl aber um den Ausgang des Neumonds vor
dem hohen Gerichte zu Jerusalem zu bezeugen.

E. 5. M. 1. „So auch, wenn von den
Thürmen u. s. w. — richtet man sich in allen
diesen Fällen nach den aussen hervorragenden
Theilen; daß man daraus die Gestalt
einer viereckigten Tafel bringe, (und also
wenn i. E. an der Nord-Östlichen Ecke u. s. w.)
und man auch dabey die Ecken, (welches bey
einer Rundung nicht geschieht) gewinne.“
Herr R. verbindet hier zwey Sätze, die getrennt
werden müssen. So heisst es nach dem Grund-
texte! „richtet man sich in allen diesen Fällen nach
den

den ausßen hervorragenden Theilen: und also
 wenn z. B. an der Nord-Ostlichen Ecke u. s. w.)
 „Man giebt aber überhaupt der Sabbathgrenze
 „die Gestalt eines Vierecks, (aber nicht eines
 „Zirkels) damit man die Ecken gewinne.“

M. 4. Die hier unter dem Text stehende
 Note, beschreibt die Art zu messen, die in der
 Mischnah das Durchbohren der Berge genannt
 wird. An der Stelle aber, wo sie angebracht
 worden, ist die Rede noch nicht von dieser Messungs-
 art, sondern von dem sogenannten Ueberschlagen,
 oder Verschlingen (S. R. Jom tob).

M. 9. „R. Akiba setzte den andern Leh-
 „rern entgegen, ob sie denn nicht eingestünden,
 „daß wenn jemand seinen Erub in einer Höle
 „machte, man ihm von dem Orte des Erubs
 „nicht mehr als 2000 Schritte erlaubt, (und
 „er wo solche zu Ende nicht weiter in die Höle
 „hineingehen dürfe)?“ Ich begreife nicht,
 was Herr R. mit dem weiter in die Höle
 hineingehen sagen will? Der Sinn ist dieser:
 „Wer seinen Erub in einer Höle macht, der
 „kann von dem Orte des Erubs nicht mehr als

„2000 Schritte gehen (und also wird ihm die
„Höle mit angerechnet, und man läßt sie nicht
„vor 4 Ehlen gelten.) S. M. 8.

E. 7. M. 9. „Wenn die Speise weniger
„worden, dürfe man zu dem, was davon übrig
„ist, hinzu thun, es sey so wenig als man wolle.“
Nach der Meynung des R. Jose, ist das Hin-
zuthuen, wenn die Erubspise weniger worden,
ganz und gar unnöthig. S. Raschi, R. Bar-
tenura und R. Jom Tob.

E. 8. M. 5. „R. Jose macht den Unter-
„schied u. s. w. — ob er gleich eingestehet, daß
„eine Wohnung auch in Abwesenheit ihres Be-
„wohners eine Wohnung heiße.“ Wäre dieses;
so müßte ja ein Jude so gut in seiner Abwesen-
heit verbiethen, als ein Heide. R. Jose muß
also gerade das Gegentheil behaupten, daß
nämlich eine Wohnung bey Abwesenheit des
Besitzers eigentlich keine Wohnung zu nennen sey:
daher es denn darauf ankommt, ob die Besitzer
am Sabbath zurück zu kommen pflegen.

E. 10. M. 1. Mol. „Diese Satzung kömmt
„auf die Frage an, u. s. w.“ Herr R. hat
diese

diese ganze Erklärung falsch verstanden. Ich mag mich bey der Critik nicht aufhalten, sondern schreite sogleich zur Verbesserung. Herr R. wird mich schon verstehen. „Der erste Lehrer hält es, dem Gesetze nach, für ein „Geboth, am Sabbath Tphillin zu legen; nur sollen „die Weisen solches untersagt haben, aus Besorge, man möchte sie in der Hand in einem „öffentlichen Reschuth vier Ehlen weit tragen. „Da nun am Sabbath Tphillinlegens Zeit „ist; so darf der Gindende nicht mehr als ein „einziges Paar anlegen und nach Hause tragen; „denn das zweyte Paar würde durch das Verboth; Nichts hinzu zu thun; zu einer Last werden. Rabbam Gamliel aber will, am Sabbath sey das Tphillinlegen gar nicht geboten; daher das Verboth, nichts hinzu zu thun, hier nicht statt findet. Vielmehr seyen die „Tphillin am Sabbath, als ein Schmuck anzusehen, und da am Haupte, und am linken „Arm zwey paar Tphillin angebracht werden können; so hält dieser Lehrer für erlaubt, je zwey

„paar nach Hause zu bringen.“ Herr R. ist hier ziemlich nachlässig gewesen.

Tractat III. Pesachim.

E. 2. M. 4. „Und darf auch, so die Hebe unrein gewesen, den Werth des Holzes, womit sie hätte verbrannt werden sollen, nicht bezahlen.“ Ist unrichtig. Warum sollte auch das Holz, so man nicht gebraucht, bezahlt werden? der Sinn ist; wenn die Hebe unrein gewesen; so braucht er nicht einmal so viel zu bezahlen, als sie statt gemeines Brennholzes, zum verbrennen werth gewesen.

M. 5. „Indem solche Kuchen von Dankopfer und Gladen von Rasiräer) alsdenn schon, ungesäuert seyn müssen, und man Schuld, mit Schuld nicht bezahlen könne.“ Dieses ist nicht die wahre Ursache: sondern weil es in der Schrift heist: Ihr sollt die Mazoth hüten; daher sie für die Ostern, aber nicht bloß für Dankopfer, oder für die Rasiräer gehütet werden müssen.

M. 6.

M. 6. „Es wird auch erfordert, daß man
 „von dem Stengel esse, auch wenn diese Kräu-
 „ter dürr sind, welches bey den Blättern nicht
 „statt hat.“ Soll heißen: „So erfüllt man
 „auch seine Pflicht, wenn man den Stengel die-
 „ser Kräuter ißt. (Wenn vorhin gesagt worden,
 „die Kräuter mögen auch dürr seyn; so ist dieses
 „nur von den Stengeln, aber nicht von den
 „Blättern zu verstehen).

E. 3. M. 3. „Wenn in einem Backtrog
 „einer Olivengroß Teig an einem Orte bey-
 „sammen ist, zu dem Ende, einen Ritz damit
 „zu verfleiben, ist man schuldig solchen wegzü-
 „schaffen; ist es aber nicht so viel, oder man hat
 „ihn nicht zu dem Ende hingefleibt, wird
 „es um der Wenigkeit willen nicht geachtet.“
 Dieses ist falsch! Wenn der Teig nicht zum Verflei-
 ben da ist, so wird vielmehr jede Wenigkeit geachtet
 und muß weggeschafft werden. S. Gemara.

E. 5. M. 6. „Wenn der Israelite (oder
 „auch ein Fremder u. s. w.)“ Was will Herr
 R. hiermit sagen? Ist ein Fremder, wenn vom
 5 Opfern

Opfern die Rede ist, irgend ein anderer, als ein Israelite?

M. 8. „So wie es mit Schlachtung des „Osterlammes an Werkeltagen gehalten wurde, „eben so wurde es am Sabbath gehalten, außer „für daß die Priester den Vorhof abschwemmten; wiewohl solches nicht mit Wohlgefallen der „Gelehrten geschehen.“ So? haben denn die Priester den Vorhof an Werkeltagen nicht abgeschwemmt? — Der Verstand ist; „außer „dem Abschwemmen des Vorhofs, welches die „Priester zwar auch am Sabbath thaten, die „Gelehrten aber nicht zugeben wollten.“

E 6. M. 2. Sagt Herr R. R. Elieser halte davor, die Festfreude sey, als eine gebotene Sache anzusehen, welches aber eigentlich die Meinung des R. Jhoschua ist, R. Elieser aber hält die Festfreude für eine Sache, die im freyen Willen steht.

M. 3. „Hingegen, wenn es Sabbath ist, „wenn das Osterlamm zureicht zur Sättigung „der Gesellschaft, oder die meisten darunter „unrein sind u. s. w.“ Nicht die meisten unter
der

der Gesellschaft, wie es hier scheinen sollte; sondern der größte Theil der Gemeine, da denn das Osterlamm in Unreinigkeit dargebracht wird.

E. E. 7. M. 3. Wo diese Lehre vorkommt.

M. 5. „Wenn jemand das Osterlamm an einem Sabbath schlachtet, ohne namentlich zu bestimmen, daß es ein Osterlamm sey, u. s. w.“ Schelo lischmo heißt, nicht im Namen des Osterlammes, sondern im Namen eines andern Opfers, da denn das Osterlamm untüchtig, und der Schlachtende eines Sündopfers schuldig wird. Der Mangel einernamentlichen Bestimmung aber macht weder das Osterlamm untüchtig, noch den Schlachtenden schuldig.

E. 7. M. 10. „Die Spannaden (so man nicht essen darf, wie die in der Hüfte oder nicht essen kan.)“ Was nicht gegessen werden kann, hat nicht nöthig verbrannt zu werden. Die Rede ist hier von dem Theile der Spannaden an der Hüfte, der dem Gesetze nach erlaubt ist, und auch gegessen werden kann, nur daß ihn die Weisen verbothen zu essen.

E. 9.

E. 9. M. 9. „Weiß man aber nicht, welches von beyden zuerst geschlachtet worden; so ist ersterer von dem Seinigen, die andern aber dürfen nicht mit ihm essen, (es möchte das Ihrige, dessen sie sich begeben, zuerst geschlachtet worden seyn.“ Soll heißen: „es möchte das Ihrige zuerst geschlachtet worden seyn, und sie sich dadurch des Seinigen begeben haben.“

Eben das. „Sondern müssen das Ihrige an die Brandstätte bringen, (es möchte das Seinige zuerst geschlachtet worden seyn, womit sie nicht in Gesellschaft stehen).“ Wenn das Seinige zuerst geschlachtet worden, so stehen sie allerdings mit ihm in Gesellschaft, denn nach dem Schlachten ist nicht mehr Zeit zum Abfagen. Diese Stelle muß also verbessert werden, und zwar folgender Gestalt, „es möchte das Seinige zu erst geschlachtet worden seyn, da sie sodenn das Recht nicht mehr gehabt hätten, sich dessen zu begeben, und ein anders zu schlachten.“

Der

Der fünfte Tractat Joma, oder von dem
Versöhnungsfeste, ist durchgehends richtig übersetzt.

Tractat VI. Succah.

S. I. M. I. „So ist sie auch untüchtig,
„wenn sie nicht 20 Handbreit hoch ist.“ Ist
vermuthlich ein Druckfehler, und soll heißen, 10
Handbreit.

M. 4. „Indem man keine Laubhütte macht,
„aus dem, so noch im Felde steht, dieweil es
„heißt, sie soll gemacht werden.“ Diese
Ursache würde statt finden, wenn die Bedeckung
nicht von Menschenhänden, oder nicht zur Laub-
hütte gemacht worden wäre. Daß man aber
mit dem, was im Felde steht, keine Bedeckung
mache, kommt daher, weil es heißt, von deiner
Tennen und von deiner Kelter.

M. 7. „Die Schule Hilel, man müsse
„sie ganz aufreißen, oder Eines zwischen zwey
„Brettern heraus thun; A. Meir aber, man
„soll nur je eines zwischen zwey Brettern heraus
„nehmen, und bedürfe es weiter keines Aufreiß-
„sens.“ Ist ungegründet, und soll heißen: „Die
„Schule

„Schule Hilel will, man könne entweder auf-
 „reißen, oder Eines herausnehmen; R. Meir
 „aber, man müsse Eines herausnehmen, daß
 „Aufreißen aber würde nicht helfen.“

E. 3. M. 12. „Jungleichen verordnete er,
 „daß der Tag, da man die Webe garbe dar-
 „brachte, (der 16te Nisan) ganz verboten seyn.
 „soll (an demselben Tage nichts von dem neuen
 „Getreid zu essen)“ Und in der Note heißt es:
 „Da es vorhielt so lange der Tempel stand, so bald
 „sie dargebracht wurde, solches erlaubt gewesen;
 „so war es nachher so bald der Tag anbrach,
 „erlaubt; Er machte aber diese Verordnung,
 „damit der Tempel desto eher wieder erbauet
 „werden möchte.“ Wie hängt dieses zusam-
 men? Wird der Tempel desto eher aufgebauet
 werden, weil man den 16ten Nisan noch nichts von
 dem neuen Getreide essen darf? Herr R. hat
 hier, wie es scheint, nicht mehr als die halbe
 Periode gelesen. Es heißt eigentlich: „Er machte
 diese Verordnung, aus Besorge, man möchte,
 „wenn der Tempel wieder aufgebauet seyn würde,

„es gleichfalls, so bald der Tag anbricht, für
„erlaubt halten.

Tractat VII. Bezah oder Jom tob.

E. 1. M. 1. „Gelinder als die Scham-
„männer,“ soll heißen, strenger.

E. 4. M. 1. Am Ende der Mischnah be-
ziehet sich Herr R. auf eine unterstehende Note,
die hier nicht zur Sache kommt. Daß das
Holz im Hinterhose verboten ist, kommt keines-
weges aus der in dieser Note angeführten Ursache,
weil es nicht erlaubt ist dergleichen Dinge so zu
thun, wie man sie an Werkeltagen zu thun pflegt;
sondern weil das Bäntholz gar nicht zum Brennen
bestimmt und also nutzlos ist. S. R. Bartenura.

M. 5. „Doch darf man, nach R. Judah
„die zwei Enden von einem Docht in zwei
„Lampen thun, und solche anzünden, sodann aber
„in der Mitte dieselbe abbrennen.“ Ist undeutlich,
und soll heißen, und solche in der Mitte anzünden
um sie dadurch abzubrennen.

M. 7. „Die andern Gelehrten aber sagen,
„man müsse genauer bezeichnen, was man davon
„essen wolle, von wo an, bis wo hin, (indem man
„die

„die Wahl nicht habe, von dem ganzen Hause zu nehmen, wo man wolle.“ Niemand begreift was Herr R. mit dieser Ursache sagen wolle; Man muß genauer bezeichnen, denn man hat die Wahl nicht. Eigentlich aber hat es damit folgende Bewandnis: Die Rabbinen sind uneinig, ob eine Wahl statt finde oder nicht. Das heißt, ob eine Sache, die von einer künftigen Wahl abhängt, als bestimmt anzusehen sey oder nicht. Die allhier vorkommenden Gelehrten halten dafür, es fände keine Wahl statt, daher nichts dem freyen Willen überlassen, sondern alles so genau als möglich bestimmt werden müsse. — Es weiz die Kritik. —

Herr Rabe hat auch den dritten Theil der Mischnah bereits herausgegeben; er ist aber meinem Rabbi noch nicht zu Gesichte gekommen. Ich werde ihm ein Exemplar davon zuschicken, und mir seine Kritik ausbitten, so bald ich wieder Lust haben werde, Ihnen einen Brief zu schreiben, den wir beyde nicht verstehen.

D.

B r i e f e

Die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 24. September 1761.

Hundert und sieben und achtzigster Brief.

Das goldene Sprüchelgen des Horaz:

Sumite materiam vestris qui scribitis aequam
Viribus &c, versare diu, quid ferre recusent.
Quid valeant humeri!

wird zwar von unsern angehenden deutschen
Schriftstellern gemeiniglich, auf mehr als eine
Weise, und so oft übertritten, daß es fast keine
Selteneit mehr ist, Schriftsteller zu sehen, die
der Materie nicht gewachsen sind, von der sie
schreiben. Aber um ein Buch über eine Sache
zu schreiben, von der man so viel als gar nichts,
das heißt, nicht mehr versteht, als man aus einer
flüchtigen Lecture halb unverständlich kann ent-
fangen haben, dazu gehört, ein so überschäumendes
Müßer Theil.

licher Grad der Unverschämtheit — als ich wirklich seit kurzem nur bey zwey deutschen Schriftstellern angetroffen habe. Der eine will von der Malerey urtheilen, von der er die ersten Anfangsgründe nur den Buchstaben nach kennet; und der andere hat der Poesie, Musik und Malerey neue Regeln vorschreiben wollen, ohnerachtet er in der Theorie aller dieser Künste beynabe gleich unwissend ist. Sollte bloß der Grad der Unwissenheit einen Vorrang geben, so wüßte ich nicht von welchem dieser beyden Schriftsteller ich zuerst reden müßte: Aber ich muß wohl von dem letztern zuerst reden, weil er älter ist, den erstern will ich bis auf eine andere Gelegenheit versparen.

Schon seit anderthalb Jahren liegt ein unerhörter dicker Band von völlig achteckshundert Seiten in groß Octav vor mir! Ja wer nur lesen wollte! — Endlich muß ich doch an diese tödliche Arbeit, denn ein Schriftsteller der in diesen Zeiten, da die kleinen Bücher so sehr Mode sind, das Herz gehabt hat zwey grosse Alphabete voll zu schreiben, muß Ihnen doch nicht ganz unbekannt bleiben. Zwar ist es der Welt so unbekannt geblieben

blieben, daß ich mich fast nicht einzahl erinnere, in unsern vielen gelehrten Zeitungen, etwas davon gelesen zu haben; inzwischen kann ich Ihnen aus eigener betrübter Erfahrung versichern, daß dieser dicker Band wirklich existiret, und daß ihn Carl Herrmann Hemmerde * bereits vor Jahr und Tag gedruckt hat.

So wie Sie diesen Band aufschlagen, fällt Ihnen eine große kritische Abhandlung ins Gesicht, die in neumodischem Deutschen den Titel führet: Abhandlung einiger kritischen Anmerkungen über das Natürliche in der Dichtkunst. Diese Abhandlung gleicht vollkommen überzünftigen Gräbern, die von aussen hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtengänge und alles Unflats; dann unter vier ganz vernünftigen Abtheilungstiteln: Von Eintheilung der Natur und Dichtkunst; von der malerischen Poesie; von der lyrischen Poesie und der Empfindung; von der mimischen Poesie; steht fast auf allen Seiten das abentheuerlichste

Zeug, was jemals über diese Materien mag geschrieben worden seyn. Aus dieser Abhandlung einen Auszug zu machen ist ganz unmöglich, und alles zu widerlegen, würde beynahe eben so unmöglich seyn, denn eine Ordnung ist in dieser Gewäsche gar nicht zu finden. Der Verfasser bringt bey einigen sehr gemeinen Bemerkungen, ein bisgen Philosophie gemeiniglich so unverdant, und eine höchst seichte Kenntniß der Künste, so unverständlich und links an, daß man über die Eise, die er aus dieser Vernünfteleh abziehen will, erstaunen muß, weil fast keine Zeile rechten Menschenverstand hat. Um Ihnen also mein hartes Urtheil, das Sie dem Ueberdruß über Lesung dieses ungehörten Werks zu gute halten müssen, einigermaßen zu rechtfertigen, kann ich nicht mehr thun, als Ihnen einige Abgeschmacktheiten anführen, die Ihnen gewiß die Lust verderben sollen; mehrere Beweise zu fordern.

In der ersten Abtheilung, in welcher er, theils des Vatteux Grundsatz befestigen, theils, Gott weiß was! für ein verwirrtes Eßgebäude darauf

aufbauen will, findet er am Ende, daß sich das
 Lehrgedicht nicht in seinen Kram schicken will;
 nun hören Sie einmahl wie kurz er es abfertigt,
 „Endlich, sagte er, bleibt eine Sorte Werke übrig,
 „die man dogmatische hat nennen wollen; und
 „was sollen wir mit denen anfangen? Sind sie
 „natürlich, oder sind es gleichfalls Misgeburten?
 „Ahmen sie die Schöne Natur nach? Sind es
 „Poesien? Gewiß nicht, wann sie nicht lyrische
 „Empfindungen über das Gute und Böse, Schöne
 „und Häßliche sind? — Schön! Als wann
 Empfindungen, Nachahmungen der Natur
 wären.

Die ganze Entdeckung, die der Verfasser will ge-
 macht haben, und die ihm eigentlich bewogen hat,
 das Werkgen zu schreiben; ist folgendes: Er meynt
 der Maler ahme bloß die leblose Natur nach,
 der Tonkünstler ahme die lebendige Natur oder
 die Empfindungen nach. Der Tänzer zeige in
 mimischen Gebärden die Sitten und Handlungen,
 die mit den Empfindungen verknüpft sind. Die
 Dichtkunst aber vereinige alle diese Künste.

Diese Sätze uneingeschränkt betrachtet, sind grundfalsch; mit gehörigen Einschränkungen und Erklärungen würden sie allenfalls nichts mehr sagen, als was jedermann weiß: denn der Verfasser ist gewiß nicht der erste, der die Idee gehabt hat, daß es in jeder Kunst gewisse Regeln gebe, die mit grossem Nutzen, in einer andern können angewendet werden. Diese Regeln aber zu finden und anzuwenden, zu zeigen wie die schönen Künste beständig einander verwandt, und dennoch beständig verschieden sind, konnte dem B. gar nicht vorbehalten seyn, als welcher, auch in den ersten Gründen aller Künste so unwissend ist, als nur möglich: Da er aber dieses dennoch unternimmt, was für Wunder, wenn er statt wichtiger Entdeckungen die ungereimtesten und unverständigsten Dinge hervorbringt. Er hat von den Künsten etwas gehört, aber gar nicht verstanden; es sind gleichsam Gerüchte, die er eben so seltsam zusammen verbindet, als nimmermehr ein politischer Kannengiesser die Gerüchte von einer kürzlich vorgefallenen Schlacht.

Zur Sache! hier ist eine Stelle aus seiner Abhandlung von der malerischen Poesie, wann ein Kenner der Malerey etwas anders davon sagen kann, als — um mit einem Gottschedischen Kern und Spruchworte zu reden — der Verf. habe die Glocken läuten gehört, und wisse nicht wo sie hängen, wann sage ich ein Kenner etwas anders urtheilen kann, so will ich verloren haben.

„Fraget den Maler, er wird euch sagen, daß
 „er den Dingen ihre eigene Farbe gebe, um sie
 „kenntlich zu machen, daß er aber auch erhöhe,
 „und bessere Farben aussuche, wo er prächtig
 „malen muß; daß er Farben sammlese,
 „um eine neue hervor zu bringen, oder einen recht
 „feinen und kunstvollen Gegenstand zu malen;
 „daß er ähnliche und auch verschiedene Farben
 „neben einander setze, um eine davon zu erhöhen,
 „daß er da die stärksten und besten Farben gebe,
 „wo der Hauptgegenstand des Gemäldes ist, um
 „es schattiren zu können; und daß er endlich auch
 „keinen Platz des Gemäldes unbemalt lasse:

sondern Nebengemälde von verschiedenen Farben hinzufüge, die aber nicht mit eben der Klasse bearbeitet worden. u. s. f.

Nun hören Sie an, was der Verfasser von diesen schielenden, und halbverstandenen Sätzen aus der Malerei für seltsame Anwendungen auf die Dichtkunst macht. Zur Ersparung des Raums, will ich nur ein paar Beispiele aufzählen:

„Wo Pracht herrschen muß, wie sollte überhaupt, die Kunst, und der Begriff der Nachahmung erfordert, da behalten zwar Geben und Ausdrücke ihre Richtigkeit; aber sie werden erhöht, wann sie natürlich seyn sollen. Der weiße Strom des Wassers wird hier Silber seyn, und Pöto nach dem Willen eiserne Bränen weinen. Diese Ausdrücke würden aber alsdann unnatürlich werden, wann sie gebraucht würden, wo die Pracht nicht, sondern Muth herrschen soll.“

„Ist

„Ist die vorzustellende Sache besonders
 „fein und Kunstvoll; so werden Farben und
 „Ausdrücke so zusammengesetzt, daß dieses sonst
 „knausdrückliche dadurch ausgedrückt werde.
 „Nur feine Geister, können die empfindend
 „unterscheiden und beurtheilen — 1. E. folgende
 „Ausdrücke: eine Redlichfreie Stirn; zärtlich
 „blöde erröthend; mein furchtsamstarrend Herz;
 „nektarathmende Blumen; freudigschauernd;
 „schlafesinabende mit Rosenbüschen befräng-
 „te Bäche; Der Tod in cherubinischer Ge-
 „stalt, statt nächlichschwarzer Todeschre-
 „cken, u. s. w. Dergleichen seine Züge in der
 „Natur, merkt nur der feinste Witz, und kann
 „sie nicht anders schildern.“

„In der folgenden Abtheilung von der lyris-
 „schen Poesie, ist es noch weit ärger, dann weil
 „der B. die Brille hat, zu glauben, daß er etwas
 „von der Musik verstehe, so philosophirt er davon,
 „und von der Poesie dreißig seitenlang vermessen
 „untereinander, daß einem vernünftigen Menschen
 „dabei recht nächlichschwarz ums Herz wird.

Darauf will er dann endlich näher zur Sache kommen und von der Harmonie des Verses reden: Zwar gehörte bis nach des Verfassers eigenen unnatürlichen Eintheilung eher zur malerischen Poesie, dann er hat ja einmal den Ausdruck zur Farbe gemacht; wenigstens ist der Ausdruck nicht Empfindung, und gehöret also nach seiner Eintheilung wohl nicht zur musikalischen Poesie.

• Doch wenn man so genau seyn wolte, so müßte man freylich viel aussagen. Merken sie aber nur wie sehr der Herr Verfasser mit seinen eigenen Verdiensten bekannt ist; Er führt an einigen Versen von Uß allerley auszusagen, dagegen er als Beispiele der Harmonie einige Stende Verse anführet, die seine eigene werthe Person gemacht hat; in welchen wir er sagt; „Nichts als Tact und Empfindung und ein nicht monotonischer Wohlklang des Versenden, mit der Kürze der Ausdruck, herrschet.“

Hören Sie an diese beiden köstlichen Stauzen!

Grund

Freund komm oft
 Aus niedern Sorgen aufgeweckt
 Zur Luft des Lebens. Daphne lacht ihm listig,
 Dich meinen Freund bey mir zu sehn;
 Wann am vergnügten Caffeetisch oder bey dem
 Vom Gott des Weins erhelltem Mahl
 Dein Geist erwachet; oder wann du lieber willst
 Bey der Natur im Saal voll Laub.

Die andre lautet also:

Wer auf Gott sich unschuldvoll
 In reine Liebe stürzt, der ist der Groste
 Der mein Pöggell ungeharnischt
 Und muthig mitten in den Word der Feinde
 Eritt. Der hebt und weicht nicht
 Wo Schlag der Kugeln aus den ofnen Schlünden
 Brüllender Kanonen saust.

Der Verf. meint ziemlich ironisch, diese Verse
 würden wohl den wenigsten gefallen, aber ruft
 er aus, um seine liebe Geburten zu vertheidigen;
 „Warum wollen wir eine dunkle Kürze im Aus-
 drucke sogleich ohne Untersuchung verwerfen,
 „wann der Dichter erhaben schreibt? Scheltet
 „nicht diesen oft ruhmwürdigen Fehler eines feurigen
 „Dichters für unnatürlich, unverständige Kunst-
 richter!

„richter! Wann die Affekten ausbrechen, so bemühen sie sich recht, sich in ganz neu ausgesuchten nachdrücklich tönende Worten auszudrücken, und zugleich sich geschwind mit kurzen verworrenen Worten auszudrücken.“ Wenden Sie ja nicht ein, daß nach der gemeinen Erfahrung, ein Mensch der in Affekt ist, sich keinesweges um neu ausgesuchte nachdrücklich tönende Wörter bemüht, sondern sich der einfachsten und natürlichsten Worte bedienet; wenden Sie dis ja nicht ein, denn sonst möchte der Herr Verf. selbst in Affekt gerathen, und Ihnen mit Recht nachdrücklichen Ausdrücken sagen, daß Sie ein unverständiger Kunstrichter sind, weil Ihnen seine Verse, und sein neues System nicht gefallen.

Nach diesem Compliment, das sich der Herr B. gemacht hat, schwant er wieder dreißig gute Seiten von der Musik und der von ihm sogenannten musikalischen Poesie. Diese dreißig Seiten will ich Ihnen schenken, aber eine Stelle muß ich Ihnen besetzen, in der die Unwissenheit dieses Menschen, welcher eine Kunst verbessern will, ohne

ohne einmal ihre erstern Anfangsgründe zu per-
 sehen, sich in ihrer völligen Blässe zeigt. Er
 beklagt sich; daß man nicht die unterscheidende
 Bedeutung eines jeden Tones untersucht habe,
 und siehe! er der Stämper will es unternehmen.
 „Wann ich, sagt er, noch einiger massen mei-
 nem untersuchenden Gefühl in Absicht auf die
 Töne trauen darf, so will ich nur folgendes
 wenige zum Anfange angemerkt haben. Wir ha-
 ben zwölf unterschiedene Töne, und eben so viel
 unterschiedene Empfindungen; unsere Empfin-
 dungen machen vier unterschiedene Classen aus
 und also werden allezeit drey Töne in einer
 Classe zu stehen kommen. Lasset uns von dem
 Töne G, der der ruhigste Affect ist, anfangen,
 so sind die drey ersten aufsteigenden Töne: Gis,
 A und B. die melancholischen traurigen Töne; die
 drey folgenden H C und Cis sind cholertisch;
 die folgenden D Dis und E sanguinisch; und
 die drey letztern F Fis und G flegmatische Em-
 pfindungen. Drückt nun vielleicht Gis die
 Schwermuth aus? A den Schmerz und B die
 Wehmuth? Ist setzet H der Ton des Ersau-
 hens,

„nept, C des Zorns, und Cis der Entzückung?
 „Ist D der Ausdruck des Vergnügens, Dis der
 „Freudlichkeit und E der Wollust? Und hat endlich
 „F die Bewunderung, Fis die Gassenheit und
 „G die Zufriedenheit auszudrücken? Es mag eine
 „Aufgabe seyn, die ein Musikverständiger schöner
 „Geist auflösen mag, um zu wissen, wie wir deutlich
 „unsre Empfindungen ausdrücken sollen. Dann
 „können wir jedem musikalischen Stücke seinen
 „gehörigen Ton geben, worauf der ganze Nach-
 „druck desselben beruhet, jama! da man viele
 „Töne zu bearbeiten ganz und gar versäumt.
 „Dann können wir auch gewiß und genau wissen,
 „was für Empfindungen wirklich in der mensch-
 „lichen Natur angetroffen sind, da sonst alles nur
 „noch ungewisse Vermuthung ist. Ich ersuche
 „kritische Tonkünstler auch den Unterschied der
 „Dur und Molltöne auf diese Art zu bestimmen.
 „Machen vielleicht die einen die Empfindungen
 „prächtiger, die andre angenehmer? Solche Unter-
 „suchungen werden der Musik und Poesie und
 „der Kunst von der Empfindung unbeschreibliche
 „Vorteile bringen; und sind also von der größten
 „Wichtigkeit.

„Wichtigkeit. Denn ohne Töne können wir von
 „den Empfindungen fast nichts sagen, oder gewiß
 „bestimmen. Allein es gehören auch richtige jarte-
 „liche Empfindungen dazu die nicht jedermanns
 „Ding sind. Man könnte übrigens eine ähnliche
 „Untersuchung vom Wesen und unterschiedenen
 „Klange der Buchstaben anstellen.“

Ich will abermahl verlohren haben, wann ein
 Kenner der Musik Menschenverstand in dieser
 Stelle finden kann. Was kann der Mann wohl
 dabey gedacht haben. Man sollte fast denken,
 er meyne einzelne Töne, wöl er sagt, man solle
 vom Klange der Buchstaben auch dergleichen
 Untersuchung anstellen; doch ich will nach der
 Liebe muthmassen, daß er von dem Grundtone
 eines Stückes rede, kann er wohl unternehmen
 von dem Ausdruck eines Stückes zu urtheilen,
 ohne an Tact und Bewegung zu denken. Gesezt
 aber auch, er wolle von der Natur eines jeden
 Grundtons etwas sagen; ist es wohl möglich ein
 Urtheil zu fällen, ohne zu wissen, ob von der harten
 oder weichen Tonart die Rede ist. Freilich heiße

es bey dem B. mehr Kenntniß der Musik voran-
setzen, als er haben kann; wann man ihn erin-
nern wolte, daß ein Stück von einiger Länge
selten in seinem Grundtöne bleibe, sondern daß der
Scher in die nächstverwandte Tonarten ausweiche,
und daß diese ganze Eintheilung abgeschmackt seyn
müsse, wann wie es wirklich ist, die weichen
Tonarten ganz andere Modulationen erfordern als
die harten.

Der Beschluß folgt künftig.

B r i e f e

die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 1. October 1761.

Beschluß des hundert und sieben und achtzigsten Briefes.

Lassen Sie uns einmahl annehmen, es soll durch die Musik ausgedrückt werden, wie der Affect der Zufriedenheit, auf Vergnügen, auf Frölichkeit, auf Wollust und endlich auf Entzückung steigt; nun komme unser superfluger Verfasser und modulire aus G dur, über D dur, Dis moll, E moll ins Cis moll. Ich wette ehe er in die vierte Modulation kommt, wird seine Musik den Hals gebrochen haben; oder kommt er bis ins Cis, so wette ich, er wird finden, daß von da ins G zurück zu gehen, eine grosse Strecke weiter seyn wird, als es von der Entzückung zur Zufriedenheit seyn kann.

Muß man nicht über die Unverschämtheit
 erstaunen, mit der dieser Schriftsteller von Sachen
 redet, davon er auch nicht das allergeringste ver-
 steht. Alle seine vermeinte Entdeckungen beste-
 hen aus eben solchen Albernheiten. Bloß seine
 Dreistigkeit muß ihm aushelfen, wann er nicht
 weiter kann. Wundern sie sich z. E. wie er unter
 dem Artikel von der mimischen Poesie, von der
 Handlung und Fabel sprechen kann? Sie sollen
 gleich die Ursach hören. „Wäre, sagt der Herr
 „Verfasser, die Kunst der mimischen Tänzer noch
 „in ihrem Flor und in ihrer Übung, so wollten
 „wir sie, wie die Malerey und Musik, gleichfalls
 „zum Muster unserer Regeln vor uns nehmen;
 „aber so wird es nicht die Mühe belohnen, ein
 „Wort von einer Kunst zu verlehren, die verloh-
 „ren gegangen, weil es vergebens seyn würde,
 „ihre Regeln zu bestimmen.“ Sehen Sie!
 kann wohl etwas natürlicher seyn, als daß
 man, weil die mimische Tanzkunst verloren ge-
 gangen ist, unter dem Titel von der mi-
 mischen Poesie schreiben kann was man immer
 will!

Ende

Endlich muß ich Ihnen noch melden, daß Verf. zur Erläuterung dieser unerhörten Abhandlung, fünf noch unerhörtere Briefe geschrieben hat, die am Ende dieses dicken Bandes mehr als dreizehn Bogen einnehmen. Er schweift darin in die Metaphysik, in die Sittenlehre, in die Religion und wer weiß wohin, aus. Sie glauben es mir ohnfehlbar doch auf mein Wort, daß auch in diesen Briefen der Unsinn mit vollen Händen gestreuet worden. Ich will Ihnen nur mit wenigen Worten die Absicht des Verfassers sagen, so wie er sie in der Vorrede ausdrückt. Er sagt: „Er mache diese Briefe bekannt, um die Philosophen aufzumuntern, der so confusen Lehre vom Menschen, und von unseren Vollkommenheiten, die der Grund aller Philosophie, und fast aller andern Wissenschaften ist, einmal besser nachzudenken und dieselbe in ihr gehöriges Licht zu setzen.“ Auf diese Gedanken ist er, wie er ein paar Zeilen darauf sagt gekommen, weil er gefunden habe, daß sich sein System von der Dichtkunst durchaus nicht mit der Psychologie unserer Philosophen habe reimen wollen. Sie werden

K 2

selbst

selbst einsehen, daß nun nichts natürlicher ist, als daß unsere Philosophen ihre Psychologie ändern müssen, dann sonst würde wahrhaftig der Herr Verf. ein neues System der Psychologie schreiben (wozu er in diesen fünf Briefen schon einen feinen Anfang gemacht hat) und Gnade dann Gott unserer ganzen Philosophie, es wird ihr gehen, wie der Poesie, Malerey und Musik; der Herr B. scheint von der einen so viel zu verstehen als von den andern.

T.

Hundert und acht und achtzigster Brief.

Der Kritikus, von dem ich in meinem vorigem Briefe geredet habe, ist auch ein Poet, dann unsere Deutsche Schriftsteller sind immer alles auf einmal! Zwar wann dieser Dichter nur den zwanzigsten Theil seiner Gedichte hätte drucken lassen, würde er vielleicht Aufmerksamkeit erregt haben; man hätte gemuthmasset, daß er, wann er mit Fleiß und Kritik fortführe, derein ein guter Dichter

Dichter werden könnte: ist aber da einiges wenige Gute unter einem Schwall von schlechten Versen begraben ist, die durch ein gewisses schwülstiges hochtrabendes Wesen wahrhaftig nichts besser werden, so ist alle Hoffnung verloren, daß unser Verfasser jemals ein Dichter werden wird. Es ist wahr, er bläst genug die Backen auf, wann er anfängt zu singen, sonderlich seine reinlosen Oden und Elegien, haben ein gewisses aufgeschwollenes Wesen, sie strözen meistens von Beywörtern, von gesuchten Figuren und von wilder Imagination; kurz von allen den Rüstzeugen, wodurch sich unsre neumodische Dichter sogleich zum Erhabenen hinaufwinden wollen. Damit müssen wir uns begnügen, wann wir auch keinen Plan, keine Ordnung und Richtigkeit der Gedanken, keine Angemessenheit der Ausdrücke, u. d. gl. finden können; unsere Dichter sind ja bekanntermassen viel zu hoch auf den Olymp erhoben, als daß sie sich um diese Kleinigkeiten bekümmern könnten.

Inzwischen möchten die Gedichte in diesem Bande sehr leicht das beste seyn, weil alles

andere sogar viel schlechter ist. Jedes einzelne Stück zu beurtheilen, würde wohl nicht die Mühe belohnen. An den meisten tangt das Ganze nichts, und Kritiken über einzelne Stellen pflegen bey einem Verfasser, der schon das Herz gehabt so viel auf einmal drucken zu lassen, mehr theils vergeblich zu seyn. Ich muß Ihnen inzwischen doch eine Probe von seiner Art zu dichten geben, ich wähle dazu folgende Ode, weil sie kurz ist, und weil sich der Herr Verfasser in derselben etwas mehr zu uns erniedriget und sich bemühet zu reden, wie andere Menschenfinder.

Vom Mitleiden der Menschlichkeit

Ich sitze noch bey'm heiligen Andenken,

An deine Huld.

Wer kann, o Graf, wie du, ein Herz voll Groß-
muth schenken,

Wie dein, ein Herz voll so viel sanfter Huld.

Zwar ist die Zärtlichkeit, die ich dir schwöre,

Zum Dank zu klein,

Doch deinem Auge groß. O! hinter diese Zähre,

Und dieses volle Herz dir sichtbar seyn.

Sey ewig, werd ein Lied, gerechte Zähre;

Der dankbarkeit;

Geh nicht mit mir ins Grab; sey ewig und
verkläre,

Der Gottheit Ruhm im Bild der Menschlichkeit.

Wie rühmlich ist's, der Gottheit ähnlich werden,

Vor ihrem Thron!

Kein blutbespritzter Sieg zahlt dir mit fremden
Erden

Des Mitleids grosse Thrän und ihren Lohn.

Ihr Lohn ist dein; wann nun der Staub der Helden

Der Marmor deckt;

Dann soll der Ewigkeit noch meine Thräne melden

Wie froh dein Arm zum Unglück sich gestreckt.

Wodurch sich dieses kleine Gedichtgen zu einer
Ode qualificiret, ob durch den Schwung, durch
den versteckten Plan oder durch die schöne Unord-
nung, will ich dem Gewissen des Herrn Verfä-
ssers überlassen. Aber bemerken Sie nur, was
der gute Mann mit einer Thräne anfangen will,
die er geweinet hat; Sie soll ewig werden; sie
soll ein Lied werden, Sie soll nicht mit ihm
ins Grab gehen — gerade als ob man sonst

Ich will ihn wenigstens auch einige Strophen anführen, die an sich selbst nicht unrecht sind, obgleich wider das Ganze die Ode, zu welcher sie gehören, viel einzuwenden wäre.

Nach einer sanften Nacht,
Wo mein Gesang in Blumen aufgewacht,
Hier, wo Gesundheit mir aus Felsen prudelnd
 quillet,
Vom Lärmt der Vögel rings umhüllet,
Von reiner Lust umwebt,
Fühlt sich mein Geist, wie neu belebt.

2308

Von meiner Saiten Klang! und rollt durch grüne
Säle;

Dann plaudert in der dunklen Höhle,
Der geistigen Quellen Lauf;
Und tauscht in Perlenblasen auf.

Und mitten in der Flur,
Steht da dein Tempel, o Natur,
Hier ruhest du, Göttin, stolz auf siegrichen Tropheem,
Und dort im Labyrinth, in prächtigen Alleen,
In hoher Bäume Schutz
Geschmückt in deinen Frühlingsputz.

Auf ihrer weiten Bahn,
Lacht dich die Sonne schöner an,
Geschmücktes Thal! es wallt in den gesündern Lüften,
Balsamisch unter Frühlingsdüften
Ihr aufgeklärtes Licht,
Wo Jesu sich wohlküstig wiegt.

Dreymal, dreymahl beglückt!
Wer hier von tiefer Stille entückt,
Sein Leben wiederfühlt; fängt an sich aufzuheben,
Und schöpft vom Ether dieser Quellen,
Ein leichtes strömend Blut,
Und Kraft der Adern, jungen Muth.

Ja, der Natur im Arm,
 Verliehrt sich Krankheit, Schmerz und Harm,
 Des Lasters wild Gefolg, oft auch des Weissen
 Zähre;

Der Schmerz erkant fast nun die große Lehre;
 Was wirklich glücklich heißt?
 Ein lebend Herz, ein weiser Geist.

Und Freude, die verschenkt,
 Aus dem Tumult der Städte schleicht,
 Schlingt heiter ihren Schmuck um seine matten
 Glieder;

Ihr folgt die Huld, Tanz, Scherz und Lieder;
 Auch Bacchus wild vom Wein
 Mischt sich in ihre Ehre ein.

Und lernet beschämt, beim Wein,
 Auch ohne Rasen froh zu seyn,
 Weil ein thessalisch Thal des Barbarn Lärm ente-
 wehret.

Bur Stärkung kocht, was Weise freuet,
 Der Sonnen milde Glut,
 Und nicht zum Lärm, der Traubenblut

Ich weiß, diese Zeilen werden Ihnen den
 Wunsch ablocken, daß doch der Verfasser möchte
 einen

einen kritischen Freund gehabt haben, der ihn gelehret hätte aus seinen zwey grossen Alphabeten zwey kleine Bogen zu machen. Doch wahrlich der Verfasser muß entweder gar keinen solchen Freund haben, oder er muß bloß seiner eigenen unumgränzten Eigenliebe glauben; dann sonst begreife ich nicht, wie er sich hat unterwinden können, einen grossen Theil seiner Oden in die Musik zu setzen. Diese scheußliche Melodien verrathen nichts anders, als daß der Verfasser ganz und gar nichts von der Musik, auch nicht einmal das A. B. C. davon versteht. Eine nähere Beurtheilung gehöret für einen musikalischen Kunstrichter, ich will nicht mehr thun, als des Herrn B. Dr. istigkeit bewundern.

Endlich muß ich doch auch des Verf. Elegien nicht ganz übergehen. Aber ich traue mir nicht ein Wort von diesen sehr besondern Gedichten zu sagen; je mehr ich sie betrachte, je tiefer muß ich erstaunen. Ich will Ihnen bloß wenigstens eine Stelle herschicken, damit sie auch erstaunen können. Der Herr Verf. ist einmal in Verzweiflung gerathen, und in dieser Verzweiflung

lung hat er — nicht etwa sich erheult; das wäre zu betrübt, ach nein! er hat eine Elegie gemacht; hören sie an:

In der Verzweiflung.

Qualvoller Geist! — so vest an tausend Martern
geheftet

Was erbebt du in mir! hebe nicht, elender
Geist! —

In dieß dunkle Gefängniß der Sterblichkeit eins
gemauert! —

Ach! schlug ein Mitleid die Last steinerne
Wanden entzwei!

Welche Grausamkeit hält mich, dem Tod ent-
gegen zu gehen;

Arme Seel', auch umsonst ist die Verzweiflung
dir!

Ist es heldenmüthig, im Tod unerschrocken zu
stehen?

O! zu leben! das ist mehr als ein Heldens-
entschluß.

Kaum daß der lächelnde Glanz eines gegenwärtigen
Gottes

Die gestählte Hand von ihrem Vorhaben hemmt.

und

Und warum darf ich auch nicht einmal sterben,
da mir zu leben

Nichts mehr übrig bleibt; nichts meinens
Wunsch in der Welt

Ach! ich war zum Leben geboren! süßer Ge-
danke?

O! zu leben! — und doch! — wahrlich ich
lebete nie!

Jegliche Wonne des Lebens verläßt meine schwach-
tende Seele:

Wie entringt sich mein Geist diesem entsetzlichen
Tod!

Ich könnte noch zweymal so viel von dieser
Elegie abschreiben, dann sie ist lang genug dazu,
aber ich muß aufhören, sonst möchten Sie selbst
dabei in Verzweiflung gerathen. Ich könnte
Ihnen auch eine Prosaische Elegie über die
Liebe, die mit gar trefflich wohlklingenden Herä-
metern untermischt ist, mittheilen, ich könnte Ih-
nen schlafesüßende mit Rosenbüschen be-
kränzte — anacreontische Verse hersetzen. Ich
könnte Ihnen — Sie glauben gar nicht, was
ich Ihnen aus diesem Buche noch für einen
Reichthum von Gedichten, die zum Theil einzig
in

in ihrer Art sind, aufweisen könnte. Doch ich mag vor der Hand nicht, und ich weiß Sie werden sehr damit zufrieden sind.

T.

Hundert und neun und achtzigster Brief.

Ich bin mit meinem dicken Bande noch nicht fertig! der Verf. desselben ist nicht zufrieden, was ein grosses kritisches Werk, und eine Menge Oden und Elegien geliefert zu haben; Wir empfangen von seiner Güte noch, einen epischen Roman, und eine grosse Anzahl Uebersetzungen. Einen epischen Roman? fragen Sie: was ist das für ein Un Ding? Stellen sie sich eine Erzählung vor, die bald auf den Stelzen unserer neuern Epopeen einhertritt, bald wieder Sieddinge niedrigkomischen Styl nachahmen will, so können Sie sich ohngefahr einen Begriff von diesem Romane machen; Sie können leicht denken, daß aus dieser Zusammenmischung, das abentheuerlichste

lichte Ding von der Welt entstanden seyn muß.
 Freylich? Hören Sie an den Anfang des Gedichts,
 der ist episch:

„Pierischer Engel, der du das Herz verstehst
 „und mit reinem Wohlklang regierest, erzähle
 „süße Muse das Unglück des Liebenswürdigen,
 „den eine erlirnte böse Gottheit zu plagen En-
 „laubniß hatte, nachdem er ihn von der edlen
 „Charlotte Umarmungen getrennt, und er auf
 „einem Meere unglaublicher Fatalitäten wunder-
 „bar umhergetrieben, nichts als seinen Muth und
 „seine Seele zum Beystand hatte. So war der
 „Entschluß Gottes. Wie war es möglich, daß
 „das Schl'dens zärtlichster Liebling von seiner
 „Vaterliebe verstoßen, von Augusteus mütter-
 „lichen Armen und von der edelherzigen Schar-
 „lotte Zärtlichkeiten getrennet, und von allen
 „Trost und Beystand verlassen, von Aller seiner
 „Glückseligkeit herunter gestürzt ward? Dieses
 „und Charlottens Unglück erzähle mir, holdse-
 „lige, die du an reinen Quellen in die goldgezierte
 „Fente weinst, wann Zibli oder Melindens
 „Thränen durch die Stammes eines dir geliebten
 „Dichters

„Dichters vor in Gedächtniß kommen. Sage
„mir, wer konnte auf einmal so viel Liebe und
„Freundschaft gegen das beste Herz in Haß
„verwandeln? —

Nach diesen hochtrabenden Anfänge sind kaum
zwei Zeilen weg, so sind wir schon mitten im
Romanestyles;

Der Beschluß folgt künftig.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 8. October 1761.

Beschluß des hundert und neun und achtzigsten Briefes.

„**B**ließ und der Teufel! schrie der lebhafteste
„Schl*den und kriegte den Vater beynt
„Kopfe, welchen er drückte, daß ihm der Athem
„stehn blieb; Anton, du bist ein gänzer Kerl! bist
„duß! so sagte er, und sprang zur Thür hinaus
„vor den Wagen, den angesehenen Edelmann zu
„begrüßten. Der kam in Goldglanz gekleidet
„aus seiner stolzen Kutsche hervor, und Schl*den
„machte zehn Verbeugungen, so bald er den groß
„sen Mann ansichtig wurde, welcher mit gelen
„diger ansehnlich steifen Flüchtigkeit unbereit
„sich hervor nähete, und den Junker mit grosser
„Weitläufigkeit auf seinem Landhause grüßete
„und beehrte. So bald sie hineingegangen und
„sich gesetzt, denn Schl*den machte nicht so viel
„Rilfter Theil.

„Weitläufigkeiten, so erschien schon auf dem unge-
 „pukten Tische eine Boutheille des freudig-
 „springenden Champagners, welche der Junker
 „ohne vieles Wesen einschenkte und fluchte, nun
 „wollte er sich heute mit Schönerten und dem
 „Pater so dick saufen, daß sie nicht stehen
 „könnten.“

So ist alles kunterbunt untereinander gemis-
 schet. Sie finden auf eben derselben Seite einen
 Pater der Jesus! Maria! Joseph! ruft, und
 auch die „olimpische Säle des Donnergottes in
 „welchen Zeus und Eithere, nebst den übrigen
 „Götter, zusammen kommen, ausgenommen
 „Satan und seine plutonische Gefellen, welche
 „noch schlafen.“ Ein bekümmter Mann schüttet
 E. 461. in der Angst anderthalb Seiten voll
 Hexameter aus, und ein Engel sitzt dabey und
 höret ihm zu, und bringet ihm darauf im Trau-
 me die Gestalt der süßlächelnden Charlotta
 vor.

Von dem Ganzen und der Erfindung dieses
 Stücks etwas zu sagen, ist unmöglich, dann
 Heils sind hier nur die fünf ersten Capitel geliefert,
 und

und der B. scheint wenigstens noch mit fünf und zwanzig andern Capiteln zu drohen, theils ist die ganze Anlage schon so äusserst elend und abgeschmackt, daß sie weit unter der Kritik erniedriget ist.

Bei den Uebersetzungen ist der Herr B. einigermaßen doch zur Selbsterkenntniß gekommen. Er überschreibt dieselbe: „Prosaische Uebersetzungen einiger kleinen Meisterstücke der alten Poesie, wobei man nur nicht die Kürze und den Wohlklang zu erreichen im Stande gewesen.“ Dies ist wirklich eine sehr ausgemachte Wahrheit, und der Herr Verf. hätte noch hinzuthun können: Und die man bloß nach dem Wortverstande, der noch dazu öfters sehr schielend ausgedruckt ist, so schülerhaft als möglich übersetzt worden. Ich will Ihnen nur ein Paar Stellen vorlegen, in welchen ihr lieber Horaz, im Deutschen auf erbärmlichste misgehandelt ist.

Non! Non! sagt der Römer

Fatialis incestusque iudex;

Es mulier peregrina vertit

In Pulverem, ex quo destruit Deos

Mercede pacta Laomedon.

Hören Sie nun, wie dies und das folgende ins
Deutschen klinget:

„Ilium! Ilium! der fatale gottlose Schieds-
richter und das fremde Weibkehrte dich um in
den Staub! seitdem Laomedon die Götter mit
dem versprochenen Lohn verließ! mir und der
keuschen Minerve ein Fluch, mit sammt seinem
Volke und seinem betrügerischen Herrn! Nun
prahlt nicht mehr der Spartanischen Ehebreche-
rin famöser Glanz! und Priams megareidiges
Haus bändigt nicht mehr die streitharen Archi-
ver mit hectorischen Kräften! und der durch
unsere Unbelligkeiten verzögerte Krieg hat sich
gelegt! nun will ich den schweren Zorn und
dem Mars den verhassten Enkel, den die tro-
janische Priesterin gebär, wiederschicken, ihn
will ich in die leichten Wohnungen eingehen
und des Nectars Cäfte trinken, und in die
ruhig beglückten Reihen der Götter einschreiben
lassen. So lange nur die lang gestreckte See
zwischen Rom und Italien wüthet, sollen die

Ver-

„Verjagten in allen Theilen glücklich regieren!
 „So lange das Vieh auf Priams und Paris
 „Grabmal springet und wilde Thiere ihre Jungen
 „ungerochen daselbst verbergen, soll das bligende
 „Capitol stehn, und das wilde Rom den in
 „Triumph geführten Medern Gesetze geben.“

Was dünkt Ihnen zu dieser Stelle? hätten
 Sie sich wohl träumen lassen, daß dies eine Stelle
 aus dem Horaz wäre, wenn ich es Ihnen nicht
 vorher gesagt hätte; doch ich will noch mehr thun,
 ich will Ihnen eine ganze Ode hersetzen, die dem
 Exercitio eines Secundaners ganz vollkommen
 gleicht.

Horaz an Melpomenen.

„Welchen du, o Melpomene, clumal, da er
 „gehoben ward, mit friedsamem Pichte anblicktest,
 „den wird nicht als Fochter eine Jthimische Arbeit
 „berücksichtigen; ihn wird nicht im Achaiſchen Wagen
 „das muntre Roß als Ueberwinder aufführen und
 „keine kriegerische That wird ihn als Anführer
 „mit Delischem Laube geschmückt vor dem Kap-
 „itol zeigen, daß er der König aufschwellende
 „Drohungen zerhossen hat. Aber Gewässer, die
 „durch

„durch das trüchtige Silber herumstossen, und
 „dicke haarichte Dapne werden ihn mit Neoli-
 „schen Liedern adeln.

„Die Kinder Roms, der Fürstin der Städte
 „würdigen mich, mich zu den geliebten Chören der
 „Dichter zu setzen, und schon naget mich des
 „Meides Zahn weniger. O Pierine, die du
 „den süßen Lärm der goldenen Leier mildest,
 „du, die du auch den stimmten Fischen, wann du
 „wilst, des Schwahnes Ton schenken würdest:
 „Es ist alles dein Geschenk, wann die vorbeuge-
 „henden mit dem Finger auf mich, als auf den
 „Sänger der römischen Leier, weisen. Daß ich
 „athme, daß ich gefalle, wann ich gefalle, es ist
 „dein Werk.“

Denken Sie nun einmal überhaupt nach, was
 für Thorheit und unerhörte Unwissenheit in diesem
 ganzen dicken Bande herrscht, und sagen Sie
 mir, wie es in dem Kopfe eines Menschen aus-
 sehen muß, der dies dicke Buch hat schreiben kön-
 nen, und vermuthlich keinesweges geglaubt hat,
 Schande damit einzulegen.

T.

 Hundert

Hundert und neunzigster Brief.

Wer die theatralische Muse des feil. Herrn. von Crongeß' bloß aus seinem Codrus kennet, der weiß noch sehr wenig, was die deutsche Schaubühne in diesem würdigen Dichter verloren hat. Codrus ist das ausgearbeiteste, aber bey weitem nicht das beste Stück, das er hinterlassen hat. Es gehöret freylich zu den besten deutschen Trauerspielen, aber leider! die besten deutschen Trauerspiele würden in Frankreich und England kaum gute Trauerspiele seyn. Nehren Sie sich weder an die übertriebene Lobeserhebungen unserer Recensenten, noch an den Beyfall, mit welchem der gekrönte Codrus aufgeführt worden. Sie wissen, wie wenig sich auf jene zu verlassen ist, und der Beyfall des deutschen Vatterre ist noch weit unzuverlässiger. Unsere Grossen finden entweder keinen Geschmack an der Schaubühne, oder sie kennen die Französische zu gut. Das Volk haßt die Trauerspiele, und besuchet den Codrus um den Jero zu bewundern, der am Ende den Blik so trefflich zu schleudern weiß. Die

unter dem kleinen Haufen der Liebhaber den Ton angeben sind junge Leute, die von der Universität den Glauben mitgebracht, daß sie Geschmack haben. Eine glückliche Tirade, einige spitzfindige Sittensprüche bringen ihre Hände in Bewegung; sie klatschen, das Volk gähnet, und die wahren Kenner schweigen. Wie wenig kann sich ein Dichter auf einen solchen Beifall zu Gute thun?

Daß die Verf. der Bibl. der schönen Wissenschaften dem Codrus den Preis zu erkant, wird Ihnen wohl der geringste Beweis für seine Vortreflichkeit seyn. Sie wissen, diese Herren haben nachher das Unglück gehabt, eines der elendesten Stücke, das jemals das Licht erblickt hat, krönen zu müssen. Mit diesem verglichen ist der Codrus ein übermenschliches Meisterstück.

Jedoch die Verf. der Bibl. haben deutlich genug erklärt, daß die glückliche Poesie des Styls, und eine einzige schöne Situation, die sie im Codrus bemerkt, ihm den Preis zugezogen. Der Herr von Cronegg wäre mit diesem Urtheile, wenn er es erlebt hätte, meines

Er:

Erachtens vollkommen zufrieden gewesen, denn er hatte allzuviel kritische Einsicht, und allzuwenig poetische Eitelkeit, als daß er seinen Codrus für ein Meisterstück hätte halten sollen. Die Critik, die er zugleich mit dem Stücke eingeschickt, und die derselben ist beygefüget worden, zeigt seine Unpartheilichkeit gegen seine eigene Werke allzu deutlich. Lassen Sie es seyn, daß er ein wenig zu französisch critisirt: Genug, daß er seine eigene Fehler nicht schonet, und lieber getadelt, als unverdient gelobt seyn will!

Die Einheiten, die Anzeigeung des Stofes, die Verbindung der Auftritte, den Gebrauch des Wunderbaren und den Styl dieses Trauerspiels, hat der Verf. selbst beurtheilet. Ich habe nur noch einige Anmerkungen hinzu zu thun, die ich aber unter keine kritischen Titel zu bringen weis.

Die vollkommenen Charaktere müssen dem Dichter ungemein gefallen haben. Alle seine Charaktere überschreiten die Natur. Codrus, Medon, Elisende und Philaide sind höchst tugendhaft, und Artander höchst lasterhaft. Jene sind vollkommene Engel, dieser ein vollkommener Teufel.

Es herrscht daher eine unerträgliche Einförmigkeit in den Gesinnungen der handelnden Personen. Jene moralisiren bey aller Gelegenheit, und wechseln Sittensprüche; Artander tröset, und trant eine falsche Politik aus. Es ist wahr, die Sittensprüche des Herrn von C. sind vortreflich; es ist wahr, er schildert die Tugend erhaben, und das Laster furchend und abscheulich; Allein je mehr dieses die Absicht des tragischen Dichters ist, desto sorgfältiger muß er sie verbergen. Wenn er gerade zu moralisirt; so wird er frostig.

Aus dieser Häufung der vollkommenen Charaktere ist noch eine andere Unbequemlichkeit entsprungen. Der Hauptvorwurf des Trauerspiels ist der Tod des Codrus fürs Vaterland, Codrus pro patria non timendus mori. Die Bereitwilligkeit sich dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern, sollte also in dem Charakter des Codrus hervorleuchten, und ihn von allen übrigen handelnden Personen unterscheiden. Allein Medon, Elisinde und Philaide sind alle Augenblick bereit, für Athen, für den König und einer für den andern zu sterben. Wenn

Wenn unter diesen großmüthigen Seelen irgend eine Uneinigkeit entsteht; so ist es immer um den Vorzug zu sterben; so sehr entfernt sind sie, von der feigen Liebe zum Leben, und also auch von der Befremdung, mit welcher gemeine Seelen einen willigen Tod betrachten. Der Zuschauer, den diese heroische Gesinnungen beständig vor den Ohren gehen, muß zuletzt das Betragen des Codrus eben nicht außerordentlich finden. Er wird sich vielmehr verwundern, daß der große Codrus den Tod fürs Vaterland nicht so entschlossen, nicht so freudig stirbt, als jede andere von den handelnden Personen thun würde. In der That, der Entschluß für Athen zu sterben, macht den König bekümmert, unruhig und niedergeschlagen, indessen daß die übrigen handelnden Personen nichts sehnlicher wünschen, als für Athen, oder auch einer für den andern zu sterben. Der Dichter hätte sich die hohen heroischen Gesinnungen ausspielen sollen, damit sie in dem Charakter des Helden desto stärker in die Augen leuchten mögen.

Und was soll ich zu dem gedoppelten Interesse sagen, das offenbar in diesem Stücke herrscht? Das Schicksal von Athen ist eigentlich das Hauptinteresse; allein in den ersten drey Aufzügen herrscht ein ganz anderes Interesse, das mit dem Schicksale von Athen in keiner Verbindung steht, nemlich, die unvermuthete Wiederkehr des Medon und seine Liebe zur Philaide, die bey seiner Abwesenheit und vermeintem Tode, zur Braut des Königs bestimmt worden. Dieser kleine Knoten wird geknüpft und wieder aufgelöst, niemand ist unterdessen um Athen bekümmert, der Zuschauer weiß auch gar nicht, daß Athen in Gefahr sey. Alles ist ruhig; allein im siebenten Auftritte des dritten Aufzugs kommt Alexander, wie gerufen, um einen neuen Knoten zu schürzen. Unter dem Vorwande den Frieden zu befestigen, den der Zuschauer für längst befestiget hielt, kommt er mit einem Gefolge nach Athen und bemächtiget sich der Stadt und der Person des Königs. Allhier gehet also das eigentliche Hauptinteresse erst an. Es ist wahr, die Liebe des Medons zur Philaide schlenkert immer noch neben her und

und hat einigen Einfluß in die schöne Situation, in welcher sich Medon befindet, als ihm der Tyrann freygiebt, eine Person beyzu Leben zu erhalten; allein der Dichter hätte diese Liebe voraussetzen, aber nicht drey ganze Aufzüge damit anfüllen sollen. Der Zuschauer glaubt, diese Liebe sey der Hauptmotive.

Und obgleich in den ersten drey Aufzügen nur von der Liebe des Medons die Rede ist; so hört man dennoch die stoische Elifinde, die ihren Sohn vermahnet, seine Liebe dem König aufzuopfern, von nichts, als von Heldentugend, vom Tode fürs Vaterland, von dem Geblüte des Theseus, und von dem, was ein Unterthan seinem Könige schuldig ist, reden. Im Vorbeygehen gesagt; ich weiß nicht, ob der Ton, aus welchem der Herr v. C. von Unterthan und König spricht, nicht gar zu modern ist. Die Griechen waren niemals so unterthänige Unterthanen, als sie der Herr von C. seyn läßt. Sie kannten wohl die Pflicht fürs Vaterland zu sterben, allenfalls unter der Anführung eines Königs für dasselbe zu sterben; aber sich dem Wohlgefallen eines Königs auf

an zu opfern, und aus unterthänigem Gehorsam
 so gar seine erlaubtesten Neigungen zu unterdrük-
 ken, war vielleicht zu Athen niemals eine Pflicht:
 Ich kann nicht ohne Widerwillen, die tugendhafte
 Elifinde zur Philaide sagen hören:

• Glaubst du, daß wenn mein Sohn, wenn Medon
 auch noch lebte,

Daß seine Bärtlichkeit der Tugend widerstrebte;
 Sein König liebet dich; er ist ein Unterthan,
 Obgleich von Theseus Stamm. Wer nicht ge-
 horchen kann,

Ist nicht zu herrschen werth.

Philaide antwortet ihr:

Er (der König) ist der Ehrfurcht werth, mehr als
 der Bärtlichkeit;

Für ihn zu sterben, sind Athen und ich bereit.
 Auch Medon spricht:

Mein Leben geb' ich gern für meinem König hin.
 Elifinde muntert ihren Sohn an, aus Liebe zum
 Codrus der Philaide zu entsagen;

Die Liebe zehlt ich nicht;

Sie herrsche wo sie will; doch weiche sie der Pflicht.
 Ermuntre dich, mein Sohn! Schlag nicht die Hoff-
 nung nieder,

Die wir von dir gefaßt; sey endlich Medon wieder!

Er

Er beklagt sich, der Verlust der Philaide würde unvermeidlich seinen Tod nach sich ziehen. Stirb, spricht die strenge Elifinde,

Stirb und sey tugendhaft!

Das ist des Lebens Zweck. — —

Man sollte glauben, es käme hier auf die Erhaltung des Vaterlandes, oder sonst eines großen Theil des menschlichen Geschlechts an, und gleichwohl betrifft es bloß eine Privatabsicht des Königs, der noch dazu weder sonderlich verliebt ist, noch hartnäckig auf seinem Sinn besteht. Man hat ihm noch nicht einmal entdeckt, daß Medon ein früheres Recht auf die Liebe der Philaide habe, und sobald er es erfährt, vereitelt er auf einmal die prächtige Moral der Elifinde, und zeigt, wie wenig seine Ruhe, oder Zufriedenheit, von dieser Liebe abhängt.

A.

Hundert und ein und neunzigster Brief.

Wollen Sie aber den tragischen Geist des H. v. E. kennen lernen; so lesen Sie dessen unvollendetes

tes

tes Trauerspiel, Olinth und Sophronia. * Ich kann Ihnen weder den Plan, noch die Entwicklung, weder die Beobachtung, noch die etwa glückliche Uebertretung der Einheiten in diesem Stücke anpreisen, denn der Dichter hat nicht mehr als vier Aufzüge hinterlassen, und wer weiß ob er, oder die Herausgeber seiner Schriften nicht mit Fleiß den fünften unterdrückt haben? Wo ich nicht irre, so hat der Ausgang den Dichter zu früh abereilt; der Stof war in den ersten vier Aufzügen verschüttet, und der Fiest wollte zum fünften nicht hinreichen. Doch dieses sind Muthmassungen!

Der Beschluß folgt künftig.

* Des Freyhern J. B. von Cronst. Schiften
Leipzig 1760.

Zeitung,

Die neueste Litteratur Betreffend.

Diese Lehren thun auf Ismeror die gewöhnliche
Wirkung; er verwickelt Clorinden mit in den
Verdacht. Der König schwört allen Christen in
Jesu

~~CONFIDENTIAL~~

822,

22

Serena macht ihr Entwürfe und Gegenvorschlün-
gen; allein Sophronia giebt ihr zu bedenken,
daß

1000

1000

222

THE HISTORY OF THE

1870

ernstlicher gewesen, als die mitleidige Affection
 zur Umwandlung einen eigenen Weg zu wählen. —
 Weil ich nicht übersehen mag, so will ich
 Ihnen diese Stelle nach der Koppischen Ueber-
 setzung anführen, in welcher, so cünd ist, dennoch
 der Geist des Tasso noch hin und wieder durch-
 scheint; Ich werde aber doch die erzielende Art
 in die dramatische verwandeln, um nur das anzu-
 führen, was in einem Tragenspiele zu gebrauchen
 ist: Der König ertheilt den Befehl, das Volk
 der Christen auszutrotten; Sophronia eilet zu ihm
 hin, und ruft:

Berschaue! halte noch mit Grimm und Eifer ein,
 Halt ein, o König! laß dein Volk noch ruhig sehn!
 Ich komme zu dir her, des Missethäters Leben,
 Der deine Rache sucht, dir willig Preis zu geben.

Aladin.

— Erzähle was du weißt, und wie es zugegangen;
 So soll dein Christenvolk noch keine Strafen empfangen.

Sophronia.

Nun wohl! der Thäter steht vor deinen Augen hier!
 Der Diebstal unsers Bilds, mein König, kommt
 von mir!

Ich bin die Räuberin, die diesen Schatz gestohlen!

Aladin.

Du selbst? sprich wer hat dich zu dieser That
 verleitet,

Wer hat dir Rath ertheilt, wer dich dabey begleitet?

Sophronia.

— — Mir; mir gebührt der Ruhm allein!

Kein Mensch soll außer mir desselben Theilhaft sehn!

Von mir, und niemand sonst ist Rath und That
 gekommen!

Ich habe es von mir selbst, und heimlich unter-
 nommen.

Al 4

Aladin.

Aladin.

Es fühle auch den Zorn des Aladin allein!
Beym Allah! dich soll bald die schwarze That gereuen.

Sophronia.

Dein Zorn trifft den mit Recht, auf den der Mord
gefoffen.

Das Bild ist unentweib; nun leid ich unverdrossen.

Als man ihr die Fesseln anlegt, läßt sie Tasso
schweigen, und weder trogen, noch verzagen;
sondern eine stille Größe in ihren Blicken auf-
fern, die ein Kennzeichen des wahren Enthusias-
mus ist.

Wer gab dir Hülfe und Rath? Wer half zum Raube?
Sprich!

Verstehst du! schweigst du noch? Wer ist der Thäter?

Oline, der sich unter der Wache, unter
welcher er gestanden, auf
hervordrängt

Ich!

Wie gefällt Ihnen dieser theatralische Kunst-
grif? Nicht wahr? sehr gezwungen und unna-
türlich. Freylich, dergleichen Theaterstücke,
wie man sie zu sehen pflegt, sind bey den
Franzosen

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

187

200

134

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

only 1000000
Berger

Wer bist Du, Ewiges, Gott, der da triffst den Menschen!
 Du verfluchtest laß mein Blut anrühret das Meiste fromm
 Das ihren Geist erreichte, und sie zu dir bekehrte
 Das Leidenschaft und Wahn, sie wider dich empörte
 War nur ihr Irrthum Schuld. O sende, Herr,
 dem Licht

In ihr verfluchtest Her! Verlaß die betnen nicht?
 Lob sey dem Ewigen — die Schrecken sind
 verschwunden.

Lob sey dem Ewigen — der Tod ist überwunden.

Doch dieser schöne Aufsatz wird Ihnen
 vermuthlich in der Bibliothek der schönen
 Wissenschaften in Gesichte gekommen seyn,
 wos sie sich auch von den übrigen theatralischen
 Arbeiten dieses Dichters unterrichten können. —
 Sein Lustspiel, der Mistrauische, ist zwar meines
 Erachtens kaum mehr als mittelmäßig. Vielleicht ist
 der Hauptcharakter seiner allfälligen Ausführung
 fähig. Wer Argwohn, Mistrauen und Men-
 schenfurcht so weit treibet, erregt Widerwillen,
 und beynabe Mitleiden, denn man ist geneigt,
 seine Schwachheit für einen Fehler des Gehirns
 zu halten. Ein Englisches Trauerspiel ließe sich
 vielleicht eher daraus u
 denn da könnte das
 seinen schrecklichsten
 Hingegen werden Sie
 Auftritte aus verschied
 die einen fruchtbaren &
 Erfindungen sind auf
 noch seltener, als die
 was sage ich auf der

187

• Des sechsten Bandes erstes Stück.

leidet in dem weiten Felde der Dichtkunst noch sehr wenig erfindungsreiche Köpfe aufzuweisen, denn die schwindlichten Träumereien unserer Nacht und Einsamkeitsfänger wird man ja nicht in den Erfindungen fehlen wollen?

Z.

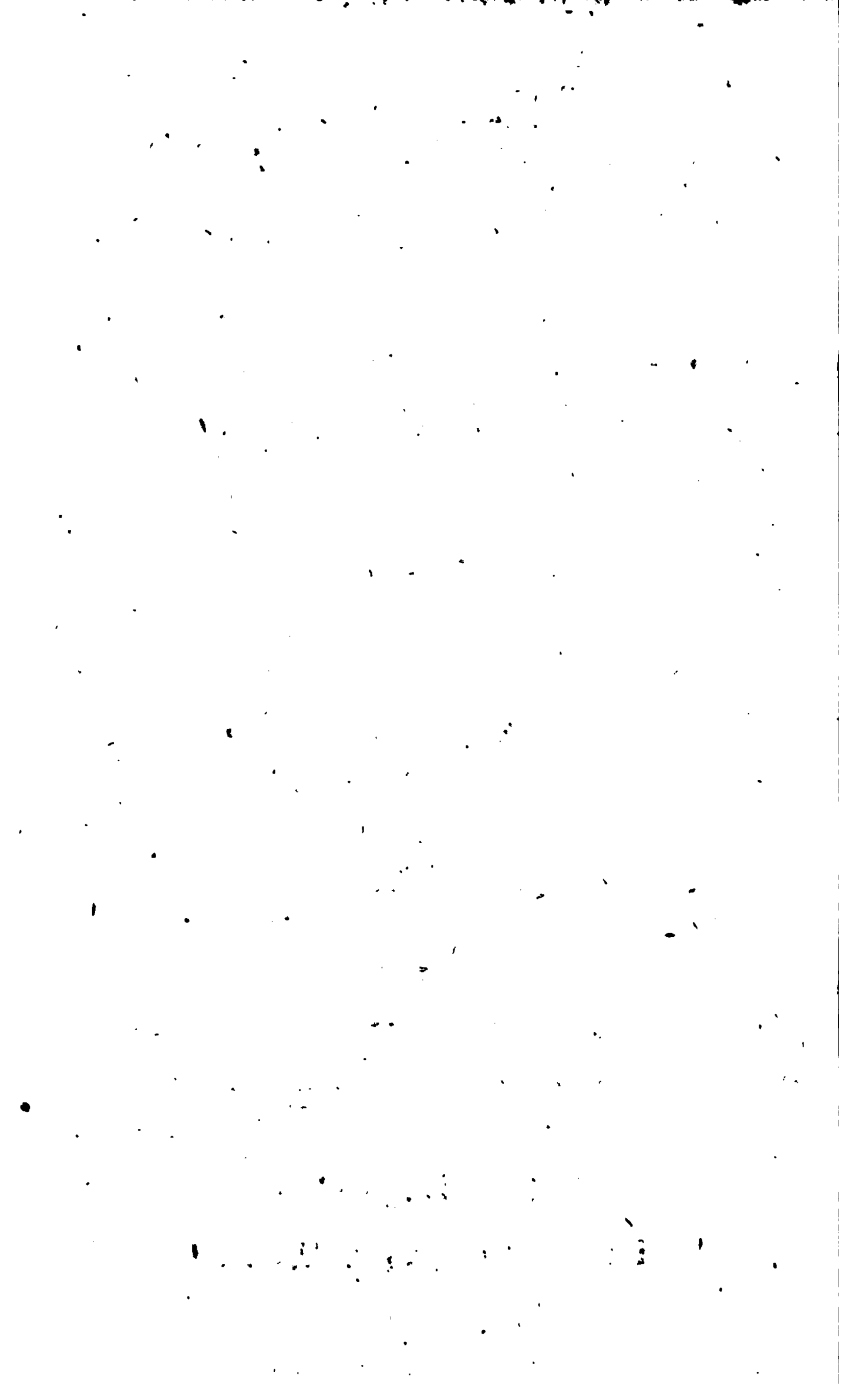
Ende des Fünften Theils.

~~XXXXXXXXXXXX~~

B r i e f e ;
• **die**
Neueste Litteratur
b e t r e f f e n d .

XII^{ter} Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai



Inhalt der Briefe des zwölften Theils.

Hundert und sieben und neunzigster Brief. Kurze Anzeige des Plans dieser Geschichte. Weitschweifige matte Erzählungen, schleppender langweiliger Styl. S. 261.

Hundert und acht und neunzigster Brief. Im Vorbergehen hat G. v. J. die Chronologie der H. Schrift umgeworfen, und ein darin angeführtes Wunderwort für einen Betrug erklärt. S. 279.

Hundert und neun und neunzigster Brief. Von schlechten Schriftstellern, die die Gottschedische Schule

~~_____~~

Schule berühmt nennt. Einige Stellen aus des
Herrn v. Schönalds Oden werden angeführt.
12. 122.

~~_____~~

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

Zwölfter Theil.



B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 22. October 1761.

Hundert und zwey und neunzigster Brief.

Ein Ungenannter hat sich mit den fünf Briefen, die ich an Sie, über die neue *Geloise* geschrieben habe, einen kleinen Spaß gemacht. Er hat bey Gelegenheit derselben einen Bogen drucken lassen, der den Titel führet; *Abelards Virbi* Beylage zum zehnten Theile der Briefe die neueste Litteratur betreffend. Gedruckt am vier und zwanzigsten des Herbstmonats 1761. Aus der Faune die darin herrschet, suchte ich fast auf den Verfasser der Socratischen Denkwürdigkeiten rathen, wenigstens kenne ich keinen andern deutschen Schriftsteller, der diese Faune mit einer so könnigten Schreibart, die zugleich figürlich und spruchreich ist, zu verbinden

pflegte: Das Salz ist darin mit vollen Händen gestreut, und die immer fortgehende Ironie, ist bisweilen so fein, daß ich bald muthmassen sollte, der Verfasser habe einigen unserer heftigsten Widersacher eine Nase drehen, und sie glaubend machen wollen, als wenn dieser Bogen eine bittere Satire auf unsere Briefe wäre. Ich nahm mir sogleich vor, Ihnen diesen Bogen zuzusenden, und dem Ungenanten in ein paar Zeilen zu zeigen, daß ich sehr wohl Spas verstände; mußte aber zu meiner Verwunderung erfahren, daß ein Ungenannter bereits in meinem Namen eine Antwort hatte drucken lassen; dann wenig Tage nachher, da ich den erstern erhalten, erhielt ich einen andern gedruckten Bogen, mit der Aufschrift: Sulberti Kulmii, Antwort an Abälardum Viribium: im Namen des Verfassers der fünf Briefe die neue Geloise betreffend. Gedruckt am zehnten des Weinmonats 1761. Ich mache diesen zweyten Unbekannten mein Compliment, daß er die Laune des erstern so glücklich ergriffen hat. Nebst der Ironie hat er zugleich eben
die

die dunkle spruchreiche Schreibart affectirt, und daher Gelegenheit genommen, dem erstern eine Erinnerung zu geben, die ich nicht mißbilligen kan. Was mich anbetrifft, kan ich nunmehr nichts weiter thun, als Ihnen diese beyde Bogen beylegen, und ihr Urtheil erwarten.

R.

Abälardus Virbius

an den Verfasser der fünf Briefe die neue
Heloise betreffend.

Mein Herr,

In Paris soll jedermann die neue Heloise
bey ihrer Erscheinung für einen guten Ro-
man gehalten haben; aber ganz gewis in
Berlin nicht. Doch ich übertreibe vielleicht
eine Schmeicheley, die man am Anfange seines
Briefes schuldig ist, wenn ich Ihrem Urtheil einen
so allgemeinen Einfluß zuschreiben wolte.

Sie haben sich unstreitig um viele Leser verdient
gemacht, daß Sie eine Ausnahme von Ihrem
Grundgesetz (keine Ausländer in Anspruch zu
nehmen) gewagt. Rousseau! Diderot! Buffon!
verdienen die Huldigung eines patriotischen Welt-
weisen, und man macht sich in Deutschland eine
Ehre daraus dies Triumvirat von französischen
Schriftstellern so gründlich übersetzen zu können,
als

als wir uns vielleicht wünschen selbige erreichen zu mögen.

Was den Bürger zu Genf anlangt: so ist es allerdings ein Glück für ihn, daß er den Namen eines Philosophen, ungeachtet unserer strengen und erhabenen Begriffe von diesem Titel, mit wenig Kosten hat in der Fremde behaupten können, da er sich bisher bloß durch die Laune seines Witzes und den Contrast übermüthiger Meynungen berühmt gemacht. Daß er in Frankreich dafür gelten mag, wundert mich nicht; wodurch sich aber unsere graduirte und eigenmächtige Philosophen haben blenden lassen, einen Schriftsteller, wie Rousseau, für ihren Ordensbruder zu erkennen, ist noch ein Knoten für mich. Meine Absicht war es daher, seinen Weltweisen im Reifrock nur mit fliegender Hand zu lesen.

Ohngeachtet es mir bey'm ersten Theil gereuen wolte, mich in ein so dickes Buch eingelassen zu haben; ohngeachtet ich die letzten Bogen desselben mit einem; ohe iam satis est! zu Ende geeilt, so war mir doch sein Gespräch sehr behülflich, die Eindrücke die mir vom ganzen Werk übrig geblie-

ken waren, theils zu sammeln, theils zu entwickeln, und ich fand mich endlich geneigt im Ton des begeisterten Geschmacks alles für gut zu erklären, was einen Salomo zum Grillensänger, einen Young zum pragmatischen Geschichtschreiber des Centaurengeschlechts, einen Rousseau zum Romandichter, und uns beyde, mein Herr, zu kritischen Brieffstellern macht, ja zu kritischen Brieffstellern ohne Beruf, als den uns unsere Gaben oder wohl gar eine Einbildung davon weiß machen.

Auch Empfindungen gehören zu den Gaben, deren wir uns nicht überheben müssen. Wenn das, was unsere Empfindungen nicht erregt, und Ihres Orts nicht hergrührend ist, allen Anspruch darauf verlieren, und abgeschmackt heißen sollte: so fehlt es nicht viel, daß die größten Maleficanten vom Autorstande, die in ihren zehn Theilen die Folter gelitten, um zum Erkenntnis und Gefühl ihrer Unsichtigkeit gebracht zu werden, gerechter sind als Sie. Ihrer eigenen Sicherheit wegen vermeiden Sie also lieber jeden gar zu allgemeinen Schluß von Ihren Empfindungen auf den

den Werth eines Buchs, falls das eiskalte Herz gewisser Leser durch das Vergerniß ihres eigenen Beispiels, nicht zur Verstockung noch mehr erheitert werden soll.

Ich bin nicht gelehrt genug, mein Herr, den wesentlichen Begriff von einem Roman absondern zu können; nicht schöpferisch genug einen dergleichen zu erfinden; nicht beredt genug ein Hingespinnst wahrscheinlich zu machen. Es lohnt mich der Mühe nicht die Individualität der besten Romanhelden näher zu untersuchen; ich will daher gerne todten Kunststücken überlassen, diese ihre Mondenkälber mit dem reichsten Leichengepränge auszustatten und in das Heiligthum der Verweilung zu begleiten. Gesezt auch, daß sie die neue Weise nicht mit der Redlichkeit, Zierlichkeit, Klugheit beurtheilt hätten, die Ihnen eigen bleibt: so ist es nicht meine Sache jemanden seinen Geschmack streitig zu machen. Erlauben Sie gleichwohl, daß ich Ihren zureichenden Gründen einige Anmerkungen, Zweifel, Fragen, Vermuthungen und Einfälle an die Seite setzen darf. Es gefällt mir, dies öffentlich einem Unbekannten von

Ihrer Einsicht zu unterwerfen, gleichwie es Ihnen zu statten kommt mit Freunden abzumachen, was zum gemeinen Besten beytragen kan.

Solte es nicht, wenigstens einen characterischen Unterscheid, zwischen dem Romanhaften und Dramatischen geben? Solte dieser Unterscheid nicht in der Fabel selbst und den Hauptpersonen abstechen? Ist es Unwissenheit oder Kunst diesen Unterscheid gänzlich aus den Augen zu setzen und aufzuheben? Autoren und Lesern mag man alles zu gut halten; aber ist es nicht eine kleine Schande für Kunstrichter, diesen Mißbrauch zu übersehen und ungeahndet zu lassen? Vielleicht hat Rousseau die wahre Natur des Romanhaften tiefer eingesehen und glücklicher nachgeahmt, daß seine Geschicklichkeit hierin ein unvergeblich Verbrechen in den Augen solcher Virtuosen seyn mag, denen ihr Gewissen über ihre Muster dunkle Vorwürfe macht. Warum endlich eine Sittenlehre, die am meisten nach der Schaubühne eingerichtet ist, bey den Pharisiern der Tugend den höchsten Beyfall findet, gehört nicht hieher; daß man sie aber pragmatisch nennt, kan man niemanden verwehren,

wehren, weil die Herrschaft des ersten Menschen über das Thierreich und des Philosophen über den Zusammenhang der Dinge sich durch Namen und Willkühr selbstge zu münzen, offenbaret.

Ich frage weiter: ob es mit der ästhetischen Wahrscheinlichkeit im Grunde besser aussehen mag, als mit der poetischen Gerechtigkeit, an die man auch einige Zeit abergläubisch gewesen? Da man die Wahrscheinlichkeit in Behandlung der Geschichte unsäglich mißbraucht, daß unsere Nachkommen vielleicht mehr Ursache finden werden über das *ingenium graium* als *os rotundum* des aufgeklärtesten Jahrhunderts nach Christi Geburt misvergnügt zu seyn, so nimmt ein demüthiger Beobachter der Natur und Gesellschaft den Ausdruck eines Alten zu Herzen, der eine Legende nicht deswegen verworfen wissen will, weil sie unglaublich ist, sondern mit tiefsinniger Bündigkeit und Unererschrockenheit sagt: *Incredibile, sed verum.* Es möchte also freylich zum Urbaren einer Geschichte eine Art von Unwahrscheinlichkeit und zur Schönheit eines Gedichtes eine ästhetische Wahrscheinlichkeit gehören. Man sollte aber

aber nicht so wohl mit dem Buchstaben dieses
Grundsatzes pralen, sondern vielmehr zeigen, daß
man auch den Sinn desselben und die Kraft der
Anwendung befasse, oder Sinken von dem, was
man in allgemeinen Ausdrücken bis in den Him-
mel erhebt.

Sie möchten gerne wissen, mein Herr, was
der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht
oder thut, wodurch er den Namen eines Welt-
weise verdient? und ich möchte eben so gern aus
den Werken des Abälards überzeugt seyn, ob es
eine Lobschrift oder Satyre ist, die man auf sein
Grab gesetzt haben soll:

GALLORUM SOCRATES, PLATO

MAXIMUS HESPERIARUM,

NOSTER ARISTOTELES, LOGICIS

(QVICVNQVE FVERVNT)

AVT PAR AVT MELIOR, STUDIORVM

COGNITVS ORBI

PRINCEPS, INGENIO VARIVS, SVE-

TILES ET ACER

OMNIA

OMNIA VI SUPERANS RATIONIS
ET ARTE LOQUENDI

ABELARDVS ERAT. SED NUNC. . .

Bayle nennet die Eitelkeit das Element dieses Mannes, und er selbst hat sich nicht geschämt, sich als einen albernen Menschen zu schildern, der in seinen Vorlesungen von nichts als Buhlliedern geschwärmt, die in seiner Provinz zwar Mode geworden, in denen wir aber nicht den seinen Geist vermuthen dürfen, der die Tändeleyen eines Lessings, Gleims und G. . . erhebt und adelt.

Man sollte also fast meynen, daß Ihrem eignen Urtheil zum Troß, der speculativische Character eines Weltweisen Sie gegen den Roman der neuen Heloise gefälliger gemacht haben würde. Es ist in der That schwer sich von einem jungen Gelehrten, der ein halber Savoyard zu seyn scheint, einen klugen Begriff machen zu können, wenn man unter lauter Sternen der ersten Grösse zu wandeln gewohnt ist, die auf hohen Schulen und Academien der Wissenschaften als grosse Lichter den Tag, als kleine Lichter aber die Nacht regieren.

gieren. Der so genannte St. Preux scheint unter-
dessen am Fuß der Alpen eben so süglich ein Phi-
losoph genannt werden zu können, als der kleine
Knabe Descartes von seinem Vater; jedoch ich
kenne Philosophen, die selbst den alten Descartes
ungeachtet seiner Verdienste um den heutigen Weg
zu philosophiren, aus bloßer christlicher Liebe in
ihrer Gesellschaft dulden.

Ein verliebter Philosoph kan unmöglich an-
ders als ein albern Geschöpf in unsern Augen seyn,
bis die Reihe an Sie und mich kommen wird
lebendig zu wissen, was uns die Muse längst wahr-
gesagt, daß die Liebe wie der Tod Philosophen
mit Idioten gleich mache und wie der
jüngste Richter ohne Ansehen der Person sey.
Sollten also ein Paar schwarze Augen einmal won-
derthätig genug seyn ihr eiskaltes Herz, mein
Herr! in einen blühenden Frühling zu verwandeln,
oder bin ich bloß darum auf meine Freyheit so
eifersüchtig um die Schadenfreude einer blonden
Deloise desto völliger zu machen: wer sagt uns
beyden in diesem Fall für unsere Philosophie gut?
Biel

Vielleicht dürfte sie uns keine andere Dienste leisten, als unsere Leidenschaft in ein methodischeres, geschrobneres und affectirteres Spiel zu setzen. Wer sollte sich aber nicht entschliessen heftig und ausgelassen zu thun, wenn eine Gebietherinn diese Sprache für herzynhörend hält? Und warum sollte man sich schämen durch Ausrufungen und Hyperbolen ein Glück zu erhalten, das sich durch Erklärungen und Schlüsse weder ergrübeln noch genießen läßt? Gehört denn nicht zu moralischen Predigten und verliebten Spitzfindigkeiten so gut eine fruchtbare und unerschöpfliche Einbildungskraft als zu Situationen? Ist es endlich anständig, daß Sie die Blumen wollüstiger Beredsamkeit ihrer Vergänglichkeit wegen mit so sprödem Gelel ansehen, und niedrigen Liebhabern in einem Thal der Alpen, zumuthen wollen, ihre Empfindungen in Friedrichsd'or oder Pfund Sterling umzusetzen.

Die Gabe zu erzählen ist sehr mannigfaltig. Ein Livius, Sallust und Tacitus können jeder an selbige Anspruch machen, und es gereicht ihnen nicht zum Tadel, daß sie sich in ihrer Schreibart
eben

eben so unähnlich sind, als sie sich von den Curtius Rufis, den Floris und den Monachis curiosissimi supercilii der neuesten Klostergelehrsamkeit entfernen. Zu einem dramatischen Märchen ist die Gabe zu dialogiren nothwendlicher. Es ist zwar an dem, daß ein gelehrter Kunstrichter leichter zu befriedigen ist als ein süßer Sophiste; unter dessen bleibt das Gespräch des Rousseau immer ein Meisterstück, nicht in jener Gabe zu dialogiren, die im Reich der Todten beim Punsch bewundert wird, und mit der man im galanten Urkasden astronomische Beweise und metaphysische Sache macht, sondern in der Mänslichen, die eine philosophische Diät im Lesen und Schreiben voraus setzt, Attischen Honig in den Kammern des Bauchs und Lucians Sechseröl auf der nackten Haut des Leibes.

Die Fortsetzung folgt künftig.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 29. October 1761.

Beschluß des hundert und zwey und neunzigsten Briefes.

Wer ist aber der ästhetische Moses, der Bürgern eines freyen Staats schwache und dürftige Satzungen vorschreiben darf? (die da sagen: Du sollt das nicht angreifen, du sollt das nicht kosten, du sollt das nicht anrühren. In der Natur ist manches unrein und gemein für einen Nachahmer — auch alles was möglich ist, laßt euch nicht gelüsten!) Wenn man es uns eben so schwer machen will Originale zu seyn als Copien zu werden; was hat man anders im Sinn als uns in „Maulesel“, zu verwandeln?

Wie war Ihnen zu Muth, mein Herr! da Sie den ehrwürdigen Greis auf ein Collegium æstheticum nach Deutschland einluden, oder ihn bey einem Almanachschreiber in die Schule schickten?

Zwölfter Theil.

D

Des

Des Herrn Richardson Kupferstich mag in einem Kränzchen von gelehrten Damen obenan hängen; nil admirari bleibt immer die Grundlage eines philosophischen Urtheils. Die kräftigsten Irrthümer und Wahrheiten, die unsterblichsten Schönheiten und tödlichsten Fehler eines Buchs sind gleich den Elementen unsichtbar, und ich bekümmere mich um die am wenigsten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist. Daß wirzige Köpfe, die mehr Stutzer, als ehrliche Bekenner der schönen Wissenschaften sind, ein sympathetisch Gefallen an Engelgestalten haben; die kein Autor noch Leser gesehen, und den fleischlichen Sinn ausblasen, daß schöne Geister von der Geistlichkeit des Mondlichts begelstert werden, entschuldige ich gern; aber Philosophen gebührt es zu prüfen. Hat nicht Young schon in seinem Schwanengesang auf die septem sine flumine valles gewiesen; doch alle ästhetische Thaumaturgie reicht nicht zu, ein unmittelbares Gefühl zu erregen, und nichts als die Höllenfarth der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung.

Wenn

Wenn unsere Vernunft Fleisch und Blut hat, haben muß, und eine Wäscherinn oder Sirene wird; wie wollen sie es den Leidenschaften verbieten? Wie wollen Sie den erstgebohrnen Affect der menschlichen Seele dem Joch der Beschneidung unterwerfen? Kannst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel? oder ihn mit deinen Regeln binden? Sehen Sie nicht, daß Sie hiedurch alle Feuchthürme niederreißen, die Ihnen selbst und andern zur Richtschnur dienen müssen. Doch Rousseau hat wieder die geschriebene Musick der Affektensprache zu viel Antiphatie geäußert, daß es eben so unbillig seyn würde sein ästhetisch Gewissen zu zwingen, als einen Israeliten lüstern zu machen — zu pommerschen Schinken.

In dem Schreiben eines guten Freundes ausser Deutschland ersehe, daß ein anderer Rousseau an Briefen sammelt um den Abälard zu verjüngen. Aber weil die Geschichte nicht von der Stelle gehet; so möchte der Sammler wohl graue Haare bekommen, ehe er Herausgeber werden dürfte. Solten Sie, mein Herr, die Erscheinung dieses

Romans erleben: so wird sich der neue Abtard
schmeicheln können, einen alten Oheim wie den
Domherrn Fulbert an ihnen wieder zu finden.
Erkennen Sie es also, daß man Ihnen nicht nur
Zeit sondern auch Gelegenheit geben wird zu ei-
ner Genüthung nach Ihres Herzens Wunsch.

Erlauben sie noch, daß ich hier das Frag-
ment eines griechischen Romans, der im Ernst
philosophisch genannt werden kan und auch in
Briefen besteht, einem müßigen Landsmann em-
pfehlen darf, aus der Dunkelheit hervor zu ziehen.
Ich habe mit viel Antheil in den Werken des Hip-
pocrates den untergeschobenen Briefwechsel über
die lachende Sucht des Demokrits gelesen und
erinnere mich Stellen darin gefunden zu haben,
die durch eine freye Uebersetzung, (vergleichen
vom Aristenät der Zuschauer, wo ich nicht irre,
zur Probe gegeben) dem französischen Wik Ehre
machen würden. Ein sähiger Nachahmer könnte
Gelegenheit nehmen das System dieses alten Phi-
losophen in einen Brief einzufleiden und anzuhän-
gen, welches durch einige neuern Hypothesen der
heuti-

heutigen Philosophie in vielen Lücken, gelobter Wahrscheinlichkeit gemäß, ausgefüllt werden könnte.

— — *Ergo fungar vice cotis, acutum
Reddere quæ ferrum valet, exors ipsa secandi.*

Fulberti Kulmit

Antwort

an

Abälardum Birbium

im Namen des Verfassers der fünf Briefe
die neue Heloise betreffend.

Wundern Sie Sich, daß der Schöpfer der neuen Heloise auch in Deutschland den Biedernamen eines Philosophen hat behaupten können? wir schätzen die Worte nicht nach innerm Schrot und Korne, sondern nach dem relativen Werth, den ihnen der Stempel eines jeden Landes einprägt. Genug, wenn wir uns versetzen. Wir können das Wort Marquis nicht anders deutsch geben, als Marggraf, aber wir wissen schon, was ein französischer Marggraf zu bedeuten hat. — Unsere Schulweisheit heißt auch in Frankreich Metaphysik, und wenn ein Engländer die Grobmuth
der

der Prinzessin Adelaide nach Verdienst preisen will, so muß er sagen, sie haben einer verarmten Bäuerin tausend Pfund geschenkt, ob es gleich nur livres de france waren.

Jedoch, wenn auch kein Magister in Deutschland den Bürger aus Genf für seinen Ordensbruder erkennen würde; so kommt ihm, meines Erachtens, gleichwohl der Name Philosoph, nach seiner ersten Grundbedeutung, vorzüglich zu. Wie? Er sollte die Weisheit nicht lieben? Muß er nicht vielmehr bis zur Ausschweifung in sie verliebt seyn? Wir haben ihn auf der grossen Weltbühne Moliere's Meisterstück mit ihr machen sehen, er den Misanthropen, sie die Coquette. Er that ihr einen sauren Liebesantrag, sie schien gleichgültig. Er ward bitter, und tadelte ihre Sitten, sie lachte. Zuletzt schmälete er auf seine Buhlschaft, auf ihre Lieblinge, auf die ganze Welt, und im Herzen loderte noch die Liebe.

Aber den Namen seines neuen Geschöpf's St. Preux, möchte ich aus dem Buche der Weltweisen wegstreichen. Sein Urbild, der entmannte Abt-lard konnte immer in philosophischen Vorlesungen

von nichts als Buhliedern schwärmen, und gleichwohl als ein wahres Lob, zur Grabchrift erhalten,

Gallorum Socrates.

Aber ein Schweizer, der sich in verlebten Antithesen zum Weltweisen seuffzen will; hat weder die Landessitten noch den Sprachgebrauch für sich. In Zürich ist Anacreon ein Priester der Venus, ein Verführer der Jugend, und unweit Genf soll man ihn, wie in Griechenland den Weisen nennen?

Doch über diesen Punct sind wir einig. Das Costume mag mit der Wahrscheinlichkeit ein gleiches Schicksal haben. Gehört die Unwahrscheinlichkeit, wie Sie vermuthen, zum Urbaren der Geschichte, warum nicht auch die Freyheit, am Fusse der Alpen französisch zu philosophiren? Ich wende mich also zu Ihren entscheidenden Fragen, die ich suchen will, mit der Redlichkeit, Zierlichkeit, Klugheit, zu beantworten, die, wie Sie gütigst bemerken, mir eigen seyn soll. Sie heben an;

„Erste

„Sollte es nicht wenigstens einen Character-
 „ristischen Unterschied, zwischen dem Roman-
 „haften und Drammatischen geben? „ —

Warum nicht?

„Sollte dieser Unterschied nicht in der Sabel
 „selbst und den Hauptpersonen abstecken? „ —
 Er sollte.

„Ist es von Seiten des Kunstrichters Unwiss-
 „senheit oder Kunst, diesen Unterschied gänzlich
 „aus den Augen zu setzen und aufzuheben? „

Unwissenheit, mein Herr! Unwissenheit! Der
 Verfasser der Sociatischen Denkwürdigkeiten
 verstehet mich schon, wenn ich dem Sophisten
 antworte; Nichts weis ich.

„Vielleicht hat Rousseau die wahre Natur des
 „Romanhaften tiefer eingesehen und glücklicher
 „nachgeahmt u. s. w.

Die wahre Natur des Romanhaften ist ein
 Galimathias! besser, die romanhafte Natur
 des Wahren. Wenn Rousseau Geisschöpfer
 (Esprit createur) genug ist, diese romanhafte
 Natur aus dem Nichts hervorzurufen, und Sie

Sich getrauen das erschaffene Chaos auf Ihre Atlaschultern zu nehmen; so will ich anbeten und schweigen. Hierinn bestand meine Unwissenheit. Ich forderte Bändigkeit, Ordnung und Zusammenhang, und siehe! ich war in einer Zauberwelt, wo ich nichts begreifen, wenig glaubwürdig finden, und alles desto kräftiger glauben sollte. Mein Geist war zu der hohen Entzückung nicht vorbereitet genug, in welcher wir sehen, was noch kein Auge entdeckt hat, mit den Händen greifen, wo nichts ist, hören, schmecken, glauben, und uns schämen zu fragen; warum?

Nach dem offenerzigen Bekenntniß, daß ich Ihnen von meiner Unwissenheit abgelegt, fordere ich nicht ohne Billigkeit ein redliches Gegengeständniß. Gestehen Sie mir, daß die Schuld der misslungenen Critik nicht ganz mein ist. Wenn der ästhetische Zauberer mir seine Wunder zeigen will; so muß sein erstes Wunder seyn, meinen Glauben zu fangen, und ihm die Augen auszustechen, um nach Belieben seinen Spott mit ihm treiben zu können. Als Kunstrichter habe ich ein Recht den starken Geist zu spielen, und in seine geheimen

geheimnißvolle Künfte ein Mißtrauen zu setzen. Er muß entweder meine Empfindungen bezau-
bern, oder ich bin unglaublich. Er mag immer
schäumen und rufen: Ich sehe Erscheinungen
von der Erde aufsteigen! Ich muß sie selbst se-
hen, oder ich glaube, es geht in seinem Ge-
hirne um.

Sehen Sie, mein Freund! was der Kunst-
richter vor dem Autor voraus hat? Auch jener
will Empfindungen erregen, aber gemeine, keine
Wunder, keine Zauberwerke. Wer unglaubliche
Dinge vorbringt, sagt der irrgläubige Prophet
Mahomet, muß Wunder thun, um sie zu bestä-
tigen; wer aber mit eurem Verstande redet,
braucht der Wunderzeichen nicht, um euren Glau-
ben zu fesseln. Und was meinen Sie? — daß die
Maleficanten vom Autorstande, die Folter verdie-
nen, die sie in unsern zehn Theilen gelitten; —
daß ihr eiskaltes Herz längst zur Selbsterkenntnis
hätte entflammt werden sollen; — sind dieses
etwa so unglaubliche Dinge?

Nichts geht über die Bündigkeit mit welcher
Sie die Liebesprache des St. Preux rechtferti-
gen.

gen. Allerdings! Wenn er mit seinem blauäugigen Mädchen über das Jachin und Boas der Zärtlichkeit eins geworden, so kan ihm kein ästhetischer Moses verbieten, in Hyperbolen zu schmachten, oder in spitzfindigen Ausrufungen zu ihren Füßen zu sterben. Seine Scheidemünze ist alsdenn so gänge und gäbe, als Friedrichsd'or oder Pfund Esterlinge.

Alber Sie Unglücksprophete! Was für ein Nachtwort haben Sie Sich entfahren lassen! Noch zittern meine Gebeine. Noch tönt die Stimme der Muse in meinen Ohren, die Sie in einem prophetischen Liede mir drohen lassen. Ja! ja! ich fühle es, meine Stunde wird kommen. Der Liebesgott, der in den Pallästen der Grossen herumschwärmet, wird im Vorbeygehen, mit seinem Bogen auch an meiner Hütte anpochen, und wehe! dem Kunststrichter, wenn seine Gebieterin keine andere Sprache verstehen will, als der er sich aus critischem Gewissen zu schämen hat. Wies, wenn die Eigensinnige deutsch versteht, und in Stunden der Einsamkeit erhoben, oder in Nachtgesängen zur Gegenliebe erweicht seyn will?

Auf

Muß ich die Dichter von der traurigen Gestalt um Gnade, und die Gottheit ihrer mitternächtlichen Muse um Begeisterung anflehen? Muß ich, wenn die Tyrannin Modegeschmack hat, ihren Namen in traurige Cypressen einschneiden, und meine Liebe in schwermüthigen Hexametern hinweinen? — O nein! so tief hat die Göttin Ate noch den Nacken keines Sünders gebeugt. Und wenn uns auch die Philosophie nicht wider die Grillen der Leidenschaften, nicht wider die Laune des Götterknaben schützt, so schützt uns doch eine höhere Macht, die Pflegemutter aller Leidenschaften, die Eigenliebe. Lassen Sie also Ihre Muse bald die Palinodie anstimmen, wenn sie unsern Weyhrauch gerne auf ihrem Altare brennen siehet.

Ihre Fragen sind nunmehr beantwortet; und nun ist die Reihe an mir, auch welche zu thun. *Amant alterna camoenæ.* Die Musen sind Ihnen gnädig, und bewahren Ihr Genie für Miswachs, warum opfern Sie, *parcus dearum cultor*, so selten auf ihren Altären, und bringen nur einzelne vergängliche Blätter dar, die jedes

Lüßt

Küßten verweht. Warum stossen Sie ihr Gebet in kurzen geheimnißvollen Seuffern aus, und gewöhnen Ihre Brust nicht lieber zu einem längern Othem, der die heilige Gegenwart der Gottheit andächtiger verehrt? Und endlich, warum wählen Sie eine Schreibart, deren Schönheiten nur microscopische Augen ergötzen. Hat die Natur keine Gegenstände, die der Nachahmung würdiger sind, als der Schimmel? — Es ist wahr, Socrates der Bildhauer, bekleidete die Grazien, um ihre nackte Reize nicht jedem unkeuschen Auge bloßzustellen; wenn ich aber von den Werken des Weltweisen auf das Werk des Künstlers schließen kan; so wird er die holden Schönheiten bekleidet, aber nicht versteckt haben. Das Gewand muß den Wuchs, die Gelenkigkeit und den freien Schwung der Glieder ohne Neid durchschimmern lassen, damit die Augen des Geistes genießen; was den fleischlichen Augen entzogen wird.

Die Kenner loben an Ihren Ausarbeitungen, Erfindung, Zeichnung und Ausbruch; aber sie vermissen die weise Vertheilung des Lichts und Schattens. Die Gegenstände sind wie in einer düstern

düstern Wolke verhüllt, und nur hier und da durchstreift ein Wetterstrahl, der die Augen blendet. Sie bekümmern sich so wenig, als Sie, mein Herr! um die Schönheiten, die man im Augenschein zu setzen im Stande ist; aber noch weniger um die Schönheiten, die man ohne Noth dem Augenschein entzogen hat. Die Sinnen vergehen für Spleen und Längeweile, wo der Witz beständig Räthsel aufzulösen hat.

Da Sie wie aus den Wolken zu mir herab geredet; so mußte ich mir aus meinem Staube eine ähnliche Wolke ausblasen, um ihnen zu antworten. Wollen sie sich aber von einem Unbekannten rathe lassen; so treten Sie aus ihrer Maschine hervor, und zeigen sich den Zuschauern in menschlicher Bildung. Gedrungene Kürze ist eine ästhetische Tugend, aber die Faßlichkeit muß nicht darunter leiden. Die feinsten Anspielungen sind nur Schnörkel des Styls, sie müssen wohl angebracht, und nicht gehäuft werden, wo sie nicht mehr verunstalten als zieren sollen.

Sie sehen, ich rede schon wieder in dem Tone eines Gesetzgebers: „Du sollst das nicht angreb
„sen,

„sen, du sollt das nicht kosten.“ Sie wissen aber auch, daß dieser Ton den Verfassern der Briefe schon zur zweiten Natur geworden, der übermüthige Charakter, in welchem Sie sich festgesetzt, macht, daß der Vernünftige Sie von den gemeinen Pflichten bürgerlicher Höflichkeit losspricht, und der geächtigte Autor findet einigen Trost in Ihrer natürlichen Strenge. Er schmeichelt sich so elend nicht zu seyn, als ihn der spröde Geschmak dieser Tadeljüchtigen findet.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 5. November 1761.

Hundert und drey und neunzigster Brief.

Herr Winkelmann fährt noch immer mit rühmlichem Eifer fort, die Ueberbleibsel der griechischen und römischen Kunstwörter überall aufzusuchen, und ihren Werth den Neuern anzupreisen. Unlängst hat er seine Anmerkungen über die Baukunst der Alten heraus gegeben. * Diese Anmerkungen, welche der Verfasser meistens aus eigener Erfahrung gesammelt hat, betreffen sowohl den mechanischen Theil der alten Baukunst, als den Geschmack in der Einrichtung der Gebäude. Wenn man die genaue Bestimmung der Verhältnisse ausnimmt, die man bey Vitruvius und den Neuern findet, welche die Ueberbleibsel

* Leipzig, bey Döl, 1762 in 4. von 68 Seiten.

bleibsel der alten Baukunst nach ihren kleinsten Theilen ausgemessen haben; so hat man in diesen Anmerkungen fast vollständige und zuverlässige Nachrichten von allen Theilen der alten Baukunst. Hr. W. liefert seine Anmerkungen meistens historisch, und in einer sehr natürlichen und von Verzierungen entblößten Schreibart, die der Einsalt des Inhalts gemäß ist.

Er fängt bey dem mechanischen, welches er das Wesentliche der Baukunst nennt, an, und giebt eine ziemlich ausführliche Nachricht von den Materialien, der Art zu mauern, der Form und Einteilung der alten Gebäude. In den ältesten Zeiten mauerte man mit ungebrannten Ziegeln, hernach mit gebrannten, die aber nicht über einen Zoll dick, hingegen drey bis vier Palmen lang und breit waren. Die Erde zu gebrannten Ziegeln wurde in Italien mit gestossenem Tuffstein vermischt. Die ersten gehauenen Steine zu öffentlichen Gebäuden bey den Griechen und Römern waren Tuffsteine. Bey Gelegenheit dieser Steine, welche von verhärteten Feuchtigkeiten wieder nachwachsen, führt Hr. W. zwey sehr

merk

merkwürdige Beobachtungen an, aus denen erhellet, daß auch der Marmor, und sogar der Porphyr, an seinem Geburthsorte wieder nachwachsen. Mitten in einem grossen Block des so genannten Afrikanischen Marmors hat man beim Versägen desselben eine eiserne Brechstange, und vor 30 Jahren in dem Porphyr eine goldene Münze des Augustus gefunden. Der Marmor ist den Römern späte bekannt worden. Es scheint aber dem Hrn. W. nicht glaublich, daß, wie Plinius sagt, die Kunst, denselben zu sägen, vor des Augustus Zeiten ihnen unbekannt gewesen. Ungesägten Marmor findet man an zwey Orten aus den Zeiten der Republik, an dem Grabmahl des Cecil. Metellus, und an der Pyramide des Cestius. Der alte Italianische Mörtel war, wie der heutige Römische noch ist, eine Kallerde, die Puzzolana genannt wird. Dieser Mörtel wird mit der Zeit härter als die Steine, die er zusammenbindet. Sie wird in und um Rom tief aus der Erde gegraben. Ganz Rom ist untergraben, diese Erde herauszuholen, diese Gänge ge-

hen viele Meilen weit und solche Gänge sind die Catacomben.

In Rom wurden die Fundamente entweder aus grossen oder kleinen Stücken Tuffstein gelegt. Zwischen diese wurde Kalk mit Puzzolana vermischt mit Mulden hineingegossen. Eine solche Grundlage, die noch jezo in Rom gewöhnlich ist, seket sich in ein paar Tagen, und wird so hart, daß man gleich darauf bauen kan. Diese Erde gab den Alten den Vortheil, daß sie zu den Mauren über der Erde allezeit mehr Mörtel als Steine nehmen konnten. Noch grössere Vortheile gab sie zu den Gewölbern. Man machte erst ein Gerüste oder Schälung von Brettern, nach der Form des Gewölbes, darauf schüttete man Mörtel und kleine Steine, oder zerbrochene Ziegel durch einander, und zuletzt bedeckte man diese Vermischung mit Mörtel, um das Gewölbe oben glatt zu machen. Ein grosses Gewölbe konnte auf diese Art in einem Tage fertig gemacht werden. Man muß sich wundern, daß diese Art zu wölben nicht mehr im
Ge

Gebrauch ist. Sie gab den Alten noch den Vortheil ihre Gemölber sehr leicht zu machen; denn sie nahmen entweder Schlacken von Vesuvius dazu, (wiewol Vitruvius dieses übergeht) oder sie untermengten das Gemölbe mit hohlen Urnen oder Töpfen von gebrannter Erde.

Die Mauren selbst wurden entweder aus großen Quadersteinen, ohne Mörtel gemacht, oder mit kleinen keilsförmig gehauenen Stücken Luso, oder mit solchen Kieselsteinen belegt und gefüttert. Dieses letztere ist das opus reticulatum der Alten. Im erstern Falle waren die Steine so scharf winkerecht und so gerade gehauen, daß man die Fugen kaum sehen kan. An einem Tempel zu Cycicum waren diese Fugen mit goldenen Leisten belegt. Bey den Marmorquadern, welche mit eingelegten Klammern auf einander befestiget worden, brauchten sie die Vorsicht, die Klammern von Holz oder Metal zu machen, nicht aber von Eisen, weil dieses durch seinen Rost den Marmor färbet, wie man an einigen marmornen Postamenten

menten in dem Garten zu Sanssouci mit Bedruss sieht.

Zu grossen Bogen wurden die Steine keilsförmig gehauen. Bey dieser Anmerkung verweist der W. dem berühmten Perault, daß er den Alten gegen alle Wahrheit, die Kunst, welche die Franzosen *la coupe des pierres* nennen, abgesprochen habe. Er merkt an, daß man so gar an einem Ueberrest eines der ältesten Gebäude auf dem Campidoglio einen Unterbalken (Architrave) sieht, der nach dieser Kunst aus kleinen Steinen zusammengefügt ist. Und doch prahlen so viele Französische Baumeister mit der Erfindung dieser Kunst, die sie ihrer Nation zuschreiben!

Die Ziegelmauren an grossen Gebäuden der Römer sind nicht durchaus von Stein, sondern nur von aussen, das Innwendige der Mauer ist mit Mörtel und kleinen Steinen angefüllt. Von dieser Art sind nach Hrn. W. Meinung die Mauern von Babylon gewesen.

Eine

Eine sehr nützliche Anmerkung bringt er von Gebäuden bey, die gegen ein hohes Erdreich gesetzt wurden. Bey diesen machte man gegen den Berg doppelte Mauren, so daß zwischen beyden eine starke Spanne Raum blieb, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Eben dieses wird auch jezo noch beobachtet, wie in der Gemählde - Gallerie in Sans-souci geschehen ist. Perault hat die Stelle, wo Vitruvius * hiervon handelt nicht verstanden. Eben solche Mauren machten sie auch ofte gegen den Wind, der in Rom africanus genannt ward.

Von dem Uebertünchen der Mauren merkt Herr W. an, daß es ehemals mit mehr Sorgfalt als in neuern Zeiten, geschehen sey. Der Puz wurde bis siebenmal aufgetragen, und zuletzt mit gestoßen und fein gesiebten Marmor überzogen, und dennoch ist ein solcher Puz nicht über einen Finger dick. Die Mauer ward davon so glatt wie ein Spiegel, und der Puz mit der Zeit so hart

P 7

als

* L. VII. c. 4.

als Eisen. An einem Orte ausserhalb Rom fand man zu Ende des vorigen Jahrhunderts Wände in Zimmern, die mit dünnen Kupferplatten überzogen waren.

Was der W. hiernächst von der Form der alten Tempel sagt, übergehe ich, weil es meist ganz bekannt ist. Von den Säulen merkt er unter andern an, daß sie gleich von Fuß an verjüngt gewesen, und daß die gebaute Säule sich an keinem grossen Gebäude der Alten, (einige kleinere etwa von spätern Zeiten ausgenommen) finde. Reissen haben schon die ältesten Säulen gehabt. Ganz grosse Säulen wurden von den Griechen aus Stücken gemauert.

Von der Toscanischen Säule merkt er an, daß ausser einer einzigen an der Schleuse des Lago facino keine übrig sey. Die Dorische aber findet man fast von ihrem ersten Ursprung, an drey alten Gebäuden zu Pesto, an einen Tempel zu Sirgenti, und an einem andern zu Corinth. Ihre Höhe ist unter fünf und an denen zu Corinth
nur

nur vier Diameter. Aus einer Stelle des Pindars vermuthet Hr. W. daß noch zur Zeit dieses Dichters das Dorische Gebälke von Holz gemacht worden. Wichtiger ist die Anmerkung, daß die Tiefen zwischen den Balken (Metopen) in den alten Zeiten offen gewesen, so, daß man allenfalls dadurch hätte in das Innere der Tempel hereinstiegen können. Dieses giebt ihm Gelegenheit eine übel verstandene Stelle aus dem Euripides sehr natürlich zu erklären. Da sich Orestes, und Pylades berathschlagen, wie sie in dem Tempel der Diana in Tauris kommen wollen, sagt dieser:

Ορα δε γ' εἶσω τρηλύφον, ὅσοι κινὸν
Δέμας καθεῖναι.

und schlägt also deutlich vor, daß sie zwischen den Triglyphen, nemlich durch die Metopen durchkriechen, und sich dann inwendig herunter lassen wollen.

Nich wundert, daß dem Verfasser hiebey nicht noch eine andere sehr natürliche Muthmassung beygefallen ist, welche den Ursprung der Verzierungen

runge in den Metopen erklärt. Aller Wahrscheinlichkeit nach, haben die Priester in diese Oefnung zwischen den Balkenköpfen oder Triglyphen die Gerippe von den Köpfen der Opferthiere hingestellt; wie man noch jezo neben den heutigen Tempeln die ausgegrabene Gebeine der Kirchhöfe verwahrt. Weil das Auge an diese Art der Verzierung gewöhnt worden, so war dieses ohne Zweifel die Ursache, daß nachher, als man die Metopen ingemauert, diese Zierathen in Stein an denselben Stellen sind eingchauen worden.

Im übrigen macht Hr. W vier verschiedene Perioden oder Zeiten der dorischen Ordnung. In der ersten Zeit war der Schaft nicht über vier Durchmesser hoch. In der dritten Zeit hatte derselbe sechs Durchmesser, wie an dem Tempel des Augustus in Athen. In der vierten Zeit, woran ein Portal eines Tempels zu Cori übrig geblieben, hatten die Säulen sieben Durchmesser in der Höhe ohne der Base und dem Capital, welches bey nahe toscanisch ist. Der Tempel ist vermuthlich zu der Zeit des Syberius gebauet worden.

Wey

Bey Gelegenheit der Ionischen Ordnung bringt
 Hr. W. verschiedene gute Anmerkungen an. Er
 verbessert den Text in einer Stelle, des Plinius *
 welche von den Ionischen Säulen des Tempels
 der Diana zu Ephesus handelt. Ex iis (co-
 lumnis) heißt es nach den gewöhnlichen Lesarten,
 XXXVI cælatæ uno (andere una) a Scopa.
 Er liest uno e Scapo. Der Schaft war aus
 einem Stück, und zeigt, daß der Bildhauer
 Scopas, den man hier gesucht hat, diese Säul-
 en nicht kan gearbeitet haben. Eine andere sehr
 angenehme Anmerkung macht er über ein altes
 Ionisches Capital, das in der Kirche zu St. Lo-
 renz auffer Rom zu sehen ist. In dem Auge der
 einen Volute sieht man einen Frosch ausgehauen,
 und in dem Auge der andern eine Eydere. Er
 hält mit grosser Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese
 Bilder die Namen der Baumeister Saurus und
 Batrachus aus Sparta bedeuten, durch welche
 Metellus die Tempel des Jupiters und der Juno
 bauen lassen, daß folglich diese Säule daher ge-
 nom-

* L. XXXVI, c. 24.

kommen sey. Diese Rathmassung bekömmt daher ihre völlige Zuverlässigkeit, daß Plinius von diesen beyden Baumeistern sagt: sie haben in columnarum spinis ihre Namen durch solche Bilder angedeutet. Da der Verfasser bloß historisch schreibt, so müssen Sie sich nicht wundern, daß er hier nichts von dem Unterschied der alten und neuern Voluten gedenkt. Vielleicht hat er sich geschämt dem heutigen Ionischen Capitäl den Vorzug vor dem Alten zu geben. Die Stelle auf der 31. S. wo er die Veränderung der Volute, die man dem Nich. Angelo zuschreibt, die Hr. W. aber auch an alten Säulen gesehen, ist mir etwas unverständlich und zielt vielleicht auf diesen Unterschied.

Bei den Corinthischen Säulen merkt er an, daß man schon an den Säulen des Tempels der Bestie die übertriebene Höhe bemerkt, die hernach durch die Gothische Baumeister so sehr übertrieben worden. Diese Säulen haben mit dem Capitäl eils Durchmesser in die Höhe. Daß der Verf. bey Gelegenheit des Histrochens von der Erfindung

- dung

ding des Corinthischen Capitäls, und gar nichts von der Erfindung dieser Ordnung sagt, ist Schade. Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß die Griechen dieselbe von den Phönicern geborgt und ihre eigene Veränderungen daran gemacht haben. Man weiß auch aus andern Beyspielen, wie gern sich die eitele Griechen alle Erfindungen zugeschrieben haben.

Bei der zusammengesetzten, oder Römischen Ordnung hält sich Hr. W. gar nicht auf, sondern merkt bloß an, daß der Bogen des Titus das älteste übrig gebliebene Werk von dieser Ordnung sey, überhaupt merkt er noch an, daß nur vier alte Gebäude übrig sind, eins in Italien, und zwey in Palmyra und ein Tempel zu Palestrina, wo jede Säule auf einem besondern Postament steht. Ferner, daß bey den alten auch ovale Säulen im Gebrauch gewesen.

Ueber die Form der Gebäude werden gegen den March. Galiani Beyspiele angeführt, daß sie
bis,

bisweilen ganz Etude gehabt haben. Das obere
 aber war nur schlecht und niedrig. In bürgerlichen
 Häusern war oft der ganze Raum (Corniche) von
 gebrannter Erde, und er machte zugleich die Röh-
 ren zum Ablauf des Wassers aus. Es ist nicht
 an dem, daß Cäsar der erste römische Bürger ge-
 wesen, dessen Haus einen Siebel gehabt. Daß
 die Thüren meistens gegen die Straße aufgingen
 ist eine bekannte Sache, ingleichen, daß die Tempel
 ohne Fenster gewesen. In den Häusern selbst
 liebten die Alten die hellen Zimmer nicht so sehr
 wie die neuen. In den Zimmern waren die Fen-
 ster in der Höhe, so daß man nicht auf die
 Straßen sehen konnte. Diese Art giebt nicht nur
 ein angenehmeres Licht, sondern schützt auch mehr,
 als unsere Art gegen Sonne und Wetter. Vor
 die Oefnung der Fenster ward nur eine Decke ge-
 gögen und auswärts war ein metallenes Gitter,
 welches auf- und zugebracht werden konnte. Doch
 gab es auch Säle mit grossen Fenstern, bis auf
 den Fußboden herunter. Hr. W. schließt aus
 diesen Glas, die im Herculano gefunden wor-
 den,

den, daß die Römer schon unter den ersten Kaiser Glasfenster gehabt. Ich übergehe andere artige Anmerkungen über die Treppen, die Größe der Wohnzimmer und die Art dieselben warm zu machen, um noch einige Anmerkungen aus dem zwenten Capitel anzuführen, welches von der Zierlichkeit in der alten Baukunst handelt.

Die wesentliche Theile eines Gebäudes sind die, welche zur Festigkeit und dem Gebrauch desselben nothwendig sind. Wenn aber ein Gebäude auch zugleich gut soll in die Augen fallen, wenn nichts Uebelstehendes, nichts Beleidigendes, nichts Unordentliches, nichts Nachlässiges daran soll wahrgenommen werden, so muß der Baumeister Ordnung, Symmetrie, gute Verhältnisse, Nettigkeit, eine genaue Absonderung einzelner und genaue Verbindung aller Theile darin anbringen. Diese Dinge kan man halb wesentliche Theile nennen, weil sie zwar weder die Bequemlichkeit noch die Festigkeit der Gebäude vermehren, hingegen nicht fehlen können, ohne den natürlichen Geschmack zu beleidigen.

Endlich können an einem Gebäude Dinge angebracht werden, die dasselbe angenehm machen und zieren, ohne daß ihr Mangel irgend einen Uebelstand verursacht. Sie sind der Putz und die Juwelen des Gebäudes. Mich dünket Hr B. unterscheidet die halb wesentlichen Theile von den Zierathen nicht genug. Das meiste, was er im zweyten Capitel anführt, betrifft die letztere. Er hat sehr wohl angemerkt, daß die Zierlichkeit von den Alten in der schönen Zeit der Künste wenig gesucht werden. Diese Anmerkung ist von allen spätern Künsten wahr. Ich glaube bemerkt zu haben, daß das Zierliche in den Künsten bey dem Untergange der Freyheit seinen Anfang genommen habe. Ich werde Ihnen ein andermal meine Gedanken über die psychologischen Ursachen dieser moralischen Erscheinung mittheilen.

Der Beschluß folgt künftig.

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 12. November 1761.

Beschluß des hundert und drey und neunzigsten Briefes.

Die überhäuften Zierrathen sagt W. haben vermuthlich unter dem Nero angefangen. Denn an dem Bogen des Titus herrschten sie schon ganz und unter seinen Nachfolgern nahmen sie noch mehr überhand. Fast alle Glieder der Säulen, der Gesimse und Einfassungen, welche die Alten glatt gelassen, wurden mit Laubwerk und anderer Schnitzarbeit verziert. Es wurden sogar an den Säulen menschliche Figuren angebracht, und an den Schlußsteinen der Bogen, wurden kleine Statuen ausgeschnitten. Man unterbrach sogar die Cornischen, der Zierrathen halber, und baute Säulen, die kein Gebälke, sondern Bogen trugen. Alle diese Fehler sind sogar von grossen Baumeistern, Michael Angelo, Bernini u. a. in die neuere

Zwölfter Theil.

Q

Bau.

Baukunst herrlicher getrachtet werden. Der H. merkt an, daß die Bauart der Dioskorianischen Säulen zu vielen Fehlern der Atriana Anlaß gegeben hat. Hr. B. bespricht verschiedene seltsame Verzierungen, die er an alten Capitälen gesehen, die nicht verunstalteter sind, als die Heraklen, welche Hr. Hagenbach zu diesem Ende vorgeschlagen hat. Bey Gelegenheit der Caryatiden trägt er die allgemeine Vermuthung vor, daß an der attischen Ordnung in dem Panthey Caryatiden gestanden. Von dem Ursprung der Verzierung des Frieses in den Schäkten giebt der B. gute Nachrichten. Bey den innwendigen Verzierungen ist er ganz kurz, und weil ich unter seinen Anmerkungen eben nicht viel neues finde, so will ich auch diesen ohnedem schon abzulangen Brief nicht noch weitläufiger machen. Ich rathe Ihnen ohnedem bey erster Murre diese schöne Abhandlung des Hrn. B. selbst zu lesen.

* * *

Hundert

Hundert und vier und neunzigster Brief.

Ich überdenke die elenden Schriftsteller und Uebersetzer, die wir Ihnen schon seit einigen Jahren bekannt gemacht haben. Eine Menge ziemlich fehler Röpfe! Und gleichwohl sind sie alle große Genies gegen den Schmierer, über welchen ich mich seit gestern ärgere. Der Titel seines Buchs ist: Anti-Shaftesbury, oder die entlarvte Heftigkeit der Selbstliebe und Ruhmsucht, in philosophischen Gesprächen nach dem Englischen, Frankfurt am Mayn, bey Garbe 1761. Daß der deutsche Urheber dieser Schrift ein elender unwissender Uebersetzer sey, soll mein künftiger Brief beweisen; gegenwärtiger soll ihn von einer andern Seite betrachten. Ich bin noch ungewiß, ob er selbst ist betrogen worden, oder seinen Leser zum Besten haben will? Eins von beyden ist unstreitig. Der Titel verkündigt einen heiligen Eiferer, dem die Würde, mit welcher Lord Shaftesbury die menschliche Natur frönet, ein Greuel in den Augen ist, der der Reli-

2 2

gion

gibt einen angenehmen Dienst zu erweisen glaubt, wenn er alle Tugenden der Vernunft auf ihrem Altare schlachtet, den natürlichen Menschen zum Ungeheuer macht, und Gott in seiner Schöpfung lästert, um ihn in der Offenbarung desto mehr zu verherrlichen. In der Vorrede giebt der deutsche Schriftsteller sich immer noch dieselbe Mühe, nur daß er nach seiner Art auch gerne wichtig seyn möchte. „Der Nyplord, heißt es, machte nach seinem System aus bloß natürlichen Menschen lauter Nyplords, er schuf sie, wie Homer seine Götter,“ und schmückte sie mit den prächtigsten Feyerkleidern der Modetugenden. Welches System würde sich auch für unsere scharfsehende erleuchtete Zeiten besser schicken? Alle Starker geist und weltlichen Standes, alle von der schönen Passion brennende Personen beydeley Geschlechts, die sich bey der schönen und
„arti-

• Es ist ekelhaft, den Witz solcher Leute in Anspruch zu nehmen. Bedenken Sie aber doch das Gleichnis „Wie Homer seine Götter!„ Als wenn Homer seine Götter edler als die Natur geschildert hätte.

„artigen Welt niemals gerne ohne prächtige
 „Kleidung sehen lassen, müssen ihm beysallen.
 „Seine Tugend ist die Tugend der galanten Cen-
 „tauren, der starken grossen Geister, wie die Tu-
 „gend von Sans-Souci.“

Sie vermuthen ganz gewiß, der Anti-Shaftesbury wird von einem Young, oder sonst einem andächtigen Gottesgelehrten herrühren, der den sogenannten Centauren den Hals brechen will? Warten Sie, der Uebersetzer wird ihn zu erkennen geben. „Der Verfasser dieser philosophischen
 „Gespräche, fährt er fort, entblößt im Gegen-
 „theil die Menschen im natürlichen Stande
 „von Rock und Wambs, so zu reden, er zie-
 „het ihnen gar das Hemde der Tugend vom
 „Leibe, daß ihnen kaum das Fell übrig bleibt,
 „und nöthiget sie, bey ihrer moralischen Blöße
 „eine Decke in der Offenbarung zu suchen.“
 Nun, was meinen Sie, wer der grosse Beschüt-
 zer der Offenbarung ist, den der Uebersetzer wi-
 der den Lord austreiben läßt? Der Listige! Er
 schämt sich, ihn zu nennen, aber Sie brauchen
 nur eine Seite zu lesen, um den Mandeville, den

berühmtesten Verfasser der Fabel von den Bienen zu erkennen. Das Buch heißt auch im Englischen keinesweges Anti-Shafesbury, sondern es ist der zweyte Theil der Fabel von den Bienen, so wie sie im Jahr 1729 zu London herausgekommen ist. Die ganze Welt kennet den Mandeville und seine Fabel. Jedermann weiß, wie er es mit der geoffenbarten Religion meineth, und was für Vortheile Sie sich von seinen Lehren zu versprechen hat. Wenn er sich von dem Lord unterscheidet; so ist es größtentheils darin, daß ihm auch die natürliche Religion so heilig nicht ist, als jenem erhabenen Weltweisen. Jedermann weiß dieses, sage ich, nur unser Uebersetzer ist entweder einfältig genug zu glauben, oder unverschämmt genug, seinen Lesern weiß machen zu wollen, der zweyte Theil von Mandevillens Fabel von den Bienen, sey eine ernsthafte Vertheidigung der geoffenbarten Religion.

Daß er seinen Helden nicht zu erkennen giebt, daß er ihn, vermunnt und verstellt auf die Bühne bringt, das macht ihn etwas verdächtig. Allein man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Er

Er scheint gleichwohl selbst betrogen worden zu seyn. Sie kennen die niedrige, oft scurrile Schreibart des Mandeville. Um sich auch im Aeußerlichen von dem Lord zu unterscheiden, wählte er die gemeine Sprache des Pöbels, die er aber durch vielen Witz und seltsame Laune aufzuflügen wußte. Da ihm der Lord das menschliche Geschlecht zu sehr zu veredeln scheint: so setzt er ihm beständig das Beyspiel der Schiffsleute, Schornsteinsfeger und Kräuterweiber entgegen, auf welche er die erhabene Grundsätze des Weltweisen anwendet, um sie lächerlich zu machen, und endlich die Folgerung daraus zu ziehen, die ihm so sehr am Herzen liegt, daß das Laster der menschlichen Gesellschaft eben so nützlich sey, als die Tugend. Dieser ungereimte Satz ist die Moral seiner Fabel, und die Ursache, warum er mit der erhabenen Weltweisheit des Shaftesbury nicht zufrieden seyn kan.

Unser Uebersetzer hingegen nimmt in seiner Einfalt alles in dem feyerlichsten Tone von der Welt. Der Autor schäkert und treibet Kurzweil, der Uebersetzer ist streng und ernsthaft. Jener führt

die Sprache eines lockern Freydenkers, dieser eines schalen Candidaten. Sie können sich leicht vorstellen, was aus dieser Verwirrung für ein Mischmasch von Ernst und Spaß, von Feyerlichkeit und Kurzweil entstanden ist. Die lose Mine des Autors blickt allenthalben hindurch, und thut neben dem frommen Gesichte des Uebersetzers die lächerlichste Wirkung von der Welt. Kann man hieraus nicht sicher schliessen, der gute Mann sey selbst betrogen worden, und habe das Werk aus frommer Absicht unternommen?

In der That hat er seinen Autor so sehr gemisshandelt, daß das Werk unter seinen Händen ganz unschädlich geworden ist. Er hat ihn, um mich seines Ausdrucks zu bedienen, Rock und Wambs und das Selt selbst mit abgezogen. Dadurch hat er ihm den Gift benommen, aber wahrhaftig das Leben mit. Ein Löwe, dem man alle Glieder gelähmt hat, damit er nicht schaden könne, ist ein jämmerlicher Aublick, und jeder vernünftiger Leser wird das Bild dieses Löwen in dem verdeutschten Mandeville erkennen.

3.

Hundert

Hundert und fünf und neunzigster Brief.

Ich glaube, mein Uebersetzer besitzt alle die Eigenschaften, deren jede ganz allein hinreichend wäre, ihn zum elenden Uebersetzer zu machen. Er versteht weder die Sprachen, noch die Materie, und ist äusserst nachlässig. Das sind harte Beschuldigungen, ich gestehe es. Allein sie sind nicht härter als die Beleidigung, die ein solcher Mensch dem Publico anthut, indem er ihm Dinge vorlegt, die er selbst nicht versteht, und verwirrtes Zeug hinschreibet, mit welchem er nicht die mindeste Idee verbinden kan. Ich habe nur die ersten beyden Gespräche mit der Urschris verglichen, und ich würde ein ganzes Buch schreiben müssen, wenn ich alle Nachlässigkeits- und Unwissenheits-Fehler rügen wolte. Wo er von ohngefähr richtig übersezt, da ist sein Ausdruck schülerhaft, unangemessen, gezwungen und schielend. So angenehm sich das schnurrige Ding im Englischen lesen läst; so wenig kan man im Deutschen eine Seite ohne den äussersten Eckel und Widerwillen lesen.

Wenn die Zeit nicht zu verderben, die ich mir leider! habe verderben müssen, übergehe ich die lächerlichsten Fehler dieses elenden Schmierers, und begnüge mich, einige von den Stellen anzuführen, wo das Deutsche gerade das Gegentheil vom Englischen sagt, wenn anders noch ein Sinn hinein zu legen ist. Hier sind einige von diesen merkwürdigen Stellen.

Seite 33. Cleomenes macht die Anwendung von den erhabenen Grundsätzen des Lord Shaftesbury auf die niedrigsten Professionen, und hält eine lächerliche Lobrede auf die edlen Gefinnungen eines armen Weibes, das ihren Sohn zum Schornsteinfeger bestimmt. You find you self, spricht er zum Vertheidiger des Lords, under a necessity of allowing my Panegyricks, as you call them, to be just; or finding the same fault with most of my Lord Shaftesbury. d. i. Sie müssen entweder meine Lobrede, wie Sie sie nennen, gelten lassen, oder an den meisten Lobreden des Lords Shaftesbury eben dasselbe auszufehen finden. Unser Uebersetzer sagt; „Sie finden sich
„gend.“

„genöthiget, meinen Lobreden, wie sie es zu nennen
 „belieben, beyzufallen, oder in den meisten, Seh-
 „ler, die der Mylord Shaftesbury vorgestellt
 „hat, zu entdecken.“ Verstehen Sie das?

Seite 36. Horaz, der Vertheidiger des Lords
 spricht: I admire your Invention, and thus
 much I will own, that by overacting the part
 in that extravagant manner you have set the
 social system in a more disadvantageous light
 than ever I had considered it before: But the
 best Things, you know, may be ridicul'd.
 „d. i. Ich bewundere ihren Kunstgrif, und so
 „weit muß ich gestehen, daß Sie das Gesellig-
 „keitssystem, indem Sie die Rolle bis zur Aus-
 „schweifung übertrieben, in ein so unvortheilhaf-
 „tes Licht gesetzt haben, in welchem ich es noch nie
 „betrachtet habe. Allein Sie wissen, die beste
 „Sache von der Welt kan lächerlich gemacht wer-
 „den.“ Nun hören Sie das Gewäsche unsers
 Uebersetzers! „Ich muß mich nur über ihren
 „Kunstgrif wundern, und gestehe gern zu, daß
 „Sie das Lehrgebäude der Geselligkeit auf eine
 „ge-

„geschickte aber allzu ausschweifende Art ins
 „volle Licht gesetzt haben, als ich es von
 „der schlimmen Seite noch niemals auf die
 „Art angesehen habe. Allein Sie wissen auch
 „die besten Dinge gar zu lächerlich zu ma-
 „chen.“ Ist Ihnen etwas anderes je unter die
 Finger gekommen?

Incontinence, and Adultery it self, Persons
 of Quality are not more free from, all over
 christendom, than the meaner People. Dies
 ist hier in der Uebersetzung. „In der ganzen
 „Christenheit werden vernachlässigte Leute nicht so leicht
 „in öffentlichen Ehebruch und Unreinigkeit, als
 „der gemeine Pöbel verfallen.“ Gerade umgekehrt.

Cleomenes macht in dem vierten Gespräche
 eine willkürliche Beschreibung von der Lebensart
 eines Edelmannes, der ein Muster der Tugend,
 der guten Sitten und ritterlichen Aufführung ist.
 Er beschreibt seine köstlichen und wohleingerichte-
 ten Gebäude. Ich übergehe unendlich viele
 Schnitzer, die der Uebersetzer an diesem Orte
 macht,

macht, weil ich Ihnen ausdrücklich nur diejenigen Stellen anführen will, wo er das Gegentheil von seinem Originale sagt.) Horaz antwortet auf die Beschreibung des Cleomenes; Tis is a study'd Piece; but I don't like it the worse for it, pray go on. Das heißt: diese Beschreibung ist ziemlich ausstudiret; sie gefällt mir aber deswegen nicht weniger. Fahren Sie nur fort. Unser Uebersetzer sagt, „Sie machen mir hier zwar eine „ausstudirte Beschreibung, die ich aber gar „nicht davor ansehe. Belieben Sie nur fortzufahren,“ diese Stelle befindet sich S. 59. und ich versichere Sie, daß diese und die folgende Seite so sehr von den lächerlichen Fehlern wimmeln, daß Sie nicht zwei Zeilen finden werden, die richtig übersezt wären, ohne das Original ist es ganz unmöglich in dem Geschnitzte des Uebersetzers einen Funken von Menschenverstand zu finden. Ich könnte Ihnen ganze Seiten abschreiben, davon sie ohne Hülfe des Englischen nicht eine einzige Periode verstehen sollten. Doch ich habe mich anstrengt gemacht, ihrer Schuld zu schonen und nur offensbare Widersprüche anzuführen.

To be well dress'd, sagt Horaz, is a necessary article, and yet to be solicitous about it is below a Person of Quality. D. i. „Wohl-
 „bescheidt seyn ist ein nothwendiger Artikel, aber
 „sich drum bekümmern ist für eine Standesperson
 „zu niedrig.“ Nun unser Uebersetzer „Wie eine
 „wohlanständige Kleidung ein nothwendiges
 „Stück ist; so kan es auch einer Standesperson,
 „sich darum selbst sorgfältig zu bekümmern, nicht
 „für abelgehalten werden.“

Seite 66. „Im übrigen kan ich es nicht ge-
 „sehen lassen, wenn Sie meinen, daß ich irrete.“
 In der Urschrift steht, and for the rest, I give
 you leave to think me in the Wrong.

Lösen sie mit einmal folgende Construction auf:
 „Seit ich auf ihre Antworten gedacht habe, so
 „weiß ich nicht, doch kan ich irren, und vielleicht
 „einen Augenblick daran zweifeln, daß ich mich
 „nicht betrüge, ob in der Welt ein solcher durch
 „sie abgeschilderter Mensch vorhanden sey oder
 „gefunden werden könne, und der anders als sie
 „den.“

„denken sollte.“ Was haben sie hier gelesen? Kann ein Kranker im Schlafe ungereimteres Zeug plaudern? Mandeville sagt: Since I have reflected on what you answered me, I don't know, but I may be in the wrong, as I should certainly believe myself to be, if there really was such a Man, and he was of the contrary Opinion. Das könnte ohngesehr heißen; „seit dem ich das überlegt, was sie mir geantwortet haben; so scheintes mir beynabe, als wenn ich Unrecht hätte. So viel ist gewiß; wäre ein solcher Mensch vorhanden, wie Sie ihn beschreiben, und er behauptete die entgegengesetzte Meinung; so würde ich ihm ohne Anstand Recht geben.“

S. 74. „Sie wolten ihn auch nicht verdammen, und geben doch keine Ursache an, warum sie ihn für verdächtig halten,“ heißt im Original: You would not condemn him without as so much, as naming the cause, why you suspect him.

The severity of the Task giebt der Uebersetzer „die Schwierigkeiten eines Fleckens.“ Uebertrifft er nicht alle elende Uebersetzer unsers an elenden Uebersetzern so fruchtbaren Jahrhunderts? Wahrhaftig wir müssen dem Herrn Bergmann eine Ehrenklärung thun. Dieser Uebersetzer ist noch fast schlechter als Er!

Der Beschluß folgt künftig.

~~XXXXXXXXXXXX~~

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 19. November 1761.

Beschluß des hundert und fünf und neunzigsten Briefes.

Noch eine einzige Stelle auf der achtzigsten Seite, denn weiter konnte ich unmöglich lesen. Sie ist eine von den lustigen, die ich anzuführen habe. Cleomenes hat den Charakter des vollkommenen Edelmannes nur deswegen so vortreflich geschildert, um zuletzt zu zeigen, daß alle Tugenden dieses Weltmannes die Wirkungen der Selbstliebe und der Eitelkeit seyn können, obgleich ihm selbst vielleicht die wahre Triebfeder seiner Handlungen unbekannt ist, und er aus Liebe zur Tugend zu handeln glaubt. „Sie wandern sich, wie ich merke, spricht er zum Horaz, daß ich mir einen so übermäßigen Grad von Scharfsichtigkeit beyzumessen kan, einen listigen und verschlagenen Menschen besser zu kennen, als er sich selbst kennet; which in strictness is an impossibility, and conse-

Zwölfter Theil.

N

„quently

„quently not to be bragg'd of, but by a Cox-
 „comb. Dieses ist in der That eine wahre Un-
 „möglichkeit, mit welcher folglich kein anderer,
 „als ein Hasensuß prahlen kan. — Sie können
 „mit sich selbst umgehen, wie Sie wollen, antwor-
 „tet Horaz. Ich habe nie so was gesagt.“

Unserm Candidaten schien der Ausdruck Cox-
 „comb zu profan. Wissen Sie, wie er die Stelle
 „gibt? — „Lassen Sie uns aufs ernstlichste davon
 „sprechen, die Sache ist wirklich unmöglich, und
 „es kan sich dessen kein Mensch rühmen, der
 „nicht seinen Verstand durch unablässige
 „Gewohnheit darzu geschickt gemache-
 „hat.“ — Horaz antwortet auf das Compli-
 „ment, daß der deutsche Coxcomb sich selbst macht.
 „Sie können mit sich selbst nach ihrem Gefallen
 „verfahren, was mich aber betrifft, habe ich der-
 „gleichen noch niemals vorgegeben.“

Genug von einer erbärmlichen Uebersetzung, die
 so tief unter der Critik ist. Ich würde sie mit kei-
 ner Sylbe berührt haben, wenn mich der falsche
 Titel des Buchs nicht veranlasset hätte, den wahr-
 ren Verfasser desselben bekannt zu machen.

3.

Hun-

Hundert und sechs und neunzigster Brief.

Eine Egyptische Banise vom Jahre 1759 haben sie wohl in Teutschland nicht vermutet, und doch ist sie, aber in Mannsleibern, erschienen. Dem Hr. v. Justi, den die Menge seiner Schriften, und nicht ihre innere Gütte, berühmt gemacht, und so gar auch gegen den Zahn der Kritik, denn es zu schwer ward durch so viele Bände durchzu-
beissen, verwahrt hat; diesem Hrn. v. Justi ist auch die neue Banise entgangen; denn Geburtsschmerzen kan sie ihm wol nicht verursacht haben. Unter dem Namen Psammitichus * läuft sie nun in der Welt herum und trozt darauf, daß ihr gan-
zer Name so gleich durch einen Octavband von ihrem unermüdeten Vater könne vertheidiget wer-
den. Immerhin, da ich mich endlich überwin-
den habe, Sie ihrer Verstellung ohnerachtet nä-
her kennen zu lernen: so wollen auch Sie von ihr
R 2 wissen,

* Die Wirkungen und Folgen so wohl der wahren
als der falschen Staatskunst in der Geschichte des
Psammitichus. Frankfurt. u. Leipz. bey Garben 1759.

wissen, was ich von ihr weiß. Wenn ich mit der Geschwindigkeit des Hr. v. J. läse, für den, wie er in der Vorrede selbst sagt: „Die völlige Durchlesung eines Buches von der Stärke der Clarisse, oder des Grandisons kaum einen Tag erfordert,“ so würde ich ihnen meine Arbeit ein solches Buch, wie den Psammitichus durchzulesen gewiß nicht so hoch anrechnen. Da ich aber mit der Langsamkeit einer Schnecke durch gute und schlechte Bücher frieche, bey den guten mich aufhalte, um die vortreflichsten Stellen recht zu schmecken, und bey den schlechten mich aufhalte, weil mich das matte träge macht: so sind sie mir wirklich vielen Dank schuldig, daß ich ein paar Tage in dem ersten Theile des unaufhörlich, mittelmäßigen und folglich schlechten Psammitichus verschwendet habe. Ein deutscher Roman, der sich gleichsam einem Telemach an die Seite stellen will, mit welcher Aufmerksamkeit, auch auf die geringsten Kleinigkeiten des Styls, sollte derselbe nicht geschrieben seyn? welche Sorgfalt in der Bildung der Perioden, welche Eifersucht in der Wahl der Worte würde er nicht fordern! Ich sage nichts von dem
Plan,

Man, den sein V. allenfals entlehnen könnte. Noch mehr: ein deutscher Roman, der eine eigene Classe von Romanen anfangen, die bloß erdichteten vertreiben, und zur Erlernung der alten Geschichte dienen soll: müßte er nicht alle Zierlichkeit des historischen Styls mit dem Schmucke den die Erdichtungen leiden, vereinigen?

Damit sie dieses letztere verstehen mögen, bin ich verbunden, ihnen zu sagen, daß der Hr. v. J. einen Roman will geschrieben haben, der die jungen Leute zu eben der Zeit da er sie ergötzt auch mit der wahren Geschichte bekannt machen soll; denn an den übrigen Romanen hat er immer die aussetzen, „nur Schade, daß die Begebenheiten nicht „wahr sind,“ bey seinem Hammitichus aber glaubt er, könne dieses nur Schade, niemanden einfallen, ob er gleich die Lücken der Geschichtschreiber mit seinen eigenen Einfällen selbst nach seinem Gefändnisse, ausgefüllt hat. Nun könnten sie zwar glauben, daß er dieses eben so wenig im Ernste sage, als die Nachricht von der Geschwindigkeit seines Lesens: allein sie dürfen nur die ganze Vorrede lesen, um sich zu überzeugen daß er wirklich

im Umriss aus diesen Betrachtungen die Hauptbe-
stimmung für einen Romanentwurf bestimmt.

Wenn auch der Geschichtler in ihren Berichten
aufständig sein können! Hr. v. J. hat einige dieser
Berichte, deren Sprache genug nach andern ge-
sagt hat, in einem neuen Bande vortragen wollen;
gut, wenn es geschieht er dieses nicht, sondern setzt
Gedanken vor, die gegen die ersten Begriffe der histori-
schen Glaubwürdigkeit streiten. Jedermann weiß,
daß es viel leichter wird, die ganze Geschichte eines
unbekannten Privatmannes aus unsren Zeiten zu
glauben, als eine einzige Anekdote zum Leben des
Cicero, die ein neuer Scribent ohne Gewähr-
leistung eines alten anführen würde. Warum? Daß
Leben eines Privatmannes kan einigen wenigen
seiner guten Freunde bekannt sey; in der ganzen Welt
außer denselben ist es unbekant. Ein Geschichts-
schreiber kan unter der Zahl dieser wenigen Freun-
de gerechnet sey: also kan ich mich leicht überreden,
daß seine Nachrichten wahr sind, und ein solcher
Roman erhebt sich beynahe zu der Glaubwürdig-
keit einer Geschichte. Allein, was vom Cicero
jetzt bekannt ist, ist der ganzen Welt bekannt, und
ein

ein neuerer Schriftsteller, der einen neuen Umstand zu seinem Leben anführt ohne eine besonders Quelle zu nennen, wird von allen als romanenhaft ausgeschrien. Folglich fällt mir eben bey einem Psammitichus immer ein: Woher weiß den der Mann dieses? niemand vorher hat dieses gewußt, und kein alter Schriftsteller hat ihm davon Nachricht gegeben. Wie nun? er verkauft mir also seine Einfälle für historische Wahrheiten. Ein Psammitichus ist einst in der Welt da gewesen: aber er hat das nicht gethan was J. von ihm erzählt. Und, nun bin ich zwischen der Geschichte und dem Roman in der Mitte, und lese eigentlich bey wahren Namen, Begebenheiten, die der Schriftsteller nach eigenen Belieben erfunden hat. Und wer erlaubt denn einem Neuern die Vermegenheit, an die alten zerstückelten Statuen neue Arme und Beine anzuhäften, und den antiken Köpfen, die zum Beweis ihres Altertums blind sind, Augen einzusetzen? Kan sich die Majestät der Geschichte gegen solche Unfälle nicht mehr beschützen? Hr. v. J. gesteht zwar gern, „daß dieser Einwurf in „gewissen Betrachtungen Grund habe,“ doch giebt

To be will dress'd, sagt Horaz, is a necessary article, and yet to be solicitous about it is below a Person of Quality. D. i. „Wohl-
 „bekleidet seyn ist ein nothwendiger Artikel, aber
 „sich drum bekümmern ist für eine Standesperson
 „zu niedrig.“ Nun unser Uebersetzer „Wie eine
 „wohlanständige Kleidung ein nothwendiges
 „Stück ist; so kan es auch einer Standesperson,
 „sich darum selbst sorgfältig zu bekümmern, nicht
 „für übelgehalten werden.

Seite 66. „Im übrigen kan ich es nicht ge-
 „schehen lassen, wenn Sie meinen, daß ich irrete.“
 In der Urschrift steht, and for the rest, I give
 you leave to think me in the Wrong.

Lösen Sie mir einmal folgende Construction auf:
 „Seit ich auf ihre Antworten gedacht habe, so
 „weiß ich nicht, doch kan ich irren, und vielleicht
 „einen Augenblick daran zweifeln, daß ich mich
 „nicht betrüge, ob in der Welt ein solcher durch
 „sie abgeschilderter Mensch vorhanden sey oder
 „gefunden werden könne, und der anders als sie
 „den-

„Denken sollte.“ Was haben sie hier gelesen? Kann ein Kranker im Schlafe ungereimteres Zeug plaudern? Mandeville sagt: Since I have reflected on what you answered me, I don't know, but I may be in the wrong, as I should certainly believe myself to be, if there really was such a Man, and he was of the contrary Opinion. Das könnte ohngesehr heißen; „seit dem ich das überlegt, was sie mir geantwortet haben; so scheint es mir beynahe, als wenn ich Unrecht hätte. So viel ist gewiß; wäre ein solcher Mensch vorhanden, wie Sie ihn beschreiben, und er behauptete die entgegengesetzte Meinung; so würde ich ihm ohne Aufstand Recht geben.“

S. 74. „Sie wolten ihn auch nicht verdammen, und geben doch keine Ursache an, warum sie ihn für verdächtig halten,“ heißt im Original: You would not condemn him without as so much, as naming the cause, why you suspect him.

The

The severity of the Task giebt der Uebersetzer „die Schwierigkeiten eines Fleckens.“ Uebertrifft er nicht alle elende Uebersetzer unsers an elenden Uebersetzern so fruchtbaren Jahrhunderts? Wahrhaftig wir müssen dem Herrn Bergmann eine Ehrenerklärung thun. Dieser Uebersetzer ist noch fast schlechter als Er!

Der Beschluß folgt künftig.

B r i e f e ,

Die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 19. November 1761.

Beschluß des hundert und fünf und neunzigsten Briefes.

Noch eine einzige Stelle auf der achtzigsten Seite, denn weiter konnte ich unmöglich lesen. Sie ist eine von den lustigen, die ich anzuführen habe. Cleomenes hat den Charakter des vollkommenen Edelmannes nur deswegen so vortreflich geschildert, um zuletzt zu zeigen, daß alle Tugenden dieses Weltmannes die Wirkungen der Selbstliebe und der Eitelkeit seyn können, obgleich ihm selbst vielleicht die wahre Triebfeder seiner Handlungen unbekannt ist, und er aus Liebe zur Tugend zu handeln glaubt. „Sie wundern sich, wie ich merke, spricht er zum Horaz, daß ich mir einen so übermäßigen Grad von Scharfsichtigkeit beyzumessen kan, einen listigen und verschlagenen Menschen besser zu kennen, als er sich selbst kennet; which in strictness is an impossibility, and consequently

Zwölfter Theil. R „quently

„quently not to be bragg'd of, but by a Cox-
 „comb. Dieses ist in der That eine wahre Un-
 „möglichkeit, mit welcher folglich kein anderer,
 „als ein Hasensuß prahlen kan. — Sie können
 „mit sich selbst umgehen, wie sie wollen, antwor-
 „tet Horaz. Ich habe nie so was gesagt..

Unserm Candidaten schien der Ausdruck Cox-
 comb zu profan. Wissen Sie, wie er die Stelle
 giebt? — „Lassen Sie uns aufs ernstlichste davon
 „sprechen, die Sache ist wirklich unmöglich, und
 „es kan sich dessen kein Mensch rühmen, der
 „nicht seinen Verstand durch unablässige
 „Gewohnheit darzu geschickt gemacht
 „hat.. — Horaz antwortet auf das Compli-
 „ment, daß der deutsche Coxcomb sich selbst macht.
 „Sie können mit sich selbst nach ihrem Gefallen
 „verfahren, was mich aber betrifft, habe ich der-
 „gleichen noch niemals vorgegeben..

Genug von einer erbärmlichen Uebersetzung, die
 so tief unter der Critik ist. Ich würde sie mit kei-
 ner Eulbe berührt haben, wenn mich der falsche
 Titel des Buchs nicht veranlasset hätte, den wahr-
 ren Verfasser desselben bekannt zu machen.

3.

Fun-

Hundert und sechs und neunzigster Brief.

Eine Egyptische Banise vom Jahre 1759 haben sie wohl in Deutschland nicht vermutet, und doch ist sie, aber in Mannsleibern, erschienen. Dem Hr. v. Justi, den die Menge seiner Schriften, und nicht ihre innere Güte, berühmt gemacht, und so gar auch gegen den Zahn der Kritik, dem es zu schwer ward durch so viele Bände durchzu-
beissen, verwahrt hat; diesem Hrn. v. Justi ist auch die neue Banise entgangen; denn Geburtsschmerzen kan sie ihm wol nicht verursacht haben. Unter dem Namen Psammitichus * läuft sie nun in der Welt herum und trozt darauf, daß ihr guter Name so gleich durch einen Octavband von ihrem unermüdeten Vater könne vertheidiget werden. Immerhin, da ich mich endlich überwin-
den habe, Sie ihrer Verstellung ohnerachtet näher kennen zu lernen: so wollen auch Sie von ihr
N 2 wissen,

* Die Wirkungen und Folgen so wohl der wahren als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichus. Frankfurt. u. Leipz. bey Garben 1759.

wissen, was ich von ihr weiß. Wenn ich mit der Geschwindigkeit des Hr. v. J. läse, für den, wie er in der Vorrede selbst sagt: „Die völlige Durchlesung eines Buches von der Stärke der Clarisse, oder des Grandisons kaum einen Tag erfordert,“ so würde ich ihnen meine Arbeit ein solches Buch, wie den Psammitichus durchzulesen gewiß nicht so hoch anrechnen. Da ich aber mit der Langsamkeit einer Schnecke durch gute und schlechte Bücher krieche, bey den guten mich aufhalte, um die vortreflichsten Stellen recht zu schmecken, und bey den schlechten mich aufhalte, weil mich das matte träge macht: so sind sie mir wirklich vielen Dank schuldig, daß ich ein paar Tage in dem ersten Theile des unaufhörlich, mittelmäßigen und folglich schlechten Psammitichus verschwendet habe. Ein deutscher Roman, der sich gleichsam einem Telemach an die Seite stellen will, mit welcher Aufmerksamkeit, auch auf die geringsten Kleinigkeiten des Styls, sollte derselbe nicht geschrieben seyn? welche Sorgfalt in der Bildung der Perioden, welche Eifersucht in der Wahl der Worte würde er nicht fordern! Ich sage nichts von dem
Plan,

Man, den sein V. allenfals entlehnen könnte. Noch mehr: ein deutscher Roman, der eine eigene Classe von Romanen anfangen, die bloß erdichteten vertreiben, und zur Erlernung der alten Geschichte dienen soll: müßte er nicht alle Zierlichkeit des historischen Styls mit dem Schmucke den die Erdichtungen leiden, vereinigen?

Damit sie dieses letztere verstehen mögen, bin ich verbunden, ihnen zu sagen, daß der Hr. v. J. einen Roman will geschrieben haben, der die jungen Leute zu eben der Zeit da er sie ergötzt auch mit der wahren Geschichte bekannt machen soll; denn an den übrigen Romanen hat er immer dieß ausgesprochen, „nur Schade, daß die Begebenheiten nicht „wahr sind,“ bey seinem Psammithus aber glaubt er, könne dieses nur Schade, niemanden einfallen, ob er gleich die Lücken der Geschichtschreiber mit seinen eigenen Einfällen selbst nach seinem Gefändnisse, ausgefüllt hat. Nun könnten sie zwar glauben, daß er dieses eben so wenig im Ernste sage, als die Nachricht von der Geschwindigkeit seines Lesens: allein sie dürfen nur die ganze Vorrede lesen, um sich zu überzeugen daß er wirklich

im Ernste aus diesen Betrachtungen die Rechtfertigung für seinen Plammitichus hernimmt.

Wenn doch die Schriftsteller in ihren Vorreden aufrichtig seyn könnten! Hr. v. J. hat einige derer Wahrheiten, der er schon ofte genug nach andern gesagt hat, in einem neuen Buche vortragen wollen; gut, warum geschieht er dieses nicht, sondern sucht Gründe vor, die gegen die ersten Begriffe der historischen Glaubwürdigkeit streiten. Jedermann weiß, daß es viel leichter wird, die ganze Geschichte eines unbekannten Privatmannes aus unsern Zeiten zu glauben, als eine einzige Anekdote zum Leben des Cicero, die ein neuer Scribente ohne Gewährleistung eines alten anführen würde. Warum? Das Leben eines Privatmannes kan einigen wenigen seiner guten Freunde bekannt seyn; in der ganzen Welt ausser denselben ist es unbekant. Sein Geschichtschreiber kan unter der Zahl dieser wenigen Freunde gewesen seyn: also kan ich mich leicht überreden, daß seine Nachrichten wahr sind, und ein solcher Roman erhebt sich bey nahe zu der Glaubwürdigkeit einer Geschichte. Allein, was vom Cicero jetzt bekannt ist, ist der ganzen Welt bekannt, und

ein

ein neuerer Schriftsteller, der einen neuen Umstand zu seinem Leben anführt ohne eine besonders Quelle zu nennen, wird von allen als romanenhaft ausgeschrien. Folglich fällt mir eben bey einem Psammitichus immer ein: Woher weiß den der Mann dieses? niemand vorher hat dieses gewußt, und kein alter Schriftsteller hat ihm davon Nachricht gegeben. Wie nun? er verkauft mir also seine Einfälle für historische Wahrheiten. Ein Psammitichus ist einst in der Welt da gewesen: aber er hat das nicht gethan was J. von ihm erzählt. Und, nun bin ich zwischen der Geschichte und dem Roman in der Mitte, und lese eigentlich bey wahren Namen, Begebenheiten, die der Schriftsteller nach eigenen Belieben erfonnen hat. Und wer erlaubt denn einem Neuern die Vermegenheit, an die alten zerstückelten Statuen neue Arme und Beine anzustücken, und den antiken Köpfen, die zum Beweis ihres Altertums blind sind, Augen einzusetzen? Kan sich die Majestät der Geschichte gegen solche Anfälle nicht mehr beschützen? Hr. v. J. gesteht zwar gern, „daß dieser Einwurf in „gewissen Betrachtungen Grund habe,“ doch giebt

er uns eine Beruhigung auch in Absicht seines
Hammittichus, mit der wir endlich zufrieden seyn
können, „so, wie mittelmäßige und schlechte Ge-
„schichtschreiber, sagt er, niemals bey den künf-
„tigen Zeiten ein solches Ansehen erlangen, daß
„sie der Gewisheit der Geschichte Nachtheil verur-
„sachen könnten: so werden mittelmäßige und schlech-
„te Schriftsteller, die eine wahre Geschichte mit ih-
„ren Erfindungen erweitern, noch viel weniger
„die Ungewisheit in der Geschichte zu verbreiten
„im Stande seyn.„ Da wir also auf dieser Seite
von dem Hr. v. J. nichts zu befürchten haben:
so können sie desto gelassener ansehen, wie ihm sein
Versuch gelunge sey.

B.

~~XXXXXXXXXXXX~~

Hundert

Hundert und sieben und neunzigster Brief.

Erst muß ich Ihnen wol sagen, wie ohngefahr die Geschichte des Psammitichus, vom Hrn. v. J. verfaßet, zusammenhänge; so weit ich nemlich darin gekommen bin: denn den zweiten Band habe ich noch nicht gelesen. Psammitichus ist der Sohn des Oberpriesters Zefos, welchen Saba-Fos, ein Moabrischer König und Eroberer von Egypten, wegen einiger freyen Vorstellungen hat-
te ermorden lassen. Der junge Psammitichus, der ein gleiches Schicksal haben sollte, entflohe durch den Piromis, einen Freund seines Vaters, gerettet und nach Assyrien begleitet. An dem Hofe des damals regierenden Königs Assar-Ad-
dinus gut aufgenommen, machte er sich diesen Vortheil zu Nutze, unter der Anleitung seines Erretters, die Verfassung des Assyrischen Reichs Babylon und Tyrus kennen zu lernen, und Be-
merkungen über den Einfluß, sowol der Sitten eines Volks, als der auswärtigen Handlung auf das Wohl eines Staats zu sammeln. Die Be-

Legung verschiedener den Egyptern eingepflanzten Vorurtheile setzte ihn in den Stand, die Provinz Saïs, über die er bald nachher regierte, blühend zu machen. Denn nachdem der Moabrische König Sabalos die Herrschaft über Egypten freywillig niedergelegt hatte, verwandelte sich die Monarchie in eine Aristokratie von 12 Fürsten, unter deren Anzahl Psammitichus nach vielem Widerspruch endlich aufgenommen wurde. Der Handel, den er den Griechen in seiner Provinz den alten Gebräuchen zuwider erlaubte, der Reichthum, den dadurch seine Unterthanen erworben, noch mehr aber seine Vermählung mit einer benachbarten Prinzessin, um die sich Sementhes, einer seiner Mitsürsten, von der Mutter und dem Bruder der Prinzessin unterstützt, beworben hatte, erweckten ihm so viele Feinde, daß er mit Uebereinstimmung der meisten andern Fürsten abgesetzt, und in die morastigen Gegenden von Egypten zu fliehen genöthiget wurde. In diesen Gegenden, als in einer Freystadt hielt er sich so lange, bis sich Griechen mit ihm vereinigten, die zufälliger Weise in Egypten aus Land getreten waren. Mit

Har-

Harnischen versehen, waren diese Griechen fast unverwundbar und folglich sehr furchtbar für die feindlichen Egyptier. Die Tapferkeit der Griechen vermehrte sich aus dieser Ursache fast bis ins Unendliche, und die übrige Armee des Psammitichus folgte ihnen getrost immer hinten nach. Die Vereinigung eines Arabischen Fürsten mit ihnen, der sehr geschwinde Pferde mit sich brachte, die Hr. v. J. gewiß nicht ungebraucht läßt, indem es erstaunend, aber auch oft kläglich anzusehen ist, wie geschwind die armen Thiere laufen müssen — diese Vereinigung wirkte auch sehr viel; für Psammitichus bleibt endlich Herr von Egypten, nachdem sein Geschichtschreiber Mittel gefunden hat, fast alle feindliche Fürsten ums Leben zu bringen. Nur Tementhes, der ehemalige Nebenbuhler des Psammitichus war seiner Rache entgangen, und hatte noch dazu die geliebte Gemahlin entführt, welches dem Psammitichus gar grosses Misvergnügen erweckte. So geschwind auch Hr. v. J. die Arabischen Pferde dismal laufen läßt, auf welchen man dem Tementhes nachsetzt, so kommen sie doch um eine halbe Stunde zu spät,

hät, und Tementhes erreicht noch vorher die Assyrische Festung Asdod, die sogleich von den nachgeschickten Arabern eingeschlossen wird. Die einzige Verubigung des Psammitichus, der nach der Pflicht eines guten Mannes das Beste von seiner Gemahlin glaubt, ist die Nachricht, daß Tementhes seiner Gemahlin allenthalben mit Ehrerbietung begegnet sey, und sie allemahl gewinet habe, so oft sich Tementhes ihr genähert; welches doch immer nur in andrer Gegenwart geschehen seyn kan, indem sonst keine Zeugen möglich gewesen wären. Psammitichus schickt Gesandten an den Assyrischen Hof, und bittet um die Auslieferung des Tementhes: die ihm verweigert wird. Hierauf wird nun allenthalben Krieg; erst mit dem König der Mophren und einer Königin von Maroe, denen man in aller Eil, vermittelst der gepanzerten Griechen, Gränzfestungen abnimmt, um Egypten sicher zu stellen; und hernach mit Assyrien: mittlerweile aber gehen 240000 Soldaten und Unterthanen des Psammitichus zur Königin von Maroe über; welches ihm so lange, bis er vom Cyrus darüber getröstet wird, sehr nahe geht.

Diese

Diese Geschichte nun hat der Hr. v. J. so geordnet, daß er von der Ankunft der Griechen bey dem Heer des Ps. anfängt, sie unter ein paar Episoden, welches Lob nur Beschreibungen Griechischer Hauptleute sind, bis zur Begwinung der Könige fortführt, und nach deren Bewerfstellung die Hauptleute durch Erzählung der vorhergehenden Lebensgeschichte des Ps. zum Theil belohnen läßt: das übrige gehet ohne Unterbrechung fort. Daß die Entwerfung dieses Plans nicht eben so viel Nachdenken gekostet habe, sehen sie wohl selbst. Doch bis mag hingegen, wenn nur die Ausführung — ja freylich die Ausführung, Sie sollen bald vom dem Styl des Herrn v. J. in diesem Buche urtheilen. — Haben Sie jemals in unsern Land- und Wirthschafts-Calender die erbauliche Historien gelesen, die auf den gespaltenen Seiten durch die zwölf Monate durchlaufen, oder auch hinten noch angehängt sind: so ohngefahr oder noch matter schleppt Herr v. J. seine Erzählung fort, und hat auch nicht eine Stelle im ganzen Buche, die sich vor der andern erhöhe. Weitschweifig bis zum Eckel, ohne alle Wendung, wodurch sich das Genie unsrer

„kennlichst spüren zu lassen. In der weitem
„Untersuchung gab er zu erkennen, daß er eine aus-
„nehmende Liebe und Hochachtung gegen die
„Griechischen Völkerschaften bey sich empfän-
„de. — Er sagte hinzu, daß ihn Vattus sehr
„verbinden würde, wenn er ihm von seinem
„Volk — und von seinen eignen Begebenhei-
„ten eine ausführliche Nachricht geben wolte, wo-
„zu er jetzt alle Zeit und Muße hätte. —

Die Fortsetzung folgt künftig.

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 26. November 1761.

Beschluß des hundert und sieben und neunzigsten Briefes.

Battus bezeugte sich hiezu sofort willig, und „fieng seine Erzählung folgender Gestalt an.“
So erzählt nun auch dieser und zur Erkenntlichkeit für die ihm gewidmete Geduld giebt er ebenfalls E. 152 seinen Wunsch zu erkennen, „daß er von den „merkwürdigen Lebensumständen und den erlittenen Unglücksfällen des Ps. die nunmehr einen „so glücklichen Ausgang gehabt hätten, unterrichtet seyn möchte. Ps. versicherte, daß dieses „das wenigste seyn könnte, was er der grossen Zuneigung und den geleisteten Diensten des Battus schuldig wäre. Er trug also dem Piromis, „diesem unzertrennlichen Gefährten seines Lebens „auf, den Battus hierinn zu vergnügen, und „weil der Arabische Feldherr Jennys, desgleichen
Zwölfter Theil. S „then

„hen Argonidas, und einige andre Griechische
 „Hauptleute gegen den Piromis mehrmalen eben
 „diesen Wunsch geäußert hatten: so erlaubte Ps.
 „gern, daß auch diese bey der Erzählung gegen
 „wärtig seyn dürften. Den folgenden Tag also lud
 „Piromis den Battus, Jennys, Argonidas
 „und alle übrige, welche Erlaubniß hatten, diese
 „Erzählung anzuhören, zu einem zwar nicht
 „prächtigen aber niedlichen und wohl eingerichte-
 „ten Gastmale ein, und nach geendigter Mahlzeit
 „fieng Piromis seine Erzählung folgender Gestalt
 „an: „Dieser Piromis ist ein Mann, der alle
 „mögliche Lebensart besitzt. Er läßt sich S. 178
 „durch einen Bedienten unterbrechen, welcher
 „meldet, daß in dem nächsten Saale Erfrischun-
 „gen aufgetragen wären. „Piromis sagte zu sei-
 „nen Gästen, daß er sie mit seiner Erzählung nicht
 „auf einmal so sehr ermüden müßte, und daß er
 „hernach fortfahren wolte, wenn er ihnen gefäh-
 „lig wäre. — Die Gesellschaft aber hatte kaum
 „einige Erfrischungen zu sich genommen, als
 „Battus dem Piromis mit Lächeln sagte, daß
 „die angenehmste Erfrischung die Lebensgeschichte
 „des

„des Df. wäre. Da nun der Feldherr Jemys,
 „Argonidas und die andern Griechischen Haupt-
 „leute eben dieses versicherten, so fuhr Promis
 „folgender Gestalt fort: „ Battus muß entwe-
 „der ein grosser Hoffmann gewesen seyn. oder sein
 „Geschmack — was urtheilen Sie davon? Dies
 „ist nun der Ton, der durch das ganze Buch
 „herrscht: keine schlechtere Stelle, aber auch keine
 „bessere; nicht einmal das Vorrecht eines ganz
 „elenden Schriftstellers, der doch zuweilen etwas
 „sagt, worüber man sich lächelnd wundert, und
 „uns öfters durch sein allzu sehr abgeschmacktes
 „Zeug belustiget. Wenn uns Hr. v. J. einmal
 „aus der schrecklichen Schläffucht aufdeckt, in die
 „er uns durch seinen schleppenden Styl einwieget,
 „so geschieht es wol, indem er uns einige Liebes-
 „erklärungen hinschreibt, die zwar an und für sich
 „sehr langweilig sind, aber ihr groteskes Ansehen
 „von den vortragenden Personen erhalten. So
 „versichert z. E. S. 232 Psammitichus dem Vater sei-
 „ner geliebten Mykeris und nachherigen Gemah-
 „lin einmal, „daß das Glück seines Lebens dar-
 „auf beruhete, mit der vortreflichen Mykeris ver-

„bunden zu werden, und würde er der allerun-
 „glücklichste Mensch seyn, wenn ihm diese Hof-
 „nung aus den Händen gehen sollte. Amisis
 „(der Vater) wiederholte hierauf nochmals die
 „Versicherung, daß er aufrichtig geneigt sey, sei-
 „ne Absicht, die er sich selbst zur Ehre rechnete,
 „zu befördern.“ Hernach sagte Psammit seiner
 geliebten Mykeris, „daß ihn die edlen und schö-
 „nen Eigenschaften ihres Gemüths schon vor vier-
 „Jahren auf das lebhaftigste gerühret hätten,
 „und daß er schon damals beschlossen hätte, sich
 „dereinst um das Glück, eine so vortrefliche Ge-
 „mahlin zu erlangen, eifrigst zu bewerben; daß
 „aber nunmehr ihre ausnehmende Schönheit den
 „allertieffsten Eindruck auf sein Herz gemacht
 „hätte, und das Glück seines Lebens käme einzig
 „und allein darauf an, in seiner Liebe glücklich
 „zu seyn, und sein Leben in ihrer angenehmen
 „Gesellschaft zuzubringen. Mykeris, die von
 „einer angenommenen Sprödigkeit und Verstel-
 „lung weit entfernt war, antwortete hierauf, daß
 „sie die Liebe weder ihrem Namen, noch ih-
 „ren Empfindungen nach kenne. Sie wolle nicht
 „leug-

„leugnen, daß sie den Psam. wegen seines ver-
 „nünftigen Betragens und seiner lobenswürdigen
 „Eigenschaften sehr hoch schätzte. Wenn nun
 „dieses Liebe wäre, oder zur Liebe führen könnte:
 „so befände sie sich in einer Gemüthsfassung, den
 „Ps. vorzüglich vor ihren Gemahl anzunehmen,
 „im Falle es der Wille ihres Vaters und ihrer
 „Familie wäre, auf welche sie hierin alles anköm-
 „men ließe. Sie hoßte aber, daß ihre Eltern,
 „mit einer Vermählung noch nicht eilen würden,
 „damit ihr Gemüth erst etwas gefesteter werden
 „möchte, um die Trennung von ihren so werthen
 „Angehörigen ertragen zu können. . . Hierauf ant-
 wortet nun wieder Psammitichus, daß — doch
 was halte ich sie mit diesem Gewäsche auf, das
 ich noch dazu abschreiben muß. Es ist wahr, sie
 finden eben nicht: „gnädiges Fräulein, Blitz, Ha-
 „gel, Donner und Schwerdter sind die rächen-
 „den Werkzeuge des erzürnten Himmels: „aber
 ich will doch immer noch lieber einen Unsinn le-
 sen, darüber ich lachen kan, als die Antwort
 einer Dorfprediger Tochter, die des benachbarten
 Herrn Pastors Antrag zweifelhaft annimmt, weil

sie die Piche nicht einmal den Namen nach
 kennt, und sich nicht gerne von ihren werthen An-
 gehörigen trennen will. Der griechische Haupt-
 mann Argonidas erklärt sich gegen die Prin-
 zessin Schwester des Psammirichus fast auf eben
 die Art, und empfängt fast eben die Antwort.
 Wenn sie Lust haben, können sie es selbst lesen.
 Was sollen wir nun mit einem solchen Buche an-
 fangen? Ja, wenn noch Situationen darinnen
 wären, welche den Leser in Unruhe brächten; Cha-
 raktere, welche merklich abstächen; Betrachtun-
 gen, die einen dunkeln Winkel des menschlichen
 Herzens aufhellten; Sittenlehren, die uns un-
 vermuthet trafen, und eben dadurch einen stärkern
 Eindruck machten; Bemerkungen, wodurch die
 Einförmigkeit der menschlichen Natur aus ihren
 mannigfaltigen Verkleidungen heraus geholet
 würde; Grundsätze, die, wenn wir sie in die
 Hand nähmen, gleich angezündeten Fackeln
 die Pfade unsers künftigen Lebens erleuchteten.
 Aber von allem diesem finden sie nichts. Bati-
 tus hat gar keinen Charakter, Argonidas
 ist ein Hauptmann, Piramis ein Hofmeister;

selbst

selbst der Charakter des Psammitichus ist nicht recht bestimmt. Teemothos und Inarus einer von den 12 Fürsten und Schwager des Ps. sind die einzigen, die gegen einander abstechen. Der erste ist immer würksam um geheime Absichten zu erreichen, der andere läßt sich leiten und blindlings führen, so bald man ihm die Befriedigung einer Leidenschaft zeigt, oder überhaupt, so bald man einmal sich in Ansehen bey ihm gesetzt hat. Ja, der erste wird beynabe die wichtigste Person, auf dessen Schicksal der Leser begierig ist: so ungeschickt ist der neue Romanschreiber, daß er nicht einmal das Gewichte der Personen lenken kan. Es ist wahr, die vortrefliche Moral, daß ein guter König sein Volk schonen müsse, kommt an verschiedenen Orten vor; aber erkaufen wir sie nicht theuer genug; wenn wir sie aus der Geschichte des Psammitichus herausgraben müssen? Und zum Unglück fällt sie dem Ps. selbst nicht allemahl am rechten Orte ein. Nachdem er bloß um seine Gemahlin desto früher zurück zu erhalten, vor Adot einige tausend Unterthanen durch Stürme aufgeopfert hatte; so erinnert er sich endlich, daß ein guter

König seine Privatneigungen dem Vortheil seines Volks nachsehen müsse, und er verwandelt die Belagerung in eine Einschließung. Von Maximen, die der Erzählung eines wichtigen Vorfals angehängt, mit dreifacher Schwere denselben in die Brust drücken, finden sie nicht das allergeringste. *Scin: nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est, quam fama potentiae non sua vixit.* Die kleinen Anmerkungen über die Denkart der Menschen, die einem Tacitus so gut gelingen, z. E. *statim relictum Agrippinae limen Nemo solari nemo adire, praeter paucas feminas, amore an odio, incertum;* oder auch die philosophischen Betrachtungen darüber, darin Richardson so sehr Meister ist, sind im Psammitichus gar nicht zu sehen. Ein einzigesmal hat der Herr v. J. einen Versuch darin gemacht; aber der Versuch dient blos, um seine Leser zu überzeugen, daß sie nichts, was über seine Kräfte wäre, von ihm fordern dürften. Ich muß Ihnen die Stelle herschreiben. S. 44. „So groß der Schmerz des Etearchus war; „so vermehrte er doch die unzähligen Beispiele, „die

„die man in der Welt hat, daß die allertieffsten
 „Wunden, welche die Betrübniß schlägt, gar
 „leicht wieder heilen, und nichts ist meines Er-
 „achtens so natürlich Die Einbildung ist es,
 „welche diese Wunden schlägt, und eben diese
 „heilet sie auch gar bald wieder. Man kan sich
 „über den Verlust der wahrhaftigsten Güter nicht
 „groß betrüben, wenn man sich nicht ihren
 „Werth und ihre Unentbehrlichkeit sehr groß vor-
 „stellet. Allein, eine Vorstellungskraft, die sich
 „einen Verlust als unermesslich vorzubilden ver-
 „mögend ist, kan auch gar leicht etwas finden,
 „dem sie einen unermesslichen Werth beyleget,
 „und wodurch sie den erlittenen Verlust zu ersetzen
 „glaubet; zumal in der Liebe, welche die Natur
 „zu einer nothwendigen Bedürfniß gemacht hat,
 „deren Mangel die Einbildungskraft eben so sehr
 „anseuren kan, als ein starker Hunger den Wohl-
 „geschmack vergrößert. O, mein Herr Psy-
 „chologiste! sie wollen erklären, woher es komme,
 „daß die Einbildungskraft, die mit dem Verluste ei-
 „nes grossen Gutes angefüllt ist, nachher wieder
 „etwas finde, dem sie einen eben so grossen Werth

beyleget; und sie helfen sich damit, daß sie uns
 bloß versichern, sie könne etwas finden. Wenn
 Fielding in seinem burlesken Ton die anwachsende
 Liebe des Jones zu seiner neuen Gesellschafterin,
 mit dem Verlangen nach einem wohlgeschmeckenden
 roast-beef vergleicht; so nimmt ihm das nie-
 mand übel, und seine Erklärung ist auch natür-
 lich. Aber wenn sie, Herr v. J. bey der Erklä-
 rung des Schmerzes über den Verlust eines wahr-
 ren Gutes, nur auf die sinnlichen Begierden den-
 ken, und sie so niedrig beschreiben; erwarten sie
 wol ebenfalls Verzeihung?

B.

Hun-

Hundert und acht und neunzigster Brief.

Meine Nachrichten von dem Psammitichus waren mit dem vorhergehenden Briefe geschlossen worden, wenn ich mich nicht einiger Stellen darin erinnert hätte, die ich Ihnen als eine Seltenheit mittheilen muß. Hr. v. J. hat für gut befunden ganz im Vorbeygehen, die Chronologie unserer H. Bücher umwerfen, und ein darin angeführtes Wunderwort für einen Betrug erklären zu lassen; ein paar Entdeckungen, die nur den Fehler an sich haben, daß sie durch keinen einzigen Grund unterstützt sind. Piromis fängt seine Geschichte des Psammitichus gleich damit an S. 135 „Egypten ist unstreitig eines der ältesten Königreiche auf dem ganzen Erdboden. Ich will von unserer fabelhaften und unweisen Geschichte gar nichts erwähnen, in welcher die Götter in Egypten regieret haben sollen, und welche einen unermäßlichen Zeitraum von mehr als 40000 Jahren in sich begreift; ich will nur von unserer
 „gemis-

„gewissen Geschichte reden. Diese hält von un-
 „serm ersten König Menes bis auf den letztern
 „König von ganz Egypten Sabakos mit Namen
 „11340 Jahre in sich. Von diesem ganzen Zeit-
 „raume ist unsre Geschichte zu verläßig. Die Nach-
 „richten davon liegen in unsern Tempeln, die bey
 „dem Leben eines jeden Königes aufgeschrieben
 „worden sind. Ja was noch mehr ist, wir ha-
 „ben die Bildsäulen von allen unsern Königen,
 „die ein jeder König bey seinen Lebzeiten hat in
 „den Tempel setzen lassen. Sind das nicht
 Gründe genug? doch sie müssen auch von dem
 Wunderwerke etwas hören S 160 „da Senna-
 „cherib noch auf seinem Rückwege in Phönicien
 „Eroberungen zu machen suchte, Lachisch belä-
 „gerte, und der grossen Stadt Caditis (Jerusa-
 „lem) sehr drohete, so sollen die Götter durch
 „eine unsichtbare Gewalt 105000 Assyrier in
 „einer Nacht erschlagen haben. — Allein ich
 „muß ihnen doch sagen, was eigentlich an diesem
 „Wunderwerke ist. Sennacherib belagerte La-
 „chisch und forderte den König von Caditis, wel-
 „che

„**Da** die Nachkommen der Hirten sind, die sich
 „aus Egypten geflüchtet haben, mit grossen Drö-
 „bungen auf, sich an ihm zu ergeben. Zu allen die-
 „sen Unternehmungen glaubte er überflüssige Zeit zu
 „haben, weil er sich nicht einbildete, daß ihn die
 „Mohren verfolgen, sondern daß sie zufrieden seyn
 „würden, daß er Egypten verlassen hätte — Sa-
 „bakos aber (der mohrische König) erfuhr durch
 „seine Kundschafter die grosse Sicherheit des Fein-
 „des in seinem Lager vor Lachisch, und er nahm
 „seine Maasregeln so wol, daß er dasselbe zur
 „Nachtzeit von allen Seiten angriff, und eine sol-
 „che Niedermeglung anrichtete, daß Sennache-
 „rib von 200000 Mann nur wenige Tausend übrig
 „behielt, mit welchen er sich nach Assyrien rettete.
 „Weg ist also das Wunderwerk, und vermittelt
 „solcher Geschichte liessen sich freylich die meisten
 „andern auf sehr natürliche Begebenheiten zurück-
 „führen. Was könnten wir nicht von solchen Piro-
 „mis, die der Hr. v. J. redend einführte, erwar-
 „ten? doch genug hiervon. Noch eine Stelle, und
 „dann hoffe ich, werden sie mich von diesem und
 „dem

den folgenden Theil des Jahres, ganz befreit
 war. Er erinnert sich aber auch noch des
 Unschickes den ich eben angeführt habe, daß nem-
 lich Pl. von dem Pironius über den Verfall einer
 großen Stadt seiner ansehnlichen Unterthanen
 erzählt wird. Denn die Syrjander, die Piro-
 nius hervorhebt, verrathen eine so sonderbare
 Einstellung, daß man wirklich nicht darüber als
 über den Nilus erhebt. Kurz Pironius
 spricht mir ein französischer Bischer der Endung
 den XIV. den Anfang der Syagmeten auf einer
 guten Seite vorführen will. „Wenn du es recht
 „bedenken wirst; sagt er, so wirst du finden. daß
 „dieser Vorgebirge gar kein Ungeheuer vor dich aus
 „Egypten ist; sondern, daß die die Götter dadurch
 „eine wahrliche Ehre erringt haben. Sie ha-
 „ben dich dadurch sehr Ehrentreue, sehr in,
 „währenden Krieg von Euter erlöset, die nie-
 „mals ein gutes Herz zu dir gehabt haben. Die
 „Götter haben durch die diesen Euter eingetretene
 „Verbindung diejenigen Menschen aus Egypten
 „fortgeschickt, welche denen Demuthen die
 „ist.

„du zur Wohlfahrt von Egypten auszurufen
 „gedenkst, am eifrigsten ergeben waren. — In
 „der That, wann ich die Sache in ihrem Zu-
 „sammenhange und in ihren Folgen erwäge;
 „so freue ich mich recht über das Gute, das
 „aus dieser Begebenheit entstehen wird. Du
 „kannst nunmehr von der vollkommenen Liebe
 „und Treue aller andern Egyptier vollkommen
 „versichert seyn — Egypten ist sehr volkreich.
 „Die Flüchtlinge machen bey weiten noch nicht
 „den hundertesten Theil der Einwohner aus.
 „Was will ein solcher Verlust sagen, und zwar
 „wenn dieser hunderteste Theil gerade der Ab-
 „schauern und die niedrigsten und feindlichge-
 „sinntesten unter dem ganzen Volke sind? „Was
 sagen sie dazu? versagt uns denn Hr. v. J.
 auch so gar an denen Orten, wo wir ihn am
 meisten erwartet haben? Noch einmal, was
 sollen wir mit einem Buche anfangen, das we-
 der Roman noch Geschichte ist, das weder Er-
 findung noch Styl hat, in dem die philosophi-
 schen Betrachtungen elend, die politischen seich-

te und spielend, die Sittenlehren sparsam und alltäglich sind? Es kan bloß dazu dienen, daß es das Monument vergrößert, unter dessen Schutte der doch bald verkieben wird, Hr. v. J. seinen Namen vergräbt.

B.

B r i e f e ;

Die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 3. December 1761.

Hundert und neun und neunzigster Brief.

Ich glaube schwerlich, daß eine andere Nation etwas ansummen hat, das unserer Gottschedischen Schule gleicht. Es ist wahr, es giebt unter allen Nationen schlechte Reimer und schale Köpfe; aber ich wüßte kein Beyspiel in einer andern Nation, daß sich schlechte Köpfe ordentlich in eine Junung zusammen gethan hätten, und seit vielen Jahren im ruhigen Besiz schlecht zu schreiben geblieben wären. Man wird die Gegner der Alten im vorigen Jahrhundert gewiß nicht zum Beyspiele anführen können, dann wer wird sich trauen, eine Sekte, an deren Spitze ein Perrault und Fontenelle standen, mit der Gottschedischen zu vergleichen!

Zwölfter Theil.

I

Man

Wo bleibt, was Panke von dir singt?

Wo Tralles dessen Ton durch die Sudeten dringt,
Und Lindner, der den Bober oft gezwungen,
Entzückt zu stehn, wenn er ihm vorgesungen.

Müssen wir uns nicht ins Herze schämen, daß
wir diese guten Leute, die die Ehre Deutschlands
versehten solten, entweder nicht einmahl dem
Namen nach kannten, oder doch überzeugt waren,
daß sie die elendesten Köpfe unter der Sonnen
waren. —

Der Verfasser der *Hermannias* ist bekannter
massen in der Gottschedischen Schule einer von
den höchstberühmten Leuten, und hat es noch da-
zu vor andern Gottschedianern zum voraus, daß
er auch der ungottschedischen Welt sowol seinem
Namen, als seinem wahren Verdienste nach
genugsam bekannt ist: ich weiß nur nicht, wie es
zugehet, daß seine Schriften so gar unbekannt und
vergessen bleiben, da sie doch in dem Ueuesten
aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, auß
prächtiaste und nach allen Prädicamenten pflegen
herausgestrichen zu werden. Da ich nun so sorg-

los gewesen bin, dieses Neueste schon seit einigen Monaten nicht zu lesen, so hat mir doch auch kein Mensch gesagt, daß schon beynähe seit einem halben Jahre wieder ein neues Werk dieses Schriftstellers in allen Buchläden zu haben ist. Erst vor einigen Tagen ist es mir in die Hände gefallen; ich muß Ihnen doch ein paar Worte davon sagen, denn das Buch selbst möchte Ihnen wol schwerlich zu Gesichte kommen. Hier ist der Titel am Rande.*

Gleich, wenn man diesen Titel ansieht, muß man sich über die Dreistigkeit des B. wundern, der sich untersteht, die Worte, die der gekrönte Philosoph an seine erhabene Freunde gesagt, auf diese lieberliche Sammlung von Reimen anzuwenden:

C'est à vous mes amis que j'offre cet Ouvrage &c.
Die Eigenliebe muß dem Hrn. v. S. wenig Ueberlegung gelassen haben, daß er nicht gesehen hat,

- Oden, Satyren, Briefe und Nachahmungen von
C. D. F. v. S. 1761 in gr. 8.

hat, wie himmelweit beyde Werke, beyde Verfasser und beyder Freunde von einander abstehen. Hier muß es natürlich heißen:

Ein Thor sagt lächerlich, was Friedrich weislich sprach.

Das Werk selbst ist von seltsamer Art. Man kan sich bey Durchblättern desselben sicher dreyßig bis vierzig Jahr in die Zeit zurück setzen, als Menantes, Corvinus oder Seidel, noch grosse Dichterhelden waren, denn eben so erbaulich klingen diese Stanzas auch, nur manchmal noch etwas lächerlicher. Der Hr. v. S. hätte gar nicht nothig gehabt, sein Werk in Oden und Satyren einzutheilen, indem alles auf einen Ton gestimmt ist; Seine Oden sind gerade so erhaben, als seine Briefe und Satyren finnreich oder beissend sind. Beyde haben auch beynahe einerley Länge; denn seine Oden sind oft nicht selten mit halben Bogen gemessen. Sie werden mich also wol mit der Kritik des Ganzen verschonen, weil Sie leicht einsehen werden; daß es eben so weit unter der Kritik sey, als — einzelne Stellen. Ich will

Ihnen bloß einige Stellen herschicken, die Sie vielleicht auf einen Augenblick belustigen können, — gewiß, der einzige Vortheil, den ein solcher Schriftsteller einem vernünftigen Leser schaffen kan.

Sie wissen, daß es das wesentlichste Kennzeichen eines wirklichen Mitgliedes der Gesellschaft der freyen Künste ist, der Unwissenheit der Welt zu Hülfe zu kommen, und seine eigene Verdienste mit vollem Munde auszusposaunen, daher werden Sie sich auch gar nicht wundern, daß der Hr. v. S. so gar viel von seinem Vorbeerfranze zu reden hat, daß er drey Oden und eine Satyre darauf macht, und doch noch nicht damit fertig ist. Zwen Oden insbesondere an Herrn und Frau Gottsched, sind überaus merkwürdig: Die an den Hrn. Prof. fängt ungemein höflich an.

Das ist zu viel! fürwahr! zu viel!
Mit heiligen und seltenen Kronen
Ein bebend und verzagtes Spiel
Berühmter Gottsched zu belohnen.

Meinen

Meinen Sie nicht, daß hier der Hr. v. S.
Recht hat, warlich! Sein Spiel ist bebend und
verzagt von je her gewesen, und ihm ist durch
seine Krönung zu viel geschehen: Nach dem be-
kannten Sinngedichte:

Wer ist von beyden mehr gehöhnt:

Der Held, von dem ein S** dichtet?

• Der Dichter, den ein S** krönt?

Der Hr. v. S. hat sogar den Tag bemerkt, an
welchem er zum erstenmahl an den Hrn. Prof.
geschrieben, und dieser Tag soll leben wie in
Erz und Stein, dem keine Zeit den Glanz
nimmt — Ist das nicht vortreflich!

Der Tag soll ewig heilig seyn!

Der sechste März sey stets willkommen!

Er lebe wie in Erz und Stein,

Dem keine Zeit den Glanz genommen.

Er war es, der mich lockend trieb,

Daß diese Hand, die bebend schrieb:

Gesegnet sey sein holder Morgen!

Mein Amtig! sey nun frisch und froh!

Die Dichterglut brennt Lichterloh:

Dein Nam ist nun auf stets so wie mein Wahn
geborgn.

Sein Chöre paar ruht sich um mich,
 Noch jenseit eine Stadt der Griechen,
 Sein Klabaffen hat er für dich
 Des Engels selbes Loth geschrieben.
 Das Kirchenbuch dichs Zeugniß dar;
 Es machet Ort und Namen wahr,
 Die Kirche hegt der Mäheren Sahren.

Es ist mir doch ein rechter Stein vom Herzen, daß
 ich weiß, daß diese Sahren in der Kirche zu Aus-
 hing hängen! Nun weiß ich doch gewiß, daß sich
 künftig die Sechsstädte nicht um unsern deuts-
 schen Sommer parken werden.

Es höflich die Ode an den Hrn. Prof. G. an-
 fängt, so heftig wird im Gegentheile der Hr. R.
 in der Ode an die Fr. Professorin. Prange,
 ruft er aus:

Prange mit der Reiterfeder,
 Angeschlagter Gessaltan!
 Die dich vor dem Donner webet
 Noch dem Stränge schwingen kan.
 Keine unbeschränzte Etinne
 Schmet eines Webers Strol;

Ja ich fühle im Gehirne
 Göttliche Wallen jedesmal,
 Wann mein Freund der Spiegel sagt:
 Wie mir Schleif und Kranz behagt.

Gott behüte! Wallen im Gehirne? Ein Engländer würde sagen: *a swimming in the head!* So sähe ich doch lieber nicht in den Spiegel, wenn ich wie der Hr. v. S. wäre! Und ist es im übrigen nicht betrübt, daß dieser Kranz, der keinen Wetterstrahl scheuet, so wenig für dem Stran-ge schützen kann, als eine Reiherfeder! Ich weiß überhaupt nicht, wie es mit diesem Kranze beschaffen seyn muß, er scheint seinem Besitzer etwas beschwerlich zu fallen. Er sagt:

War die Nadel-seiner (Kaninens) Schönen
 Des beliebten Liedes werth,
 Das mit aufgeweckten Tönen
 Nur ein Tröpfgen Blut verehrt;
 O wer zeucht bey Lorbeerzweigen
 Meiner Leyer Wirbel an,
 Die so manches Nestchen zeigen.
 Was die Haut verlegen kan?

Schon in der vorigen Ode hieß es:

Nur mein Verdienst lag in der Nacht,
Wer kont' ihm sonst zu dieser Pracht
Den dornenvollen Weg, als Gottscheds Beystand
bahnen.

Fast sollte man glauben, der Comes Palatinus, der den Kranz gewunden, habe von der Botanik noch etwas weniger verstanden, als von der Poesie, und habe an statt Lorbeern Disteln oder Kletten ergriffen.

Wollen Sie noch eine Anrede an den Lorbeerbaum hören? hier ist sie: Ob Sie selbige aber verstehen werden, daran zweifle ich sehr.

Baum! auf dem die grünen Blätter
Lange genug den Blick entzückt!
Lebten wir zur Zeit der Götter:
Hätt' ich dich der Erd entrückt.
Bäume solten Menschen werden;
Was sonst dem Apoll geschehen,
Ließe wiederum sich auf Erden
Aber umgekehrt sehen,
Dann so sagte deine Pflicht,
Was mein Mund nun lallend spricht.

Es

Es ist wahr, es ist wohl nichts ungeheurer, als ein seichter Kopf, der sich zwingt, erhaben und empfindungsreich zu denken! und dieses Schauspiel giebt uns der Herr v. S. mehr als einmal. Man merkt es hin und wieder nur allzu sehr, daß die Denker, von denen er affectirt mit so vieler Verachtung zu reden seine Racheiferung erregt, und ihn verführet haben, wo möglich auch etwas erhabener zu dichten, als er sonst zu thun gewohnt war: Er setzt sich freylich deshalb nicht in gar viele Unkosten; Einige Ausrufungen, harte Constructionen, und in der Gottschedischen Schule sonst so hoch verpönten Mittelwörter, scheinen ihm hinlänglich zu seyn.

Hier ist ein Beispiel, wie schwer es dem Hrn. B. fällt zu denken! Es ist der Anfang einer Ode auf den Tod des geliebten Vaters, eines Söhnchens, das laut der glaubwürdigen Nachrichten des Hrn. Vaters, 1760, den 3ten Christmonaths, Morgens nach 3 Uhr, geboren, und den 9ten Jenner 1761 zwanzig Minuten nach 6 Uhr wieder gestorben ist:

Mein

Mein Sohn ist bin! Du Trost in meinen Plagen!
 Du Ziel von lang empfundener Pein!
 Du Schmuck von nicht gewordenen Tagen!
 Erwünschter Sohn! so bald willst du unsterblich seyn?
 So bald? Es fällt mir schwer zu denken.
 O! Zeit, da ich noch Vater bin!
 Nicht einen Kuss will er mir schenken:
 Ach mein erwünschter Sohn! Mein erstes Kind ist bin!

Kaum schien den Wunsch die Vorsicht zu gewähren,
 Den frommen Wunsch, der um ihn bath:
 So muß der Wunsch den Tod gebühren,
 Der gleich von der Geburt ihm in die Glieder trat,
 Wie ward mir nicht mein Sohn zerrissen!
 Wie gräulich ist nicht die Gestalt!
 Der Gegenstand von heißen Küssen!
 Ist er es? oder nicht? Mein Sohn? Ich weiß bald.

Bey einer so betrübten Gelegenheit pflegt sonst
 ein Dichter leicht Mitleiden zu erwecken, wenn
 er seinen Schmerz bloß auf eine naive Weise dar-
 legt? aber ein solcher Nonsense — freylich muß
 er auf gewisse Weise auch Mitleiden erregen, und
 man kan sich nicht enthalten, sich an ein bekann-
 tes Sinngedichte zu erinnern:

Dem

Dem Iustus stirbt sein Sohn, die geht dem Iustus
nah,

Alein ihm tröstet Seneca.

Dem Iustus tadelt man sein Buch, und seines Geis-
tes Kinder sterben,

Darum gab er den zweyten Erben.

Ich sollte Ihnen nun auch wohl etwas von den
Satyren und Sinngedichten sagen; aber ich
fühle schon, daß ich nicht ungestraft die Wden
habe durchblättern können: Ein öfteres Gähnen
erinnert mich daran, und von den Satyren habe
ich schon so viel gelesen, daß ich es nicht wagen
darf, weiter zu gehen.

Doch will ich Ihnen nächstens einige Exem-
plaria davon zuschicken. Sollten Sie etwa Dr-
dre bekommen, einen feindlichen Vorposten zu
übrerrumpeln, so rathe ich Ihnen, diese Saty-
ren etwa vermittelst eines Ueberläufers in des
Feindes Hände zu spielen, Sie werden den offen-
barsten Nutzen davon spüren. Wenn Sie aber
selbst in Gefahr stehen überfallen zu werden, so
hüten Sie sich sorgfältig für diese Gedichte. Sie
haben

haben das Beispiel des größten Selbstherrs vor
sich, der es von sich abkehrte — diese Geschichte
zu lesen, zu einer Zeit, da er zwischen frey mäch-
tigen Herren stand, und alle mögliche Ursache
hatte, wachsam zu seyn.

Re.

Zwey-

Zweyhunderter Brief.

Niemand wird wohl läugnen können, daß es nöthig sey, die deutsche Schaubühne zu verbessern; man müßte dann etwa sagen wollen, es sey nicht Zeit zu verbessern, wenn man erst erschaffen müßte. In der That können wir wohl im eigentlichen Verstande sagen, daß wir eine deutsche Schaubühne haben, so wie die Franzosen und Engländer sich rühmen können, daß sie eigene Schaubühnen haben. —

Es ist wahr, zwey Städte an den beyden Enden von Deutschland, unterhalten eine beständige Gesellschaft und in vielen andern grossen Städten erscheinen zuweilen herumziehende Gesellschaften, die sich mit einem Winkel eines Privathauses, oder gar mit einer elenden Bude behelfen.

Letztere können unmöglich für Schaubühnen gelten, bey denen die Ehre der deutschen Nationen interessiret ist. Die erstern mögte man meinetwegen die Wiener und Hamburger Schaubühne

bühne nennen, weil sie die Hamburger und Wiener Bürger vergnügt; aber das ganze übrige Deutschland ist sehr gleichgültig dabey. — Da wir also kaum ein Theater haben, wo haben wir dann dramatische Schriftsteller, und Stücke, und was das meiste ist, wo haben wir dann ein Parterre oder ein Publikum, das an dramatischen Stücken Theil nimmt, seinen Beyfall ertheilt, oder mit seinem Tadel zu Boden wirft?

Der Beschluß folgt künftig.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 10. December 1761.

Beschluß des Zweyhundertsten Briefes.

Unſre dramatiſche Schriftſteller? Wenn wir noch einige Heute von Talenten hätten, die ſich mit der Schaubühne abgeben wolten, ſo fehlet es ihnen ſehr öfters an genugsamer Kenntniß der Schaubühne, weil ſie wenige oder gar keine Gelegenheit haben, gute Schauspieler zu hören oder auch ihre eigene Stücke aufführen zu ſehen. Den meiſten übrigen Schriftſtellern fehlet noch dazu die Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens. Ein Menſch, der ſich auf die geringe Anzahl von Ideen einſchränken will, die eine Univerſität, oder eine Provinzialſtadt darbieten, kan ohnmöglich mit gutem Erfolge für die Schaubühne arbeiten. Daher merckt man an vielen Stücken deutſcher Schriftſteller ſo viel pedantisches und klein-

Zwölfter Theil. 11 ſtädtiſch

städtisches; und überhaupt können wir die wirklich guten Stücke in beyden Arten der dramatischen Dichtkunst mit vieren oder sechsen zählen. Ist es demnach Wunder, daß unsere Schauspieler mehrentheils ihre Zuflucht zu den Ausländern nehmen müssen; wenn sie uns nicht durch deutsche Originale nach allen Regeln einschläfern wollen. — Ich rede von denjenigen deutschen Schauspielern, welche sich noch schämen, durch extemporierte Stücke, an denen Unfug und Zügellosigkeit gleichen Antheil haben: den Unwillen derer Zuhörer zu erregen, denen Geschmack und gute Sitten nicht gleichgültig sind.

Und was sollen wir endlich zu unsern Parteyen sagen? Die wenigen Personen, welche Mühsiggang oder Neugierde in die Schaubühne locket, scheinen nicht den geringsten Antheil an dem vorgefallenen Stücken zu nehmen; man merket weder, daß sie außerordentlichen Beyfall, noch besonderes Mißfallen bezeugen; bloß den Schwanken eines Sanswursts geben sie einigen Vorzug, sonst ist es ihnen ziemlich einerley, was man ihnen vorspicket. Sie sehen den Herrn von Abnenstolz

Haisstolz oder die Hausfranzösin. ebenso lieb als
 die zärtlichen Schwestern, und es ist ihnen
 gleichgültig, ob sie im Timoleon gähnen, oder
 in der Mitz Sara weinen. Daher ist es auch in
 Deutschland die undankbarste Arbeit für die
 Schaubühne zu arbeiten. Wenn deutsche Stücke
 bloß gedruckt werden, so kann der Leser sie so zu
 sagen nur halb beurtheilen: und werden sie auch
 auf irgend einem Theater vorgestellt, so bleiben
 sie diesem ohnerachtet dem größten Theile von
 Deutschland unbekannt; ja, die wenigen Personen
 die diese Stücke vorstellen sehen, betrachten sie mit
 einer kalten Gleichmüthigkeit, dafür ein guter
 Schriftsteller jeder andrer Nation lieber den bit-
 tersten Tadel hören würde.

Es ist also ausgemacht, daß dasjenige, was
 man auf gewisse Weise von dem guten Geschmack
 in Deutschland überhaupt sagen kann, insbesondere
 und auf alle Weise von der deutschen Schaubühne
 gelten müsse, nemlich: daß sie nur noch in ihrer
 Kindheit sey. — Und wann wird sie aus der
 Kindheit kommen? Fast möchte man sagen:
 Niemals! So lange Deutschland verschiedene

Reiche in sich schliesset, deren jedes seine Hauptstadt hat, und sich gar nicht verbunden hält, sich nach den andern in Absicht auf Sitten, Geschmack und Sprache zu richten; so lange nicht wenigstens in einer von denen Hauptstädten, denen Deutschland in Absicht auf Geschmack und Sprache einigen Vortzug zugesiehet, der Fürst, eine deutsche Schaubühne nicht etwa blos an seinem Hofe, sondern öffentlich errichten läßt, und ganz besonders beschützt; so lange nicht Belohnungen ausständig gemacht werden, wodurch fähige Köpfe können angereizt werden, die neuerrichtete Schaubühne stets mit neuen Stücken zu versehen; so lange das Vaterland nicht Muth oder Einsicht genug hat, gute Stücke mit lautem Beyfall, und schlechte Stücke mit verdientem Mißfallen zu begleiten; so lange es noch nicht möglich ist, die schlechten Originale und noch elendere Uebersetzungen, welche bereits auf unsern Schaubühnen sind, abzuschaffen; so lange wir uns in unsern Originalen noch slavisch an die Regeln halten, und nicht daran denken, der deutschen Bühne einen eigen thümlichen Charakter zu geben; so lange diese und
verschie-

verschiedene andere Bedingungen noch nicht können erfüllet werden; so lange werden wir uns nicht rühmen können, daß wir eine deutsche Schaubühne hätten, die diesen Rahmen mit Recht verdiente.

Inzwischen wähnen viele Leute, als wann unsere Schaubühne, in wie weit was für einem vollkommenen Zustande wäre, und durch diesen Wahn werden auch die ersten Schritte, die man zur Verbesserung derselben thun sollte, gehemmet. Fällt man ja darauf, etwa die größten Fehler zu verbessern, so glaubt man, wenn man z. E. nur den Hanswurst und seine Possenspiele abschaffete, daß alsdenn schon alles gethan sey. Man dringet alsdann gar nicht weiter in die Hauptfehler unserer Schaubühne ein; und man bemäntelt die Hauptursachen, warum unsere deutsche Schaubühne noch unmöglich vollkommen werden kan; ja ein übelangebrachter Nationalstolz macht, daß wir unsere unvollkommenste Versuche als Meister-Stücke ausgeben, und uns dieserwegen mit einem Erfolge schmeicheln, den wir der Natur der Sache nach ohnmöglich erhalten können.

Das ist ohnstreitig der größte Fehler eines gravitätischen Gottschedianers, * der neulich an der Verbesserung der Wienerischen Schaubühne hat arbeiten wollen, ob er es gleich im übrigen mit seinen Vorschlägen recht sehr gut meint. Seine Hauptabsicht in den Sansurist und Bernaviden, und mit ihnen auch zugleich die extemporirte Possenspiele abzuschaffen. Das wäre ohnstreitig ein grosser Schritt! Aber wären nicht noch weit mehrere zu thun?

Re.

* Zufällige Gedanken über die deutsche Schaubühne zu Wien, von einem Verehrer des guten Geschmacks und guter Sitten, gr. 8. Wien, bey Trattner, 1760.

Wien

Zweyhundert und erster Brief.

Unser Wienerischer Kunstrichter schickt einige Betrachtungen über den guten Geschmack voran; und stellet hernach die französische Bühnen den Wienern zum Muster vor. Da auch in Wien französische Schauspiele mit Beyfall aufgeführt werden, so zeigt er, daß es etwas widersprechendes sey, zu gleicher Zeit den deutschen Hossentreibern Beyfall zu geben. Er erwähnt, daß man von je her auch bey den Alten auf gesittete Schaubühnen beflissen gewesen; und nun sucht er einige Vorurtheile zu widerlegen, die man ihm als Einwürfe entgegen stellen könnte, man sagt a) was in einem Staate angehet, lästet sich nicht in dem andern thun. Der Hr. B. siehet die Schaubühne als eine Sittenschule an, und also meint er „man müsse entweder offenbar darthun, daß „das Herz der Deutschen gegen alle vernünftige „Sittenlehre verschlossen sey, oder die Schauspiellkunst werde als die leichteste und angenehmste „Art der Sittenlehre auch bey ihnen Platz gewinnen.“ Der Hr. B. hat im Grunde recht, aber

nur sein Beweis ist falsch. Die Grille, daß die Schaubühne eine Sittenschule sey, wird alle Tage durch die Erfahrung widerlegt; wann sie es wäre, so müßten die Stücke, welche sehr moralisch sind, auch die besten Stücke seyn. Es ist wahr, man fordert mit Recht von der Schaubühne, daß sie gesittet sey; das ist, daß sie den guten Sitten nicht hinderlich sey, sondern vielmehr dieselben, wo es die Gelegenheit zuläßet, befördere; sonst beruhet die Unordnung eines Schauspiels auf Regeln die mit der Sittenlehre nicht das geringste gemein haben. Der Hr. B. hätte wohl wissen sollen, was strenge Sittenlehrer denen gesittetsten Schaubühnen, in Absicht auf die Sittenlehre für Vorwürfe zu machen pflegen. Die Schaubühne würde diesen Vorwürfen nicht entgehen können, wann ihr vornehmster und einziger Zweck wirklich wäre die Moral zu lehren. Da aber die Beförderung derselben bey der Schaubühne nur ein Neben Zweck ist, so ist sie sehr leicht zu vertheidigen. Der Hr. B. hätte zum Beweise, daß es möglich sey, den Deutschen gesittete Schauspiele vorzulegen, sich nur
auf

auf die Leipziger und Hamburger Schaubühne berufen dürfen.

Man sagt h) daß ein regelmäßiges Schauspiel dem Volke kein Vergnügen erwecken könnte, und daß man also keine Zuschauer finden werde. Der Hr. B. hat wieder recht, daß dieses falsch ist, aber er beweiset nicht dieses, sondern vielmehr, was gar nicht hieher gehört, nemlich: daß an unregelmäßigen Stücken niemand ein Vergnügen finden sollte. Und zum grossen Unglück ist auch dieser Beweis links und ganz unzureichend. Er sagt: „Stellen wir uns „ein Zollhaus vor, lassen wir eine Menge Leute „ihren Blick auf das Rasen und die thörichten „Handlungen derer werfen, die ihr Schicksahl das „hin gebracht hat. Werden wir wohl denjenigen „loben können, der bey diesem traurigen Anblick „fähig ist, ein Vergnügen zu empfinden? — Nun „gehen wir aus diesem Zollhause auf unsere „Schaubühne. Wen ahmet hier ein Bernar- „don nach? Ich glaube kein Verbrechen zu bege- „hen, wenn ich in seinen Vorstellungen meistens „den unglücklichen Wahnwitz der elendesten Mar-

„ren in den Lösshöfen entbede. Was soll ich
 „aber von denen halten, die sich daran vergnügen
 „können.“ Was ist das für ein Schluß: diese
 Verstellung mißfällt in der Natur, also muß sie
 auch auf der Schaubühne mißfallen; haben wir
 nicht unzählige Beispiele, daß in den Werken der
 schönen Künste aus Dinge angestrichen sind, die uns
 in der Natur unangenehm seyn würden? hat da-
 her nicht schon Aristoteles diese seltsame Erschei-
 nung zu erklären gesucht? — Aber überhaupt, da
 man auch seinen Feinden nicht zu viel thun soll,
 so muß man auch den Bernardon nicht eben für
 einen tollen Menschen halten. Er ist ein Dum-
 kopf, ein alberner einfältiger Tropf, der sich alles
 aufheften läßt: Und gesetzt, daß seine Einfalt zu-
 weilen an den Wahnsinn gränzte; so kan sie doch
 noch lustig genug bleiben. Wann Bernardon
 z. E. durch das fleißige Lesen der Aflatischen Ba-
 nise sich einbildet, diese Geschichte sey wirklich,
 und hingegen will, dieser bedrängten Prinzessin zu
 helfen, was thut er wohl mehr als Don Quixote,
 Ey! was würde der Hr. B. wohl von dem Par-
 terre denken, welches an der Geschichte des
 Don

Don Quixote Vergnügen finden würden, wann sie solte auf die Schaubühne gebracht werden? — Wie ich schon gesagt habe, im Grunde hat der Hr. B. recht, es ärgert mich nur, daß er durch seine so sehr leichte Beweise den Verfechtern des schlechten Geschmacks die Ausflüchte so gar leicht macht.

Das dritte Vorurtheil, das für die verderbte Schaubühne der Deutschen streitet, sind (c) die häufigen Einkünfte, so die Schauspielersclasse durch sie zieht; der Hr. B. bemerkt hier sehr vernünftig, daß der Schluß nicht richtig sey: Eine Sache trägt Geld ein, folglich ist sie in dem Staate zu dulden, „Der Untergang, sagte er, von hundert Gauflern, wird keinen ehrlichen Staatsmann rühren; denn die Ablösung gebrechlicher Glieder von einem Staate ist vielmehr seine Pflicht.“ Ja er weist mit Recht, daß eine vernünftiger Einrichtung der Schaubühne, den Einkünften desselben Schaden thun werde.

Der Hr. B. eröffnet nun einige Gedanken von der Entstehung der Trauer- und Lustspiele, wider welche verschiedenes einzuwenden wäre, welches

des mich aber abwartet von meinem Vorhaben abtreten würde. Er redet noch von dem Einflusse der Schaubühne auf die Sitten, und nachdem er wieder die Grundsätze zum Muster vorgeführt hat, ruft er aus: „Wozu besteht dagegen „der Scherzungsgeist unserer aufgeweckten Köpfe?“ „In der freiständigen Nachahmung und Wiederholung der freiständigen Scherzreden, trockenen „Witzspiele, witzigen Widersprüche, ja wohl gar „der unerschütterlichen Zoten der Possentreißer auf unserer Schaubühne;“ das ist die richtigste Bemerkung in dem ganzen Fache, und das ist es, was vorzüglich den Wunsch einer Verbesserung der Schaubühne abdrängt.

Die Verbesserung der Schaubühne zu bewerkstelligen, verlangt der Hr. B. einen Aufseher, „der sich „in den schönen Wissenschaften genau auskennt „kann, und bey der großen Welt den Zutritt hat.“ Beides ist einem Aufseher der Schaubühne freilich unumgänglich nöthig; ich wünsche nur, daß ein Mann, bey dem beides zutrifft, so leicht zu finden seyn mag, als es der Hr. B. glaubet. Von diesem Aufseher verlangt der Hr. B. er soll: 1) für

für einen Vorrath an guten Stücken sorgen, 2) eine beträchtlichere Anzahl Schauspieler halten, um die Rollen zu verdoppeln &c. und da dieses mehreren Aufwand verursacht 3) sich der Wirthschaft der Schaubühne ernstlich annehmen. Die beyden letztern Stücke gehören eigentlich gar nicht zur Verbesserung der Schaubühne an sich selbst, sondern zu ihrer innern Einrichtung, welche so wohl bey einer guten als bey einer schlechten Bühne wohl bestellet seyn muß, wann sie nicht untergehen soll; also kommt es eigentlich nur auf den ersten Artikel an, den sich der Hr. B. ungemein leicht vorstellt. Er sagt „Wir haben nicht nur unzählige Uebersetzungen von den besten Lust- und Trauerspielen der Franzosen, sondern auch selbst unsere deutschen Dichter, haben uns bereits manches einnehmende Schauspiel geliefert, wo von die Gottschedische Schaubühne sehr schöne Beispiele giebt:.. Hat aber der Hr. B. wohl bedacht, daß fast alle Uebersetzungen, sonderlich der Trauerspiele, so äufferst schlecht, so gar unbeschreiblich elend sind, daß sie ein vernünftiger Mann ohnmöglich anders als mit dem größestem Efel

Edel anhören kan. Und können wir dann sagen,
 daß wir ein deutsches Theater haben, wann wir
 fast lauter fremde Stücke aufführen; oder wird
 wohl ein Kasseher, so wie ihn der Herr B. ver-
 langt, jemals die Originale aus der Gottschei-
 dischen Schaubühne wählen: deren Verfasserit
 es mehrentheils eben so sehr an der wahren Kennt-
 niß der schönen Wissenschaften, als an Zutrit zu
 der grossen Welt geschlet hat. So gar Holbergs
 Stücke preiset der Hr. B. an, da es doch ausge-
 machet ist, daß diese Stücke auf kein Theater weni-
 ger als auf das Wienerische passen; wo sie wegen
 der gar zu grossen Verschiedenheit der Sitten un-
 möglich können aufgeführt werden. Also wird
 der Vorrath guter Stücke wohl in der That so
 klein seyn, daß ein deutsches Theater sich schwer-
 lich damit wird behelfen können. Zwar schläget der
 Hr. B. vor, den Verfettigern neuer Stücke, Beloh-
 nungen auszusetzen, diß ist recht gut: Aber es wird
 ihr auch mehr als ein Beyspiel bekant seyn, daß
 man in Deuschland durch ausgesetzte Belohnun-
 gen seinen Zweck nicht erreichet hat, weil es ent-
 weder an fähigen Köpfen fehlte, oder die fähigen
 Köpfe

Köpfe nicht für gut fanden, um die Belohnung zu arbeiten.

Um zu seiner verbesserten Schaubühne mehrere Zuschauer herbey zu locken, schlägt der Hr. B. am Ende noch vor, Pantomimen vorzustellen. Ich muß gestehen, daß ich diesen Vorschlag hier nicht erwartet hätte; da der Hr. B. ein so abgesagter Feind der Possen ist; hat er dann nicht gedacht, daß es mit den meisten Pantomimen auf Harleinspossen hinausläuft. Er hat kurz zuvor zu Ersparung der Kosten angerathen, daß die unsittlichen Lächertheiten des Saltens und Stiegens gänzlich wegbleiben sollten; wie wird die aber möglich seyn, da das Hauptwerk der Pantomimen in Maschinen besteht; Ueberhaupt weiß ich nicht, was der Verfasser für Begriffe haben muß, da er die Oper mehr als einmal der Unnatürlichkeit beschuldiget, und gleichwohl meint, daß in der Pantomime sich die Baukunst, Malerey und Tonkunst, nach dem guten Geschmack des alten Griechenlandes miteinander vereinigen. Man brauchet wirklich nur einige Einsicht zu haben, um zu entscheiden, ob
die

die Pantomime oder die Oper das natürlichste und vernünftigste Vergnügen gewähre. Am allerwenigsten ist, wie der Hr. B. meinet, die Pantomime als eine Pflanzschule für junge Schauspieler anzusehen; die Talente des Pantomimen und des Schauspielers, haben wirklich weniger mit einander gemein, als man bey dem ersten Anblick denken sollte. Wie oft haben wir nicht Kinder gesehen, die in der Pantomime ganz geschickt waren, und auf der Schaubühne nicht zwey Worte haben geschickt können sprechen lernen. Der B. verräth hier, so wie sonst auch, eine so leichte Kenntniß der Schaubühne, daß man seiner guten Absicht obnerachtet, nicht wünschen möchte, daß er die Aufsicht über die Verbesserung derselben erhielte.

Re.

St i e f f,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 17. December 1761.

Zweyhundert und zweyter Brief.

Ein anderer Schriftsteller hat die Gründe, warum wir noch sobald keine wirkliche deutsche Schaubühne bekommen werden, etwas genauer untersucht, ob er er gleich auch nicht alles erschöpft. Es ist dieses der Vorredner eines ebenfalls zu Wien herausgekommenen Trauerspiels, Penelope * betitelt. Das Stück selbst ist unendlich schlecht, und desselben Bekanntmachung zeigt von der geringen Selbsterkenntniß des Verfassers; aber in der Vorrede sind verschiedene nützliche Anmerkungen, welche wohl verdienten allgemeiner bekannt zu werden.

Die

* Penelope ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, Wien, bey Trattner, 1761, in gr. 8.

Zwölfter Theil.

Æ

Höfe derjenigen Länder in Deutschland, wo die schönen Wissenschaften am meisten blühen, und wo die Sprache durch das Ansehen guter Schriftsteller in der möglichsten Reinigkeit erhalten wird. Eine weit wichtigere Hinderung, aber ist c) der Unterschied in der allgemeinen Lebensart, in den Ergötzlichkeiten, in den Höflichkeitsbezeugungen, in den Ausdrücken, der in den verschiedenen deutschen Staaten ganz außerordentlich ist. Der V. urtheilt hievon sehr richtig: „Ein Verfasser, „der ein Lustspiel nach der Kunst, das ist, ein „Bild eines od. „des andern im Schwange gehenden Falters, Fehlers oder einer übeln Gewohnheit vorstellen, und lächerlich machen wollte; „so sehr er auch an dem Orte, wo er schreibt, „natürliche und wahre Charaktere abschilderte, „würde dem ohngeachtet wahrnehmen, daß eben „dieses Stück an einem andern Orte von Deutschland weder die Kraft und Stärke, noch das angenehme critische Salz bey sich haben würde. — „So gut auch immer der politische Kannengießer „des Freyherrn v. Holberg in seinem Vaterlande ausfallen mag; so wenig Empfindung er-

Die Umstände, die nach des Verfassers Meinung hauptsächlich der Aufnahme der deutschen Schaubühne widerstehen, sind a) daß die meisten deutschen Fürsten französische Schauspieler unterhalten, und mit genauer Noth erlauben, daß ~~für den Hof deutsche Schauspieler~~ ~~vergestellt~~ werden, wodurch sich denn endlich viele bereden, es sey nicht möglich, ein gutes ehrbares deutsches Schauspiel zu haben. b) Der grosse Unterschied der deutschen Mundarten. Der V. meint, eine Gesellschaft deutscher Schauspieler, so sich auf die Niedersächsische Mundart gelegt, würden in der Schweiz, Schwaben, Oesterreich &c. Eckel und Gelächter erwecken. Hier fehlet der V. in etwas, er würde Recht haben, wenn die Schauspieler plattdeutsch sprächen, dis geschieht aber meines Wissens auf keiner Bühne. Das wahre Hochdeutsche, so sehr es auch von der Schweizerischen und Schwäbischen Mundart abweicht, ist dennoch in diesen Provinzen keinesweges lächerlich, sondern vielmehr alle Provincialdialecte werden erträglicher, jemeht sie sich dem Hochdeutschen nähern, diese Sprache der Gelehrten der Schaubühne, und der

Hofe

Höfe derjenigen Länder in Deutschland, wo die schönen Wissenschaften am meisten blühen, und wo die Sprache durch das Ansehen guter Schriftsteller in der möglichsten Reinigkeit erhalten wird. Eine weit wichtigere Hinderung, aber ist c) der Unterschied in der allgemeinen Lebensart, in den Ergötzlichkeiten, in den Höflichkeitsbezeugungen, in den Ausdrücken, der in den verschiedenen deutschen Staaten ganz außerordentlich ist. Der V. urtheilt hievon sehr richtig: „Ein Verfasser, „der ein Lustspiel nach der Kunst, das ist, ein „Bild eines od. des andern im Schwange gehenden Lasters, Fehlers oder einer übeln Gewohnheit vorstellen, und lächerlich machen wollte; „so sehr er auch an dem Orte, wo er schreibt, „natürliche und wahre Charaktere abschilderte, „würde dem ohngeachtet wahrnehmen, daß eben „dieses Stück an einem andern Orte von Deutsch- „land weder die Kraft und Stärke, noch das angenehme critische Salz bey sich haben würde. — „So gut auch immer der politische Mannengießer „des Freyherrn v. Solberg in seinem Vater- „lande anfallen mag; so wenig Empfindung er-

„weckt er in einem andern Lande, wo die Ge-
 „halt der Regierung ganz unterschieden ist. Des
 „berühmten Gellerts Bethschwester, ist in eini-
 „gen protestantischen Ländern gut, doch nicht in
 „allen, noch weniger in den Römischkatholi-
 „schen. Ein Geiziger, ein Stutzer, ein Stolz-
 „zer, eine Widersprecherin, eine Buhlerin,
 „welche in jenem deutschen Lande vollkommen gut
 „gemahlet sind, würden in diesem Lande erkannt
 „werden.“

Das vierte Hinderniß endlich, warum nach des
 B. Meinung die deutschen Schauspiele bisher wenig
 Beyfall erhalten haben, ist d) der Stand der
 meisten Verfasser solcher Stücke. „Wann man,
 „fähret er fort, Charaktere für ein ganzes Volk
 „vorstellen will, so müssen dieselben so abgeschil-
 „dert seyn, daß sie doch wenigstens bey dem grös-
 „sten Theile dieses Volkes den gehörigen Eindruck
 „machen können. Nun aber sind gemeiniglich
 „unsere Verfasser in dieser Gattung Professoren,
 „Magister oder Studenten; denen nicht allein,
 „kein anderer, als der gemeine bürgerliche Stand,
 „sondern auch wohl gar nur derjenige, welcher in
 „der

„der Stadt, wo sie wohnen oder lernen, angetrof-
 „fen wird, insbesondere bekannt ist. Folglich
 „laufen alle ihre Handlungen, Verwickelungen
 „und Entwicklungen, alle ihre Ausdrücke, Be-
 „gebenheiten und endlich das so schmachthafte fa-
 „mische Salz lediglich dahin aus. Die Hand-
 „lungen sind gemein, die Redensarten niedrig,
 „die Scherze pöbelhaft. Wie kan man wohl bey
 „diesen Umständen hoffen, daß ein solches Lust-
 „spiel dem größten Theil, den Fürsten, den Adel
 „und die Bürger anderer Städte treffen oder er-
 „götzen soll? „Man kan nicht läugnen, daß
 diese Bemerkung eine der wichtigsten ist, die sich
 allenfals auch noch auf mehrere Theile der schö-
 nen Wissenschaften, als auf die Schaubühne aus-
 dehnen ließe.

Re.

Zweyhundert und dritter Brief.

Man sollte sich fast wundern, daß der neulich gedachte Schriftsteller, der so viele Schwierigkeiten bey der Verbesserung der deutschen Schaubühne voraussethet, dennoch mit der Verbesserung derselben so gar geschwinde zufahren will, ohne darauf zu denken diese Schwierigkeiten zu heben, wann es nicht von jeher mit der Verbesserung der schönen Wissenschaften in Deutschland eben so gegangen wäre! Als vor dreßzig Jahren die deutsche Gesellschaft in Leipzig anfang des Haupt empor zu heben, konte sie die Fehler eines Menantes, Feind, Sanke, Hofmannswaldau, freylich so deutlich vor Augen legen, daß man ihr nicht Unrecht geben konte; als es aber auf die wirkliche Verbesserung ankam, so drang man nicht auf die Grundfehler; sondern verbesserte nur einige in die Augen fallende Thorheiten, durch andere eben so schädliche Fehler, und so bekamen wir dann einen Gottsched, Corvinus, Krause, Weichmann, die im Grunde nichts besser waren, als die vorigen, aber sich dennoch unter einander vortreflich nannten.

Mit

Mit der Deutschen Schaubühne ist es vorzeiten eben so gegangen; und bey der Verbesserung der Schaubühne in Wien, die izt vorgeschlagen wird, wird es schwerlich besser gehen; Man wird einige Possenspiele abschaffen und dafür mittelmäßige Stücke einführen, die den Geschmack der Nation auf keine Weise verbessern, und weit geringern Beyfall erhalten werden.

Ich begreife alldi ganz und gar nicht, wie unser B. Fagittkan; „Er sey nicht ohne Grund überzeugt, daß die Ehre der deutschen Schaubühne, „aller oben angeführten Hindernisse ohngeachtet allein in Wien gerettet, und zur Vollkommenheit gebracht werden können..“ Der ganze Beweis bestehet darin; daß in Wien eine beständige stark besuchte Schaubühne ist; — gut! aber wie folget es dann, wann man auch auf dieser Schaubühne den Sanswürst und Bernabon abschaffete, und aufgeschriebene Stücke aufführte, daß diese Schaubühne alsdenn die Ehre von Deutschland retten sollte. Schon vor 20 Jahren hat man in Leipzig und Hamburg, in denjenigen Gegenden von Deutschland, wo die schöne

Wissenschaften am meisten blühen, den Sans-
 wurst und die Hofsenspiele abgeschafft, und den-
 noch ist die deutsche Schaubühne noch in ihrer
 Kindheit; also wird die Verbesserung der Schau-
 bühne in Wien, zumal in kurzer Zeit, auf das
 übrige Deutschland keine größere Wirkung thun.
 Ich will von der Verbesserung selbst nicht abspre-
 chen; es wird allemahl sehr löblich seyn, wenn
 man den Einwohner von Wien, eine gesittetere
 Belustigung an die Hand giebt: Aber man wird
 sicherlich die oben angeführte Hindernisse und noch
 weit mehrere andere in doppeltem Masse finden.
 Ja, man wird finden, daß unter allen großen
 Städten in Deutschland, Wien am aller unge-
 schicktesten sey, die deutsche Schaubühne zur Voll-
 kommenheit zu bringen. Oesterreich hat uns noch
 keinen einzigen Schriftsteller gegeben, der die
 Aufmerksamkeit der übrigen Deutschlands verdie-
 net hätte; der gute Geschmack ist, (wenigstens was
 das Deutsche betrifft) daselbst kaum noch in seiner
 ersten Kindheit, kaum noch da, wo Sachsen und
 Brandenburg schon um das Jahr 1730 waren.
 Scheib, Schönaich, Gottsched, die das
 ganze

ganze übrige Deutschland auspeist; heißen daselbst noch Dichter, und dennoch ist von diesen elenden Schriftstellern kaum einer ein Eingeborner. Wie könnte man von einem solchen Lande wohl erwarten, daß es tragische oder komische Schriftsteller hervorbrächte? und wann es welche gäbe, wie elend würden sie seyn? Man siehe das selbst an dem Verfasser der Penelope; so gut gemeint seine Vorschläge in der Vorrede sind, so äußerst elend ist das Stück selbst. Der B. hat so gar das Herz zu berichten, daß das Trauerspiel die Allemannischen Brüder auf dem Wienartschen Theater Thränen erregt habe. Ich muß es gestehen, ich habe ein viel zu gutes Vertrauen zu der Oesterreichischen Nation, als daß ich dieser Nachricht Glauben beymessen könnte. Diese Nation, die zwar wegen einiger Nebenumstände, es in den schönen Wissenschaften nicht so weit gebracht hat, als andre deutsche Provinzen, ist dennoch gewiß keinesweges einfältig oder stupide: da sich nun die gesunde Vernunft nirgends zu verlängern pflegt, wie hätten wohl die Oesterreicher von einem Stücke können gerührt werden, welches das übrige

Deutschland schon seit langen Jahren als ein Beispiel des Abgeschmackten anzuführen pfleget! Ich bin vielmehr sehr geneigt, es einem Funken von gutem Geschmack zuzuschreiben, daß die Wienerischen Schauspieler der Penelope, die Vorstellung versaget haben, welches gewiß jedermann billigen wird, außer der Verfasser, der sich in der Vorrede bitterlich darüber beklaget.

Wann dergleichen sogenannte regelmäßige Stücke, anstatt der Possenspiele auf dem Theater sollten eingeführet werden, so wäre es beynahe besser, die Handwurststücke beyzubehalten und blos von Zoten und andern Unziemlichkeiten zu reinigen; dann, wann man von den Schauspieler auf die Sitten und natürliche Eigenschaften eines Volks schließen soll; was ist wohl schlimmer, wann es zur Posirlichkeit und lustigem Zeuge geneigt ist, oder wann es mit feyerlichem Ernste die abgeschmacktesten Sentenzen hervorbringt, und anstat der natürlichen Neigungen und Leidenschaften des menschlichen Herzens, sich auf abgeschmackteste Bedanterey und kalte frostige Sprüche beflisset.

Ne.

Zwey.

Zweihundert und vierter Brief.

Donng sagt: die Regeln sind Krücken, welche nur der Kranke gebraucht; der Gesunde hingegen wegstößt. — Wenn nun diese Vergleichung gleich nicht völlig richtig seyn sollte, so ist es doch gewiß, daß nichts schädlicher ist, als Regeln die das Ge- nie einschränken, und es so zu sagen, hindern auf seine eigene Füße zu treten. Dergleichen sind sol- che Regeln häufiger als in Systemen; die Leute von leichter Einsicht bauen. Weil sie selbst nicht weit sehen, so sind ihre vornehmste Sagen, Verbote an alle die nach ihnen folgen, auch nicht weiter zu sehen. So sind viele Regeln beschaffen, durch welche Gedesini und sein tren- er Abschreiber Gottsched, — zwey Leute, wel- che beyde mit gleich schlechtem Erfolge für die Schaubühne gearbeitet haben — die dramatische Schriftsteller gern fesseln, und sie zwingen möch- ten; nicht besser zu schreiben als sie geschrieben haben.

Wann von solchen Regeln die Rede ist, so mag es leicht wahr seyn, was jener Engländische Kunst-

Ruinrichter behauptet: daß alle Wissenschaften in Verfall gerathen wären, sobald man angefangen hätte, dieselben in ein System zu bringen: sind die Regeln aber Bemerkungen und Lehrsätze, die von den größten Meisterstücken des menschlichen Verstandes und Witzes abgezogen worden, so können sie nicht als schädlich betrachtet werden. Man wird aber auch alsdann bemerken, daß allgemeine Regeln, welche unmittelbar entweder in der Natur der menschlichen Seele, oder in den ersten Gründen einer Wissenschaft gegründet sind, freilich ohne Veränderung richtig bleiben; die Besondern Regeln einer gewissen Lehre aber viele Abänderungen leiden, wann man in dieser Lehre neue Entdeckungen macht, oder sie aus einem andern Gesichtspunct betrachtet. **Z. E. Ruinrichter**, welche bloß auf den wesentlichen Unterschied der Comödie und Tragödie sahen, haben gewisse Regeln gegeben, die ohnmöglich ferner bestehen können, seitdem man nicht allein den Unterschied zwischen dem hohen und niedrigen komischen entdeckt, sondern auch mit gutem Erfolge bürgerliche Trauerspiele und rührende Lustspiele gemacht

macht hat. Würde man nun nicht das Genie in enge Fesseln einschränken, wann man diese Unterarten, die doch in der Natur der menschlichen Sitten und Leidenschaften ihren Grund haben, bloß deswegen für fehlerhaft erklärte, weil sie gewissen Regeln nicht entsprechen, die zu einer Zeit gemacht worden, als man noch keine Beyspiele von diesen Unterarten hatte. Man muß also niemals einer Art der Werke des Witzes den Beyfall ausschliessend versagen; gesetzt, man hätte auf gewisse Weise nicht unrecht, so wird man vielleicht, wenn die Sache aus einem entgegengesetzten Augenpunkte betrachtet wird, sein voriges Verbot beschämt zurücknehmen müssen. Sie haben in meinen vorigen Briefen gelesen, mit wie vieler Ernsthaftigkeit ein paar Schriftsteller zu Wien, wider die lustigen Personen auf der Schaubühne, und wider das Possenspiel declamirten haben; diese Männer hatten in der That nicht unrecht, wann sie die Zügellosigkeit einer Schaubühne anlagten, die sich mit lauter unsinnigen Joten und Niederträchtigkeiten nährt, und einer vernünftigen Belustigung, so wie einem gesitteten Scherze beynabe ganz den Zugang verschließt:

schließet: Wann sie aber alle lustige Personen, als rasend und abgeschmact, und ihre Spiele als nothwendig ungezogen, und daher verwerflich abschilderten, so bedachten sie gewiß nicht die Natur des menschlichen Herzens, welches unter verschiedenen Umständen, Vergnügungen von sehr verschiedener Gattung bedarf. Sie dachten auch gewiß nicht an die Schaubühne aller gesitteten Völker, sonst müßte ihnen eingefallen seyn, daß auf dem französischen Theater ein Harlekin mit dem größten Vergnügen gesehen wird, daß ein Dominique, Ciberardi, Thomassin, auflauf für unvernünftige Leute gehalten zu werden, vielmehr, durch Darstellung dieses Characters, sich einen unsterblichen Ruhm erworben haben. — Wäre ihnen ferner eingefallen, daß die neuern Franzosen, den Character des Harlekin auf so vorzügliche Art zu bearbeiten wissen, daß er keinem Character, selbst des hohen Komischen weder an Wirkung noch an Unständigkeit etwas nachgiebt; (wie sich denn zum Beyspiel Arlequin sauvage für einem Misantrope oder Glorieux gar nicht zu schämen hat.) Wäre ihnen eingefallen, daß ein

einsicht.

einfichtsvoller Goldoni, die hier Zani keineswegs abgeschafft, sondern vielmehr z. B. einen Pantalon und Brighella zu den besten Charakteren gemacht, und Fielding und andere Engländer sich nicht schämen, ihre sehr artige Stücke, Possenspiele (sa farces) zu betiteln: so würde ihnen der Name eines Possenspiels, auch vielleicht nicht so gar fürchterlich erschienen haben. — sie hätten vielleicht gewagt, einige Regeln, die sie aus einem Collegio über die Dürftigkeit unserer Universität mitgebracht hatten, als Nothwehr anzusehen, und anstatt die lustige Personel, von denen das Volk am meisten eingenommen ist, gänzlich zu verworfen, hätten sie vielmehr versucht, dieselben zu verbessern, und dadurch den gesuchten Endweck der Verbesserung der Schaubühne mit weit geringerer Mühe zu Stande zu bringen. 1

Zweifeln Sie noch daran, daß bloß possirliche Vorstellungen auch einem Wesen ein gefälliges Lächeln ablocken können, soll ihnen ein Harlekin selbst diese Zweifel benehmen, und ich versichere

a Harlekin oder Vertheidigung des Groteske. Römisch. Anchio son pittore, 1761. 8.

Wäre Sie nun voraus, daß Sie dieser buntschä-
 digen Sattelrin besser unterhalten soll, als man-
 cher schwermüthige Sentenzenprediger. Da diese
 letztern zuweilen, ohne daß sie es merken, posirt
 werden, so hingogen dieser Sattelrin, zuweilen
 mit gutem Vorbedachte sehr ernsthaft, und gesteht
 es selbst, „daß es ihm manchen schwermüthigen
 „Augenblick gekostet habe, um nur ein erträgli-
 „cher Narr zu seyn.“ Die lachende Miene ist
 aber frühlich natürlicherweise seine Hauptmine,
 und schön werden sie seit gewisser Zeit einen
 deutschen Schriftsteller gesehen haben, der unter
 dem Schutze derselben, so viele feine Bemerkungen
 und gründliche Lehren vorgetragen hätte; Sein
 Werk besteht zwar nur aus wenigen Bogen, aber
 es verdient uns mehr als einer Absicht, daß ich
 umständlich davon rede.

Die Fortsetzung folgt künftig.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 24. December 1761.

Beschluß des zweyhundert und vierten Briefes.

Gleich im Anfange beschwehrt sich Harlekin, über den unerbittlichen Gelehrten, der in der Zeit, da alle andere Stände unter den Menschen, sich vor seiner Schaubühne einfanden, allein „in seinem geerbten Lehnsstuhle, wie der „Kaysr auf einem alten Reichsstädtischen Grotzen sitzt, und nach Gründen ausrechnet, ob „Harlekins Vorstellungen gefallen können oder „nicht!„ Seine ganze Familie würde ein so verächtliches Betragen der Gelehrten, gegen sie in Waffen bringen, „wenn nicht ihr Ahnherr ein vor- „trefflicher Mann, ausdrücklich und wohlmeinend befohlen, überhaupt aller Gelehrten um „ihrer nahen Verwandschaft willen zu schonen,

Zwölfter Theil.

V

„nen,

„nen, und gegen denselben spizige Federn bloß mit
 „ihren hölzernen Säbeln zu sechten.“ Wer noch
 an dem Nutzen seiner Vorstellungen zweifeln wolte,
 könnte leicht sowohl durch den Königlichen Leibarzt,
 als durch die ganze Parisische Fakultät von dem
 Gegentheile überführt werden, die das beglaub-
 te Zeugniß geben müßte, „daß noch niemand seine
 „Abendmahlzeit übel verdauet habe, der sein ge-
 „ringes Auditorium mit seiner angenehmen Ge-
 „genwart zu beehren sich gefallen lassen, — doch
 „meine Ehre, sagt er, leidet es so wenig, wie
 „meine Absicht, die Verdauung meiner Freunde
 „als ein günstiges Vorurtheil für meine Geschick-
 „lichkeit anzuführen; betrachtet die größten Na-
 „turforscher durch die Bemerkung der Wirtun-
 „gen, als den sichersten Weg zu allerhand artigen
 „Systemen gelangen.“

Er ist so bescheiden, gern zuzugeben, daß die
 Oper, das Trauerspiel, die eigentlich Comödie,
 ja auch das rührende Lustspiel immer den Vorzug
 vor ihm behaupten mögen; nur bittet er sich mit
 aller

aller Demuth aus, daß man ihm in der Ordnung
 nach ihnen wenigstens den Rang vergönne. „Ich
 „schmeichle mir, setzt er hinzu, in der besten komi-
 „schen Welt ein nothwendiger und angenehmer
 „Bürger zu seyn, und hoffentlich wird man mich
 „auch nicht aus einer andern Welt verbannen,
 „worin so viele Thoren zum Dienste der Weisen
 „geduldet werden. — An dem Titel Comödie
 „ist mir ohnedem wenig gelegen; — manche
 „Blume ist an einer Doris Busen ganz stolz ver-
 „blühet, deren Geschlecht vom Ritter Linnäus
 „niemals bestimmt worden. Meine komischen
 „Vorstellungen mögen künftig immer Harlefinas
 „den heißen. — Vielleicht ist es mir auch weit-
 „rühmlicher, ein eigenes Thier in meiner Art zu
 „bleiben, als wie der Löwe zum Raubgeschlechte
 „gezählet zu werden.“

Sie dürfen übrigens nicht denken, daß Har-
 lefin in den Tag hinein schwache, und nur eine
 Stunde hinzubringen suche; bis sein Herr seine
 Arzneyen zu recht gelegt hat. Er ist sein eigener

Herr und verfährt mit aller möglichen Ordnung. Zuerst thut er dar, daß es außer der eigentlichen Comödie und dem rührenden Lustspiel noch viele andere Arten der komischen Vorstellungen geben könne; weil die Sphäre des menschlichen Vergnügens sich immer erweitern lasse. In einer Episode zeigt er, wozu die seinigen nützen können, wenn er auch das Zeugniß der medicinischen Fakultät nicht zu Hülfe nehme; und endlich beschreibt er den eigentlichen Charakter seiner komischen Gemählde. Bleiben sie immer bey ihm stehen, und hören Sie ihn selbst. Er nimmt seinen ersten Beweis von den vielen, und unter sich sehr verschiedenen Gattungen der komischen Dichtkunst her. „So gar die Arten eines Cervantes und Swifts, eines Despreaux und Silvings, eines Popens, Zacharia und Duschens, eines Gréffets und Vades, eines Scarrons, Butlers, Garths und Voltaires in der Pucelle, gehören zwar zu dem Geschlechte des Heldengedichts, sind aber in ihrer Art, wie Klopstocks Schöpfungen, von Homers
„wirk-

„wirklichen Helden unterschieden.“ (Pope, Zacharie und Dusch gehören wohl ganz zu einer Art, und aller Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, daß die letztern ziemlich glückliche Nachahmer des erstern sind. Eiterley Plan, eiterley Ordnung eben dieselben Maschinen.)

Der V. fährt fort: „Selbst Cervantes und Fielding, die von manchen in eine Classe gesetzt werden, sind in ihren Arten unterschieden, indem erster in der komischen Karikatur, letzter aber in denstellungen nach dem Leben, und besonders in moralischen Küchenstücken sich gezeigt.“ Er setzt bald hierauf in einer Note dazu: „Wenn Young Fieldings Winkel geschnitten, so hätte er einen Englischen Don Quichot gemahlt.“ — Vielleicht einen Christlichen. — „Was kan man nun, schließt er endlich, für einen Grund angeben, warum die verschiedenen Arten der komischen Mahleren, welche überall eine so glückliche Mannigfaltigkeit haben, bloß auf der Bühne missallen sollen?“

In einer Note, die er aber weißlich in den Text einrückt, findet er für gut, eine Vertheidigung der Oper zu übernehmen; da die Einwürfe dagegen seiner Art von Gemälden ebenfalls schaden könnten. „Die Oper, sagt man, ist unnatürlich: was gewinnt man dadurch? Die Oper ist eine Vorstellung aus einer möglichen Welt. — Die einzige Natur, welche wir in unserer wirklichen Welt haben, ist zu enge für die Einbildung des Dichters. — Es würde lächerlich seyn, wenn die Operngötter gleich Adams Kindern sprächen, indem darauf eine Mischung verschiedener Naturen entstehen würde. Die Opernbühne ist das Reich der Chimären; sie erschuf einen gezauberten Himmel, und da die Engel in ihrem seligen Aufenthalte beständig singen sollen, so müßte die Einbildungskraft desjenigen Operndichters sehr matt seyn, welcher seinen Göttern diese Art des höhern Ausdrucks und die Harmonie der theatralischen Sphären entziehen wolte. Es kan also der beste Lobspruch, den man einer Oper geben kan, eben darin bestehen, daß sie
„ in

„in Vergleichen unserer Welt völlig unnatürlich ist.“

Doch weiter; der erste Theil ist zu Ende, und die Episode von dem Nutzen der Harlekinaden fängt an. Erst fordert der V. von seinen Lesern die Freymüthigkeit, sich selbst zu gestehen, „wie es nur selten, oder doch nicht oft, wenigstens nicht allemal eine Neigung zur Besserung sey, welche sie der Schaubühne zuführe.“ Er merkt ungemein richtig an, daß bloß die Furcht vor einigen Leuten, welche den Schauspielern einen Platz auf dem geweyhnten Kirchhofe versagen, die theatralischen Dichter gezwungen habe, in allen gedruckten Vorreden zu behaupten, daß die Besserung der Sitten ihre Hauptabsicht sey. In der That darf denn das Vergnügen nicht ebenfalls als eine Absicht gelten? Giebt es denn nicht ein moralisches Vergnügen, und wenn die Natur uns Freuden darreicht, die wir genießten dürfen, hat denn die Kunst allein unheilige Hände, daß wir uns schämen müssen, von ihr Vergnügen anzunehmen,

nehmen, und von ihr immer nur Nutzen fordern dürfen? Harlekin jauchzet, wenn er die seligen Wirkungen des Vergnügens betrachtet, das er seinen Zuhörern austheilet. „Ich und sonst niemand kann sich rühmen, ruft er aus, daß mehrere Menschen vergnügter von meinem, als von jenes Königs Angesicht weggegangen sind. „Und wenn ich meine Sache nach der neuesten Art führen wolte, so könnte ich mit gutem Grunde behaupten, daß ich zur Bevölkerung des Landes mehr, als alle unsere Schriftsteller, den Marquis de Mirabeau nicht ausgenommen, beygetragen, und Ehemänner aufgemuntert hätte, welche sonst nach ihren Geschäften, aus den tiefsten Gedanken in den tiefsten Schlaf verfielen; indem ich ihre erstorbenen Sinne zu neuer Lebhaftigkeit erwärmet, ihre Empfindungen gestärket, und die zu einem todten Schlaf gewohnte Glieder zu rühmlicher Verwegenheit begeistert hätte, wie meine nach Standes Gebräuh Allerhöchst-Höchst-und Hochzuhebrende Zuschauerinnen, welche wie die Aurora des Herrn

„v. Mon-

„v. Moncrif, ihre, unter dem Bedinge, nicht
 „zu küssen, wieder erlangte Tugend so gern und
 „so geschwind verschert, mir selbst bezeugen wer-
 „den.“ Ausserdem glaubt er aber auch, der ein-
 zige Arzt für eine grosse Anzahl Menschen zu seyn,
 die die Langeweile so sehr übernommen hat, daß
 sich ihre leere Seele vor allem andern Vergnügen
 ausschließt.

Die Beschreibung, die er von langweiligen
 Stunden macht, ist werth, daß ich sie Ihnen
 ganz hersehe; sie ist ein Meisterstück in ihrer Art:
 „Auch die strengsten Richter, sagt er, werden
 „nicht läugnen, daß sie bisweilen Stunden ha-
 „ben, worinnen sie nicht denken, nicht lesen, und
 „so zu sagen nichts empfinden können, was nicht
 „mit Händen gefühlet wird. Es sind Stunden,
 „wo das so sehr gerühmte weise Lächeln unmöglich
 „ist, wo ein allgemeiner Druck von Schwermuth
 „den trägen Körper belastet, und die göttliche
 „Phyllis mit ihren entzückenden Bewillkommun-
 „gen den steiffen Muskeln kaum eine kaltfinnige

; Höflichkeit auspreßt. Der ermüdete Gelehrte
 „ gähnet in seiner Abendstunde, und das junge
 „ Herrchen fühlt schon kein Vergnügen mehr, die
 „ Gefangenschaft des Königs in der tapezierten
 „ Mausefalle zu lesen; der überlaufene Staatsmi-
 „ nister seufzet nach einer Erlösung; und die von
 „ einer schweren Mahlzeit aufgehobene Freyfrau
 „ ist unschlüssig, ob sie spielen, oder in die Co-
 „ mödie gehen will, weil die Fehler ihres Näch-
 „ sten die vom Plaudern geschwollene Zunge
 „ nicht mehr bewegen können. Die Säure hat
 „ sich aus dem Fürstlichen Magen in die Gegen-
 „ den des Kopfs gezogen, und die geplagten
 „ Hofleute haben ihre schlüpfrige Erzählungen
 „ nach alphabetischer Ordnung erschöpft: der
 „ Hofnarr, oder vielmehr der Hausherr, wel-
 „ cher dessen Rolle seit einiger Zeit übernommen,
 „ kauft am Zahnstocher, und lobt die Morgen-
 „ länder, welche ihre Gesellschaft bey Tische mit
 „ nackten Gauflerinnen unterhielten, um die
 „ gute Verdauung nicht durch ernsthafte Gedan-
 „ ken zu unterbrechen. Solche Menschen, und
 „ über-

„überhaupt die große Menge der menschlichen
 „Gesichter, deren Frühling oft nur ein Gähnen
 „ist, hat die weise und auf alles bedachte Na-
 „tur meiner Vorsoige empfohlen. Sie hat mir
 „aufgetragen, den Schlummer der letztern zu ver-
 „theilen, ihre Cäfte zu verdünnen; ihre Drü-
 „sen zu erweichen, und sie wenigstens alle Tage
 „eine Minute dahin zu bringen, sich ihres Be-
 „rufs in der Welt erinnern zu können.“

Dieser Leute verschleimtes Gehirn durch das
 Lachen zu reinigen, hält er für ein unvergleichli-
 ches Mittel, das auch dem Weisen, der sich vor
 dem Lachen scheuet, und die gute Natur bey sich
 unterdrücket, ganz heilsam seyn sollte. So ge-
 trost er nur die Folge ziehen könnte, „daß sein
 „Beruf in der besten komischen Welt schon recht-
 „mäßig seyn würde, wenn er durch seine Vorstel-
 „lungen den frankten Theil des menschlichen
 „Geschlechts erwecken könnte, ihr unangenehmes
 „Selbst einer einzigen Betrachtung zu würdi-
 „gen; so versichert er doch noch dazu auf sein
 „ehr-

„ehrliches Gesicht, daß er sich die Besserung der Sitten etwas mehr als bepläufig angelegen seyn lasse, und zu diesem wichtigen Zwecke auf seinem eigenen Wege gelange.“ Dies ist der wichtigste Theil der Abhandlung, oder der Rede, wie sie wollen, den ich Ihnen auf künftigen Posttag verspare.

Bf.

Zwey=

Zweyhundert und fünfter Brief.

Dasjenige sagt unser B. und damit fängt er seinen zweyten Theil an, „was man in der Malerey Karikatur nennet, und welches in einer Uebertreibung der Gestalten besteht, dieses ist eigentlich die Art, wie ich die Sitten der Menschen schildere.“

Nach den Regeln solcher Gemählde müssen also auch die seinigen beurtheilt werden, und da der moralische Mensch zur Karikatur geschickter ist als der natürliche; so können seine Vorstellungen eine größere Vollkommenheit erhalten als jene. „Kann ein gemahlter Riese das Auge vergnügen; so,“ schließt er, „ist nichts gewisser, als daß eine moralische Schilderung ein gleiches Recht habe,“ und der Nutzen ist, daß Menschen, welche sich in einer ziemlichen Entfernung von der Wahrheit befunden, durch Vergrößerung der Gestalten zu einem deutlichern Gesichtspunct gelangen müssen.“ Und nun; ehe sie es sich versehen, giebt Harlekin Hr. Lessingen einen Schlag, tritt gleich darauf vor ihn hin, und macht ihm eine tief-

Die Verbeugung. „Herr Lessing, spricht er,
„ein Mann, der Einsicht genug besizet, um der-
„maleins mein Lobredner zu werden, würde mit
„vielleicht hier einwenden, daß die Uebertreibung
„der Gestalten ein sicheres Mittelsen, seinen End-
„zweck zu verschlen, indem die Zuschauer dadurch
„verführet würden, zu glauben, daß sie weit über
„das ausschweifende lächerliche der Thorheit er-
„haben wären. Allein meine gelehrten Feinde
„urtheilen hier abermal nach ihrer gebesserten
„Empfindung, und denken nicht, daß mancher
„einen Geruch kaum empfinde, welcher dem an-
„dern schon die schwersten Kopfschmerzen verur-
„sachet. Sie erwägen nicht, daß es hinter ihnen
„noch ansehnliche Classen von Thoren gebe, für
„deren Empfindungen sie nicht bürgen können.
„Denkt Ihnen nicht, daß Harlekin Recht habe?
„Schon längstens hat es mir geschienen, daß die
„Erforscher der Ursachen, was rühren, gefallen oder
„mißfallen könne, die Menschen alle zusammen in
„eine Classe, das ist in diejenige, worin sie selbst ste-
„hen, zwingen; und nicht überlegen; daß die Er-
„ziehung, und der davon herrührende Vorrath
an

an-Begriffen; so verschiedene Classen von Menschen mache, als beynahе unter den Thieren angetroffen werden, und daß Addison, wenn er einem guten Trauerspieler beywohnet, etwas ganz anders empfinde, als der Barbier, Partridge im Tom Jones; wenn er den Hamlet zum erstenmale vorstellen sieht. Der letztere mischt sich in das Gespräch der Todtengräber, so gut als ob er neben ihnen stünde; und der erstere erwartet mit Ungeduld eine andere Scene. Doch lassen sie uns weiter hören.

„Gleichwie aber, fährt er fort, die Uebertreibung der Gestalten an und vor sich allein, nicht hinlänglich ist, zu vergnügen und zu bessern, wofern nicht zugleich nach Anleitung des Hogarths, dabey gezeigt wird, wie selbige von der wahren Wellenlinie der Schönheit abweichen: also habe ich mich von Jugend auf darauf beflissen, diese Abweichung besonders auszubilden, und daraus ist die wahre Art meiner grotesken Karikatur-Mahlerey entstanden. — Doch so wie die groteske Malerey an keinem Hauptgebäude leicht Platz findet: also verlange auch ich mit
„meinen

„meinen Gemälden nur ein Nebenzimmer auf
„der Bühne. — Die kleine Groteskenart der
„Chineser macht ein Gartenzimmer reizend, und
„Kenner bewundern den Geschmack eines Fürsten,
„welcher dergleichen nicht in einem Winterpallaste,
„aber mit desto größserm Rechte in einem ganzen
„Luftgebäude anzubringen gewußt, und das Dach in
„einen Chinesischen Sonnenschirm verwandelt. —
„Durch diese Art zu mahlen, indem ich die mo-
„ralischen Gestalten und besonders ihre Auswüchse
„übertreibe, bringe ich eine vollkommene und be-
„sondere Art des Lächerlichen auf die Bühne.“
Er will dieses mit Gründen beweisen, und pfus-
schert bey dieser Gelegenheit ein wenig in der Phi-
losophie; er untersucht was eigentlich das Lächer-
liche sey, und vermeynet, daß es allemahl Größe
ohne Stärke sey. Dieser Satz ist mehr blendend
als wahr, inzwischen mag Harlekin hier so damit
durchwischen, ich verspare diese Untersuchung auf
einen künftigen Brief.

Der Beschluß folgt künftig.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 31. December 1761.

Beschluß des zweyhundert und fünften Briefes.

Weit wichtiger ist die Anmerkung, daß der Hauptvorthail seiner Groteskenmalerey in seinem Anstande der Dummheit bestehe. „Dieser Anstand, sagt er, oder das wahre „Goffo, welches die Franzosen durch naïf nur „halb ausdrücken, schattiret alle meine Gemählde, und rettet meinen Rücken.“ — Der Diener in der Livree, der seinen Herrn zum Narren hat, scheint ihm mit Recht nicht wohl ausgedacht zu seyn; Aber er sagt, „das Auge „des Zuschauers ist gewöhnt, meinen Figuren „dasjenige zu verzeihen, was dem Laquais mit „allem Rechte übel genommen werden kan.

Zwölfter Theil,

3

„Und

„Und wenn ich Rarr meinen Herrn zum
 „Rarren habe; so ist der Zuschauer damit zu-
 „frieden, daß ein Rarr den andern plage.
 „Dieses ist die Wirkung meiner scheinbaren
 „Dummheit.“

Der Einwurf, daß die Harlekinaden ein elendes
 Gemische ohne Zahl, ohne Ordnung, frie-
 chend, unaufländig, voller Zoten und leerer Ein-
 fälle u. wären, beantwortet er damit, daß er
 alle so beschaffene Stücke für Mißgeburthen er-
 klärt, die nicht von ihm abstammen. Eben so
 wenig will er die Harlekinaden unter ein ernst-
 haftere Stück gemischt wissen: „Sansonwurst
 „der dreyzehnte, sagt er, welcher mit Carl
 „dem XII. die Bühne betritt, ist nie von meiner
 „Familie gewesen, — und ich enterbe alle dieje-
 „nigen von meinem Hause, welche sich in einem
 „weinerlichen Lustspiele, oder statt der Kunst
 „zwischen den Auftritten des Trauerspiels gebran-
 „chen lassen. — Nur alsdann erscheine ich mit
 „Recht, wenn die ganze Schöpfung der Bühne
 gro-

„Protest ist.„ Was sie von einem gemeinen Harlekin nicht erwarten dürfen, ist dieses, daß der gegenwärtige seine Stücke in Absicht der Einheiten und Einförmigkeiten der strengsten Prüfung unterwirft. Die Einheit des Orts, der Zeit und Handlung macht ihm keine Schwierigkeit, da es Auswege genug giebt sich zu helfen; und in der That die allzugrosse Strenge die vortreflichsten Scenen verdrängen kan. Auch die Einheit der Absicht fällt ihm nicht beschwerlich; „denn, „wenn die Absicht eines Verfassers ist, alle „Regeln zu verletzen, und er thut es auf eine „glückliche Art; so ist sein Werk einig und vollkommen, — eine Posse ist Wiß ohne Stärke: Wer diese Art des Wises lächerlich machen will, dem erlaubt seine Absicht, solche „Possen zu machen, wodurch er diesem Endzwecke „ein Genüge leistet.„ Das sollte ich kaum denken. Eine Absicht, welche gut ist, rechtfertigt nicht alle Mittel, und diese können sich nicht auf jene stützen. Ein Wiß ohne Stärke, oder eine Posse nach dem B. ist allemahl ein schlechter

Wiß, und muß niemals vor einer Versammlung erscheinen, deren Geschmack gereinigt oder rein erhalten werden soll. Ueberhaupt ist diese Erklärung ziemlich schickend, sie ist ad analogiam der obigen Erklärung des Lächerlichen gemacht, und — doch ich schweige ich davon.

Vorauß es dem Verf. hauptsächlich ankommt, ist die Einheit des Tons, die Uebereinstimmung aller zu einem ganzen versammelten Theile, die zur wesentlichen Schönheit des ganzen gehört. Diese Harmonie setzt unsern Harklein in Entzückung, wenn er sieht, wie genau sie in seiner grotesken Schöpfung in Acht genommen werde.

„Ich, als die Hauptperson, zeige mich immer
 „mit einem mir eigenen Anstande in der besten
 „Stelle, und sättige das begierige Auge mit la-
 „chenden Freuden. Alle meine Mitspieler folgen
 „stufenweise nach mir, und unter denselben findet
 „sich keine einzelne abflechende Schönheit, welche
 „die Aufmerksamkeit auf das ganze unterbräche,
 „oder für andere um Verzeihung flehete. Durch
 „mich

„mich erhält das ganze Gemählde Leben, und
 „man sieht, daß das Daseyn der andern, von
 „mir, als dem Hauptwesen abhängt. Die
 „verschiedenen Arten des Lächerlichen schwel-
 „len in ihrer Ordnung zu einer vollendeten Ka-
 „rikatur, und die Absiche sind durch den allge-
 „meinen Schatten zur Gaiße gedämpft. Die
 „Herren Mezzetin, Scapin, Trivelin, bilden
 „ganz unterschiedene Abfälle des Lächerlichen,
 „ohne Mischeile zu veranlassen. Meine Colom-
 „bine, meine Capitano, mein Dottore vermehren
 „den grotesken Contrast. Ein jedes von meinen
 „Lazzi giebt eine passende Gruppe ab, und für-
 „die allgemeine Einheit des Tons fehlet meinen Ge-
 „mähliden nicht. Nichtsdestoweniger glaubt er
 doch, daß die Vermischung unterschiedener Arten
 in seinen grotesken Gemähliden nicht so strenge als
 in andern verbotten sey. Er führt Gründe da-
 für an und verfällt endlich in einen Ernst, den
 er sonst nur einmal in seinem Leben, „und zwar
 „damals empfunden zu haben gesteht, als ihn
 „sein Vater mit Schlägen zum grotesken abrich-

„tete, er auf die Bühne lief, und die Zuschauer
 „mit Thränen hat, nur einmal zu lachen, da-
 „mit sein Vater besänftiget würde.

Schließlich bittet er sich von den strengen Her-
 ren eine kleine Nachsicht für seine Thorheit aus.
 „Die größte und wichtigste Wahrheit ist diese, daß
 „jeder Mensch wechselseitig klug und närrisch ist;
 „das Wenige oder Mehrere in diesem Gemische
 „entscheidet sein Loos. Der große Staatsmini-
 „ster, welcher den Friedensschluß mit Spanien
 „auf dem geheimsten Theile seiner Geliebten
 „unterschrieb, beförderte nichtsdestoweniger das
 „Wohl Europens. „ Von 24 Stunden des Ta-
 ges fordert er von dem Weisen nur eine, und
 „derjenige ist wahrlich weise, sagt Harlekin ganz
 „ernsthaft, der nur eine nicht verliehret. „
 Was sagen Sie dazu? Kan man wohl die-
 sen Harlekin von der Bühne verbannen, und
 sollte man nicht vielmehr Gottscheds Cato
 herunter werfen? Ich will also nur immer
 bey diesen Harlekin einen Platz vor sie bestellen
 lassen,

lassen, und ihm versprechen, daß sie sein geringes Auditorium mit ihrer angenehmen Gegenwart beehren wollen. Mich wenigstens finden Sie daselbst.

Noch ein Wort zum Harlekin als Schriftsteller betrachtet. S. 4. sagt er: auf etwas vergessen seyn, anstat etwas vergessen habe. — S. 79. es erweckt eine Vermuthung vor mir anstat für mich. Der Verstand einiger Stellen auf der 17ten, 48sten, und 72sten Seite ist durch Druckfehler ganz verstellt und kaum zu errathen. Einige Perioden sind zu lang, zu verworren und höchstens noch wegen Harlekins eigenem Styl leidlich. Einem solchen Schriftsteller kan man wohl kleinere Fehler vorrücken, zu denen man bey einem schlechten noch nicht einmal vor der Menge der grossen Fehler durchbringen kan; ob ich gleich gestehen muß, daß man von niemand weniger als von uns, einen Vorwurf wegen der Druckfehler erwarten sollte; von uns, deren Briefe sie richtiger in der Handschrift als gedruckt le-

sen. Wenn Lehrer und Correctors nicht eben
so schwer als Schriftsteller zu befehren sind; so
dürfen wir vielleicht einmal auch wegen dieses
Punkts die Augen aufschlagen.

Zf.

Zwey=

Zweyhundert und sechster Brief.

Es gehet unserm Harlekin, wenn er mir das Gleichniß nicht übel nehme will, fast wie jenem lustigen Thiere, das die Zuschauer durch seine Gaukeleyen ergötzen sollte. Einer von den Anwesenden streuete einige Nüsse auf die Erde; sogleich vergaß das Thierlein die Rolle, die es zu spielen hatte, und klaubte. Eben so macht es der deutsche Harlekin. Er geräth von ohngesehr auf eine philosophische Erklärung; sogleich wirft er seinen hölzernen Säbel weg, setzt sich zu den Füßen des Aristoteles, und disputiret. — Wenn die Deutschen anders einen Nationalcharacter haben; so ist die philosophische Ernsthaftigkeit unstreitig ein Hauptzug desselben. Bey unsern Nachbarn schäkern die Weltweisen, und bey uns bemühen sich die Harlekine um richtige Erklärungen, und so gar um richtige Erklärungen vom Lächerlichen.

„Aristoteles, führt unser Harlekin an, die-
 „ser grosse Meister in allen Wissenschaften; wel-

„her manchen Gedanken weggeworfen, worauf
 „nachher andere ganze Systeme gebauet, glau-
 „bet, der Uebelstand ohne Schmerz würde
 „den ganzen weiten Umfang des Lächerlichen er-
 „schöpfen, und so oft ich an den Staatsmini-
 „ster gedachte, welcher durch seinen, am unrech-
 „ten Orte ausgehängten Hemdzipsel, den Königs-
 „lichen Staatsrath mitten in seinen Berathschla-
 „gungen über das Wohl Europens, zu lachen be-
 „wog; so bin ich fast bereit, ihm recht zu ge-
 „ben. Denn dieser Hemdzipsel war ein gewisser
 „Uebelstand ohne Schmerz. Allein ich finde
 „doch bey einer genauern Prüfung, welche Ci-
 „cero bereits angestellet, eben nicht, daß dieser
 „Satz hinreichend sey, die ganze Lehre des Lä-
 „cherlichen daraus abzuleiten. Denn nach mei-
 „ner Logik heißt es: Omne principium debet
 „esse unicum, adaequatum & universale. Die
 „Größe ohne Stärke scheint mir ein weit
 „fruchtbarer Stamm zu seyn; wenigstens ist
 „mir noch nichts lächerliches begegnet, wozu ich
 „nicht den zureichenden Grund in diesem A ge-
 „funden

„funden. Ein Mann fällt zur Erde, und neben
 „ihm stürzt ein Kind. Man lacht über den er-
 „sten, weil man seiner Grösse Stärke genug zu-
 „traute, um sich vor den Fall zu bewahren.
 „Letzteres im Gegentheil erweckt Mitleiden
 „Mikromegas, dieses Ungeheuer in der übertrie-
 „benen Art, ist nicht lächerlich, weil er eine sei-
 „ner Grösse angemessene Stärke besitzt. Allein
 „die durch seine Gegenwart geschwächte Grösse,
 „des gedemüthigten Alexanders und Newton rei-
 „hen zum Lachen.“

Vortreflich! Allein mein Herr Logikus! Om-
 ne principium debet esse unicum, adaequa-
 tum & universale; Suchen Sie mir also Ihre
 Grösse ohne Stärke in dem Bücherkrieg der
 feisten Mönche, beym Boileau, in dem Liebes-
 antrag des Tartüfs, in dem gefunden Anblick
 eines eingebildeten Kranken, in der ganzen Auf-
 führung des Menschenfeindes beym Moliere,
 oder in der falschen Andacht einer Bethschwester
 beym Gellert! Und wenn sie alle diese verschiedene
 Bey:

Beispiele unter ihre Definition gezwungen haben; so sehen Sie zu, ob Sie auch in dem Hemdzipfel des Staatsministers Grösse ohne Stärke finden können, denn der Königl. Staatsrath wird ihn vermuthlich nicht ganz ohne Ursache lächerlich gefunden haben.

Ernsthaft von der Sache zu reden: so scheint mir die Erklärung des Verf. von weit eingeschränktem Umfange als die Aristotelische. Ja, wo ich nicht irre: so ist sie völlig unter dieser begriffen, die Grösse ohne Stärke macht einen Uebelstand, der, wenn er ohne Schmerz ist, zum Lachen reizt. Der Mangel des Schmerzes ist auch nach der Erklärung des Verf. eine nothwendige Bedingung; denn, wenn der Mann, der zur Erde fällt, ein Bein zerbricht, so wird niemand lachen.

Es ist ferner nicht zu läugnen, daß die Dummheit, die der Verf. mit zur Grösse ohne Stärke rechnet, eine der reichsten Quellen des Lächerlichen

chen

chen sey. Die Dummheit besteht hauptsächlich darin, daß eine handelnde Person sich in der Ausführung eines Vorsatzes, wie man zu sagen pflegt, selbst ein Bein stellt und die Hintertreibung desselben durch leicht zu vermeidende Mittel aus Einsalt befördern hilft. Der Verfasser hat wohl gesehen, daß er diese Quelle mit der seinigen vereinigen müsse, und führt sie deswegen als ein besonders Geheimnis seiner Familie an. Er nennt sie eine Grösse des Vorsatzes ohne Stärke des Geistes. Allein, mit seiner Erlaubniß; man ist nicht allemal dumm, wenn man einen grossen Vorsatz hat, ohne die Stärke ihn auszuführen. Aber es kommt hier nur auf die Stärke des Geistes an; — gut: lassen Sie uns untersuchen, ob der V. dadurch was sage. Zu einem grossen Vorsatz gehört schon ein grosser Geist, wenn dieser Geist seinen Vorsatz, ohne achtet aller Schwierigkeiten behält, so ist er stark; läßt er sich durch die kleinsten Schwierigkeiten gleich abschrecken, so ist er schwach und folglich — verächtlich, aber nicht gleich lächerlich. Zu dem letztern gehört

hört-unstreitig, daß er selbst Schuld an der Hintertreibung seines Vorsatzes werde; und daß diese Schuld an seinem Verstande liege. Ueberhaupt gehört auch nicht immer eine Grösse des Vorsatzes zur Dummheit. Der kleinste Vorsatz, der am leichtesten könnte ausgeführt werden, und zu dessen geschwindester Hintertreibung der Handelnde die bequemsten Mittel durch den größten Mangel an Vorsicht liefert, zeugt von der größten Dummheit. Ein Mensch, der aus einem Kahn, der im Wasser steht, das Wasser auspumpen soll, und um desto eher fertig zu werden, ein Loch in den Boden des Kahns bohren will, ist unstreitig sehr dumm. Der Vorsatz ist klein, es gehört keine Stärke des Geistes dazu, ihn auszuführen, die nächste Absicht in diesem Falle, der sich wirklich zugetragen hat, war dieser, sich die Mühe zu erleichtern: die übrigen Stücke der Erklärung wenden sich von selbst an. Bey dem allen gehört doch immer dazu, daß man durch die Dummheit des andern keinen Nachtheil leide; sonst erweckt sie Verdruss, aber kein Gelächter:

nur

nur alsdann erst, wenn die Empfindung des Nachtheils geschwächt ist und man überlegt bloß den dummen Streich, ohne Rücksicht auf seinen Schaden, ist auch der Beschädigte im Stande zu lachen.

Alles ernstbaste, sagt der B. zu Vertheidigung seiner Begriffe, ist stark und groß. Umgekehrt hat der Satz seine Nichtigkeit, aber wie er ihn vorträgt, ist er nicht allgemein; denn in der vereinenden Entgegensetzung ist es falsch; „was weder stark noch groß ist, ist possirlich.“ Man lacht eben nicht über eine Milbe. Entweder zum Grossen oder zum Starken muß ein wideriger Zusatz kommen, um daraus eine Mischung entstehen zu lassen.

Zutcheson fordert ausdrücklich zum Lächerlichen den Gegensatz des Ansehnlichen und Berechnungsmwürdigen, neben dem Verächtlichen und Geringschätzigen. Should it happen, sagt er, that in any object there appear'd a mixture
of

of these opposite forms or qualities, there would appear also another sense, of the ridiculous. — Things too of a quite different Nature from any human action, may occasion laughter, by exhibiting at once some venerable appearance, along with some thing mean and despicable. Ein neuerer Schriftsteller unserer Nation hegt von der Natur des Pächers
lichen ganz besondere Gedanken, mit welchen ich Sie zu einer andern Zeit unterhalten werde.

Db.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 31. December 1761.

Zweyhundert und siebenter Brief.

Wie verdroß es mich, als ich in dem neuesten Bande der Cronegtschen Schriften Einsamkeiten antraf! Einsamkeiten von allerley Gattung, in Reimen und in Hexametern, in sechs und wieder in zwey Gesängen, in Lehrgedichten und in Oden. O der vermünschte Schlenkrian! — Zwar sind die Einsamkeiten eines Cronegts so öde nicht, als sie bey dem gemeinen Haufen der Dichterlinge zu seyn pflegen. Ein denkender Kopf nimmt allenthalben seine Seele mit, die seine Einsiedeleyen selbst gesellig macht. Sie finden hier und da vortrefliche Verse, neue Gedanken, manche angenehme Beschreibung; aber das Ganze? Hieran ist nicht zu gedenken. Man sasset mit dem schwermüthig scheinenden

Zwölfter Theil. Na Dich,

Dichter von einer Grille auf die andere. Es sind Revertien, die kein Plan, kein Zusammenhang verbindet, und am Ende fragt man sich sehr oft vergebens; was habe ich gelesen?

Sollen unsere Dichter den Young nachahmen, warum borgen sie ihm bloß die Manier ab, ohne Zeichnung, Ausdruck und Composition von ihm zu lernen? Der Engländer hat in seinen Nachtgedanken einen Stof wichtiger Weisheitslehren und tiefsinniger Wahrheiten, die er nach einem wohlgeordneten Plane verbindet, und in den reichsten Schmuck der Poesie einkleidet. Er hat dabey eine ihm eigene Manier, den allzuhäufigen Gebrauch der Hyperbol, dadurch er den Leser oft ermüdet, und ein düstres Colorit, das man ihm gerne verzeihet, weil es seiner tiefsinnigen Seele so natürlich ist. Unsere Dichter missbrauchen die Hyperbol, und stellen sich trübsinnig; so glauben sie dem Engländer nachgeahmt zu haben. Wenn man noch eine scheinbare Ursache fände, warum sie so jämmerlich klagen? was sie so betrübt macht? Wie können wir ihre Schwermuth mit empfinden, wenn sie uns ohne Grund

zu Klagen scheinen, wenn wir uns gar nicht für
sie interessieren?

Der Herr v. C. fängt seine gereimten Ein-
samkeiten an:

Dir schauervolle Nacht der heiligen Einsamkeit,
Dir, traurige Stille, sey mein gärtlich Lied geweiht!

Hier, wo ich mich versenkt in meinem Schmerze
verhülle,
Verdopple sich die Nacht! Ein mächtger Schauer
rauscht,
Durch das erschrockne Thal, in dem kein Waldgott
lauscht.

Die Einsamkeit allein soll meine Klagen hören;
Sie berge meine Wuth und die erhitzten Zähren!
Es wird vielleicht in ihr mein reger Schmerz gestillt.
Dich seegn' ich, Einsamkeit; du bist des Grabes Bild!
Hierauf ladet er seinen Freund ein, mit ihm zu
weinen und endlich auch die Schutzgeister;

Ihr, die ihr um mich schwebt, und wie soll ich
euch nennen?

Ihr weinet selbst vielleicht, wenn Geister weinen
können?

Und ist mein traurig Lieb hiern nicht alzu schwach.
Es weint uns noch vielleicht die Nachwelt fühlend
nach.

Doch was soll Nachwelt seyn? —

Hier verlieret sich der Dichter in Betrachtungen über die Eitelkeit des Nachruhms, und erst auf der sechsten Seite erfahren wir, daß die Entfernung von Zemiren, die Ursache sey, warum er selber weinet, und Freund, Schutzgeister und Nachwelt will weinen lassen. — Die reimlosen Einsamkeiten sind interessanter, doch wie gesagt, ihr ganzes Verdienst besteht in einzelnen Stellen, die ihre vorzügliche Schönheiten haben; das Ganze ist von keiner Erheblichkeit.

Lassen Sie uns indessen einem sonst guten Dichter diese Modestände zu gute halten; Unsere dunkle Nacht und Gräberpoeten haben die Stimme der Natur so sehr überschrien, daß ein junges Genie, indem es seine Kräfte übet, leicht verführt werden kan, dem grossen Haufen nachzugehen. Zu einer andern Stunde hat der H. v. C. das Lächerliche dieser seltsamen Mode sehr wohl ein-

eingesehen. In seinem Lehrgedichte an Herrn U.
heißt es:

Einst sang die Nachtigall; der Ubu war nicht
weit,

Und sprach: dein künstlich Lied reizt nur zur
Weichlichkeit.

Der Schaffer hört dein Lied: entzückt von deinen
Tönen,

Sinkt er ganz schwachtend hin, im Arm von seiner
Schönen,

Und küßt sie feuriger. Mich hört um Mitter-
nacht

Der Weise, der allein bey später Lampe wacht.

Mein Lied tönt furchtbar schön, und mehrt der
Nächte Schrecken,

Zu schwermuthvollen Ernst den hohen Geist zu
wecken.

Quäl ich auch gleich dein Ohr; bis Quälen bessert
ihn;

Und folglich ist mein Lied dem deinen vorzuziehn.

O gründlicher Beweis! die Naubigkeit der Kehle
Macht bey dir dein Verdienst, antwortet Philomele.

u. s. w.

Unter seinen übrigen Lehrgedichten sind einige
 überaus schön. Seine Verse fließen sanft, und
 doch nicht ohne poetisches Feuer. Er kennt die
 Welt, schildert seine Charaktere, hat morali-
 sche Einsichten, und was bey einem deutschen
 Dichter selten ist, Kenntniß der schönen Künste.
 Unter andern hat mich das Lehrgedichte, Be-
 wohnheit und Natur, ungemein vergnügt.
 Der wahre Horazische Geist herrscht in diesem
 moralischen Gedichte. Es hat Plan und Ord-
 nung, gründliche Betrachtungen, Charaktere,
 Salz und feine Satyre.

Wie schwerlich lassen sich die Neigungen bes-
 iegen,

Die bey der Kindheit schon mit unilgbaren
 Zügen

Die rege Phantasie, die jeden Geist belebt,

In unser tiefftes Herz mit mächtgen Fingern
 gräbt.

Es gräbt ein junger Hirt in die noch weiche
 Rinde

Des jungen Ulmenbaums, den Namen der
 Gelinde.

Der

Der werthe Baum wächst zugleich mit seinem Baum,
Und auch wenn dieser fällt, vertilgt die Zeit ihn
baum.

So wohnen unbekant in unerfahrenen Seelen
Die Bilder jeder Lust, die sie sich künftig wählen.
Noch in der Wiege lag Alkmene's stolzer Sohn
Und seine zarte Faust erdrückte Schlangen schon.
Das Kind, das sonst erfreut nach Gold und Sil-
ber gaste

Und mit begierger Hand sein Obst zusammen raste,
Das, was man andern gab, voll Neides an-
geschleht,

Mit Diebstahl nur gescherzt, und mit Betrug
gespielt,

Sich aus Mißtrauen nie, von seinem Schrank
entfernet,

Das Kind, das keine Kunst so schnell, als Rech-
nen, lernet,

Das Hoffnungs volle Kind, Lavernens liebster Sohn,
Leih' ist auf zwölf pro Cent, und nennt sich Har-
pagon.

Erspin, der starke Knab, der unbekante Leute
Sogern mit Steinen warf, stets andern Kindern
dräute,

**Schrie schimpfte, hänselt hat, voll Stolz und
Ueberdruß,**

Crispin, der starke Knab, ist jetzt ein Critikus. —

**Um! daß Sie hier denken, wenn der Dichter
Nicht hätte; wie mancher von meinen Freunden
müßte einst ein starker Knabe gewesen seyn? —
Wer weiß? Wenn sie auch gleich nicht mit Stei-
nen nachgeworfen; so können sie doch vielleicht sehr
früh einem schlechten Dichter nachgerufen haben:**

Strike him! he has made bad verses! * —

**Nachdem der Dichter verschiedene Charaktere
von dieser Seite betrachtet, fährt er fort:**

**Was nützt uns der Verstand, wenn ihn das
Herz betrüget;**

**Und wenn ein Augenblick Entschliessungen besieget,
Die lange Jahre durch, nach vielem Fleiß und
Müh,**

Der Weise sich gefaßt: Natur verstummet nie.

**Ein einger Wink von ihr ist mehr, als alle Gründe:
Denn die Vernunft spricht gut und die Natur
geschwinde.**

Ein

* S. Shakespear's Cæsar.

Ein wahrer philosophischer Gedanke! Die Geschwindigkeit, mit welcher die angebohrnen Dilemmen wirken, macht, daß sie sehr oft der Vernunft zuvorkommen, deren Gründe, so überzeugend sie auch sind, erst langsam nachfolgen, und zu spät vermehren. —

Fast alle gleichen wir, trotz Regeln und Verstand,
Dem spielenden Sargill, dem lehrenden Cleanth.
Wir sehn der Tugend Bahn; wir wollen sie beschreiten,

Und lassen uns dennoch von den Begierden leiten.
Der Irrthum macht uns stolz, die Menge reißt uns hin:

Mehr als die Tugend selbst thut oft der Eigensinn:
Kurz, wir sind, seit Saturn das Regiment verlohren,

Sehr theoretisch klug, und practisch sind wir Thoren.

Ich glaube, diese Stellen werden Sie begierig genug machen, das ganze Gedicht zu lesen, und sodann werden Sie auch Günthers Schatten, das Glück der Thoren, überhaupt die ganze kleine Sammlung von Lehrgedichten mit Vergnügen

gründen lesen, nur das nichts bedeutende prosaische Ding nicht, das die Herausgeber, ich weiß nicht warum, am Ende der Lehrgebichte hingefügt haben.

Noch finden Sie zwey Bücher, Oden und Lieder, auch vermischte Gedichte, aber wenige gute Stücke, die unter einer Menge von mittelmäßigen vergraben liegen. Die mehesten sind vermuthlich jugendliche Versuche des Dichters, die unter seinen Papieren gefunden worden sind, und in den Augen seiner Freunde vielleicht einigen Werth haben können. Für den Ruhm des Herrn v. C. aber wäre es unstreitig besser gewesen, wenn die Herausgeber mehr die strenge Critik, als die nachsehende Freundschaft hätten wählen lassen. Das einzige Gedicht, der Krieg, das zu Anfange des gegenwärtigen Krieges besonders herausgekommen, und sich hier in der Menge fast verlieret, ist mehr werth, als alle die Lieder mit den Refreins; Ich weiß nicht wie; Ich weiß nicht was; die Zeit wirds lehren; Das

Das weis ich schon; das ist schon wahr u. s. w., davon das zweite Buch der Oden und Lieder fast ganz voll ist. Wir haben im Deutschen eine eckelhafte Menge von dergleichen Liedern, und zum Unglück haben sie fast alle denselben Schnitt, dieselbe Wendung. Man siehet weder Anfang noch Ende, man kan die letzte Strophe zuerst, und die erste zuletzt lesen; man kan hinzusehen und davon nehmen so viel man will. Kurz, es sind poetische Caprizen, denen der erste Einfall einigen Werth gab, davon man aber nur sehr wenige haben muß, wenn sie gefallen sollen.

Lassen sie mich meinen Brief mit denselben Versen beschliessen, mit welchen der Herr v. Cronegk sein Leben, und die Herausgeber seiner Schriften, ihre Vorrede beschlossen. Er schrieb sie auf seinem Krankenbette an einen Freund:

Wenn sich ein Reimer untersteht,
Und deines Cronegks Asche schmäh't;
So sey dein Amt, sein Herz zu rächen!
Hier liegt ein Jüngling, laßst du sprechen,

Der

Der seines Lebens kurze Zeit
Aufschuldiger Mufen Scherz geweiht.
Gär' ihm die Parce längres Leben.
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben;
So würden seine Schriften rein
Und kritisch ausgebessert seyn.
Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen,
Und dis erträgt er ohne Schmerz;
Doch sollte sie sein Herz recht kennen
So schätze sie gewiß sein Herz.

K.

Ende des zwölften Theils.
